

90

LITTERARIA HUNGARICA

HERAUSGEGEBEN VOM
LANDESVERBANDE DER UNGARISCHEN
WISSENSCHAFTLICHEN GESELLSCHAFTEN
UND INSTITUTE

1941



1. JAHRGANG

BUDAPEST, 1943

1—2. HEFT

KÖNIGL. UNG. UNIVERSITÄTSDRUCKEREI

LITTERARIA HUNGARICA

Bibliographische Vierteljahrschrift, herausgegeben vom Landesverbande der Ungarischen Wissenschaftlichen Gesellschaften und Institute. Zugleich Fortsetzung der „DEUTSCHEN AUSZÜGE UNGARISCHER WISSENSCHAFTLICHER ZEITSCHRIFTEN“ (Beilage der Ungarischen Jahrbücher. Zeitschriftenschau.)

Unter Mitwirkung von G. ERVIN, Gy. HARASZTHY, R. K. HORVÁTH, M. KRING und L. VARGHA redigiert von L. MÁTRAI.
Schriftleitung: Budapest, VIII., Eszterházy-u. 26.

INHALT

	Seite
Geleitworte von Prof. L. Gajzágó	3
I. Tell. Forschungsberichte.	
Ergebnisse und Zielsetzungen der ungarischen Geschichtsphilosophie (G. Ervin)	5
Über den Erkenntniswert der Intuition (S. R. Rezek)	13
Über Wert und Wirklichkeit in der Ästhetik (L. Baránszky—Jób)	19
Christliche Gesellschaftslehre (G. Ervin)	32
Über den ungarischen Nationalcharakter (J. Szigeti)	34
Eine Psychologie des Alltagslebens (G. Ervin)	53
Moraltheologie des Zinses (G. Ervin)	54
Katholische Dogmatik (L. Senkár)	55
Methodenfragen der klassischen Philologie (J. Soltész)	57
Allgemeine Sprachwissenschaft (L. Deme)	71
Ungarisches etymologisches Wörterbuch (L. Deme)	75
Der Wechsel der Literaturanschauung in Ungarn (Gy. Haraszthy)	77
Zur Geschichte der ungarischen Romanliteratur (E. Vajda)	105
Querschnitt der ungarischen katholischen Kirchengeschichtsschreibung (1936—1942) — (J. Félegyházy)	110

LITTERARIA HUNGARICA

HERAUSGEGEBEN VOM
LANDESVERBANDE DER UNGARISCHEN
WISSENSCHAFTLICHEN GESELLSCHAFTEN
UND INSTITUTE

1941

1. JAHRGANG

BUDAPEST, 1943

1—2. HEFT

KÖNIGL. UNG. UNIVERSITÄTSDRUCKEREI

LITTEBRIA
HUNGARICA

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

1891

Kiadáért felelős: Dr. Mátrai László.

41.777. — Királyi Magyar Egyetemi Nyomda. (Felelős: Thiering Richárd.)



Die „*Litteraria Hungarica*“ (etwa: *Wissenschaftliche Berichte aus Ungarn*) bilden eine Fortsetzung der „*Deutschen Auszüge ungarischer wissenschaftlicher Zeitschriften*“, welche früher als eine ständige Beilage der in deutsch erschienenen wissenschaftlichen Zeitschrift „*Ungarische Jahrbücher*“ zur Informierung des Auslandes veröffentlicht worden sind.

Zwar nicht diese Zeitschrift selbst, aber die „*Deutschen Auszüge ungarischer wissenschaftlicher Zeitschriften*“ waren eine Veröffentlichung des „*Landesverbandes der Ungarischen Wissenschaftlichen Gesellschaften und Institute*“. Das gleiche gilt für die „*Litteraria Hungarica*“, die auch jetzt eine und zwar derzeit die wichtigste Veröffentlichung des Landesverbandes der Ungarischen Wissenschaftlichen Gesellschaften und Institute sind.

Ein Unterschied zwischen der früheren und der jetzigen Veröffentlichung ist, so zu sagen, nur in ihrem Titel und im Umstande zu vermerken, dass die „*Litteraria Hungarica*“, wie ersichtlich, trachten, von nun an nicht nur Auszüge von Artikeln, die in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen sind, sondern auch umfassende Berichte über die wissenschaftliche Tätigkeit in ihrer Gänze auf verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens in Ungarn mitzuteilen, und dass dieselben nicht mehr bloss als eine Beilage der *Ungarischen Jahrbücher*, sondern selbständig erscheinen.

Der Landesverband der Ungarischen Wissenschaftlichen Gesellschaften und Institute war seinerzeit, wie bekannt, eine Gründung weiland des Grafen Kuno von Klebelsberg, des grossen Ministers für Kultus und Unterricht Trianon-Ungarns, eine in der langen Reihe so vieler anderer Schöpfungen dieses grossen ungarischen Staatsmannes, die alle berufen waren, das kulturelle Leben selbst im verstümmelten kleinen Ungarn, und insbesondere in ihm, zwecks seiner Stärkung, zu heben. Sonderlich bezweckte diese Schöpfung die Gesamtheit der vorhandenen wissenschaftlichen Gesellschaften und Institute des Landes zu einer autonomen Zusammenarbeit auf solchen Gebieten anzuregen, die diese sich eben in ihrer Gesamtheit, ihren gemeinsamen Zielsetzungen entsprechend, finden könnten. Es hängt daher von ihnen ab, welche segensreichen Gebiete der autonomen Tätigkeit sie sich naturgemäss selber erschliessen wollen.

Um dies des näheren beeinflussen zu können, übernahm seinerzeit weiland der Graf Kuno von Klebelsberg persönlich die Präsidentschaft des Landesverbandes, die er dann bis zu seinem Tode so förderlich und erfolgreich bekleidete. Sein würdiger Nachfolger in dieser Präsidentschaft wurde sein ruhmreicher Nachfolger im Ministerfauteuil, Prof. Dr. Valentin von Hóman, unter dessen hervorragender Leitung der Landesverband seine Tätigkeit insbesondere in der Richtung der Annäherung des Auslandes zwecks gründlicherer Bekanntmachung desselben mit dem ungarischen Geistesleben entwickelte und vervollkommnete.

Unter der Präsidentschaft beider der genannten hervorragenden Leiter des ungarischen kulturellen Lebens entfaltete in der Führung des Landesverbandes unvergessliche und ungemein wertvolle Tätigkeit auch der frühere

Generalsekretär, später Vize-Präsident des Landesverbandes, Universitätsprofessor der Rechtsfakultät der Peter Pázmány Universität in Budapest, Prof. Dr. Zoltán von Magyary, wie wohl bekannt, ein hervorragender Kulturpolitiker und Vertreter der Verwaltungswissenschaft, seitens dessen es an Initiativgeist, sowie Entschlossenheit und Ausdauer in der Durchführung, wie überhaupt, auch hier, wohl nie gefehlt hat.

Unter solchen Umständen erheischt es auch keines näheren Beweises, dass im Landesverbande an bereits vorhandenen Anregungen zur Zeit kein Mangel war, als Unterfertigten die Ehre traf, in das Erbe zwei so hervorragender Präsidenten treten zu müssen. Die Bürde der hiemit übernommenen Verantwortungen wurde ihm nur dadurch erleichtert, dass gleichzeitig eine so wertvolle Persönlichkeit, wie Prof. Dr. Julius Németh, Universitätsprofessor der Philosophischen Fakultät der Peter Pázmány Universität, die Vize-Präsidentschaft des Landesverbandes übernahm.

Diesem letzteren Umstande ist es bereits zu verdanken, dass der Landesverband, neben der Fortsetzung der Veröffentlichung der in ihrem ersten Bande hier vorliegenden Wissenschaftlichen Berichte aus Ungarn, derzeit sogar Schritte unternommen hat, sein Tätigkeitsfeld in so weit zu erweitern, dass der Landesverband hoffentlich bald mit der Veröffentlichung auch selbständiger, grösserer, wissenschaftlicher ungarischer Werke in Übersetzungen vor dem Ausland wird erscheinen können. Eine Aufgabe, deren systematische und berufene Pflege bis zum heutigen Tage, trotz ihrer unbestreitbaren Wichtigkeit, so ziemlich vernachlässigt war. Natürlich, wird in dieser Richtung ein Zusammenwirken mit der Ungarischen Akademie der Wissenschaften unvermeidlich, und auf jeden Fall sehr erwünscht sein, so wie auch eine weitreichende moralische und anderweitige Unterstützung seitens der höchsten Stelle der ungarischen kulturellen Verwaltung. Hiefür kann jedoch in die Person des gegenwertigen Kultus- und Unterrichts-Ministers, Dr. Eugen von Szinyei Merse, das grösste Vertrauen gesetzt werden.

Wenn dieser Plan gelingt, wird der Landesverband und eigentlich das ganze ungarische geistige Leben dem Anreger und Organisator dieses Unterfangens, Universitätsprofessor Dr. Julius Németh, Vize-Präsident des Landesverbandes, zu immerdauerndem Danke verbunden sein.

Die vorliegende Veröffentlichung selbst bedarf wohl keines näheren Kommentars, und soll sich auch die Anerkennung der Aufnehmer selber erkämpfen. An Reichhaltigkeit wird es ihr auf keinen Fall fehlen.

Das Erscheinen der französischen Ausgabe dieser Veröffentlichung — welche in ihrer früheren Form und unter ihrem früheren Titel: „Revue des Revues littéraires et scientifiques hongroises“, immer als Beilage der Zeitschrift „Revue des Études Hongroises“ erschienen ist — musste dormalen aufgeschoben werden.

Budapest, den 15. März 1943.

PROF. DR. LADISLAUS GAJZÁGÓ

Ausserordentlicher Gesandter und
bevollmächtigter Minister,
Professor des Völkerrechts an der Peter
Pázmány Universität in Budapest.

Präsident des Landesverbandes der
Ungarischen Wissenschaftlichen
Gesellschaften und Institute.

ERGEBNISSE UND ZIELSETZUNGEN DER UNGARISCHEN GESCHICHTSPHILOSOPHIE

Das ungarische Geistesleben ist tief im Geschichtlichen verwurzelt. Die Doktrin der heiligen Stefanskrone, der gesellschaftliche Aufbau der Nation, ihre politischen Zielsetzungen wie auch ihre Religiosität sind durch ein tiefwirkendes geschichtliches Erleben bedingt. Die ungarische Philosophie hat sich nie von dem Geschichtlichen, dem Überlieferten und Traditionellen losgelöst. Unsere besten Denker haben immer an die Vergangenheit angeknüpft, immer Sinn für das Historische bewiesen. Wenn z. B. Á. v. Pauler sich selbst in die höchsten Höhen der Metaphysik aufschwang, bewahrte er doch immer eine lebendige Verbundenheit mit der Antike und mit den geheiligten christlichen Überlieferungen. Bei solcher Hochschätzung des Geschichtlichen stand zu erwarten, daß der Geschichtsphilosophie ein vornehmer Platz unter den in Ungarn kultivierten philosophischen Disziplinen zuteil würde. Unsere Philosophen haben den von der Geschichte aufgeworfenen Problemen immer ein reges Interesse gewidmet. Andererseits sind auch unsere führenden Historiker stets bestrebt, ihren Stoff und ihre Funde von einem höheren, philosophischen Standpunkt aus zu ordnen und zu beleuchten.

Ein Bericht über den neueren Stand der ungarischen Geschichtsphilosophie hat unbedingt mit der Geschichtsphilosophie¹ von Gyula Kornis anzufangen. Sein Werk ist nämlich das einzige, das das gesamte Thema umfaßt. Nachdem Kornis den Platz der Geschichtswissenschaft im System der Wissenschaften bezeichnet hat, teilt er den Stoff der Geschichtsphilosophie in die drei großen Gebiete der *Erkenntnistheorie*, *Ontologie* und *Axiologie* der Geschichte auf.

Im *erkenntnistheoretischen* Teil wird das auf Analogien begründete Neuerleben als der Weg zum historischen Verständnis bezeichnet. Das historische Verstehen ist nicht ohne weiteres mit dem logischen Verstehen gleichzusetzen. Im historischen Verstehen ist immer ein subjektiver Faktor wirksam, die objektive Geschichtsschreibung „ist ein noch nie erreichtes Ideal, dem sich die Forschung immer nur nähern kann, ohne es je zu verwirklichen“ (S. 72).

Was die *Ontologie*, die Seinsgehalte der Geschichte betrifft, sollen die natürlichen (geographischen, rassischen), wie auch die spezifisch menschlichen Elemente in gebührendem Maße Berücksichtigung finden. Zwischen den Extremen der individualistischen und kollektivistischen Geschichtsanschauung stehend, weist Kornis auf die gegenseitige Abhängigkeit des Individuums und der Gemeinschaft hin.

Jede Geschichtsbetrachtung ist notwendigerweise an der Kultur interessiert. Die Kultur als Ideal, als Tätigkeit und als Ergebnis ist die wichtigste Triebkraft des geschichtlichen Geschehens. Eine Unterscheidung zwischen politischer Geschichte und Kulturgeschichte ist nicht berechtigt, „jede Geschichte ist eigentlich Kulturgeschichte“ (S. 116). Es wäre falsch, das Materielle im menschlichen Leben außer acht zu lassen; die wichtigste Vorbedingung der Geschichte ist jedoch die zielsetzende und verwirklichende Kraft des menschlichen Geistes. Die Geschichte kann nicht aus Ursachen deduziert und berechnet, sie kann nur aus menschlichen Zielsetzungen heraus verstanden werden.

Die Ontologie der Geschichte ist mit den immanenten Faktoren (Natur und Mensch) noch keineswegs erschöpft. Am Gange der Geschichte ist auch ein höherer, transzendenter Faktor beteiligt. Diese transzendente Macht kann theistisch oder pantheistisch aufgefaßt werden; indessen findet sich der Pantheismus vor unvergleichlich größere Schwierigkeiten gestellt als der Theismus.

Nach der Ontologie der Geschichte wird ihre *Axiologie* behandelt. Die vom Wertstandpunkt aus indifferente Entwicklung (Evolution) wird dem Fortschritt entgegengestellt. Die Entwicklung selbst ist eine unbezweifelbare Tatsache, während ein Fortschritt oft nur auf Grund stark subjektiver Voraussetzungen festzustellen ist. Die Ergebnisse der verschiedensten Denker zusammenfassend findet Vf., daß nur auf intellektuellem, technischem und künstlerischem Gebiete ein gewisser Fortschritt zu bemerken ist, der aber nichts weniger als ununterbrochen und gleichmäßig erscheint. Auf dem Gebiete der Moral und der persönlichen Schaffenskraft zeigt sich kein Wachstum und keine Besserung. Die Geschichte ist dennoch nicht sinnlos. Den immanenten Zweck der Geschichte: die Verwirklichung der Idee der Humanität, ergänzt die Religion durch das transzendente Ziel, das uns in der Idee des Gottesreiches gegeben ist. In der Geschichte offenbaren sich ewige Werte.

Diese bei Kornis gegebene dreifache Einteilung unseres Problemkreises in Erkenntnistheorie, Ontologie und Axiologie beibehaltend, versuchen wir im folgenden eine Übersicht über die neueren Arbeiten unserer Geschichtsphilosophen zu geben.

a) Ungarische Denker haben der historischen Erkenntnistheorie verhältnismäßig wenig Interesse entgegengebracht. Gegen einen naiven Positivismus gefeit, hüten sie sich doch vor der Gefahr des uferlosen Versinkens in Methodenprobleme, auf die doch meistens das Wort „solvitur ambulando“ zutrifft. Neben der mehr dem praktischen Interesse des Historikers Rechnung tragenden Methodik der Geschichtsschreibung² ist die nur auszugsweise veröffentlichte Arbeit von Károly Maróti³ beachtenswert. Hier hören wir, daß Geschichtswissenschaft ein den Bedürfnissen der jeweiligen Gegenwart entspringendes Streben nach der Erkenntnis des Vergangenen sei und dass das geschichtliche Wissen die Selbsterkenntnis der Menschheit fördere. Die Geschichtsschreibung entspricht ihrem Zwecke demnach nur dann, wenn sie nicht geflissentlich täuscht und lügt, sich aber auch vor dem Extrem eines rein zahlen- und datenmäßigen Aufzählens hütet. Es gibt verschiedene, gleich berechnigte Arten der Geschichtsschreibung, wie die mehr dem Intellekt sich zuwendende (z. B. Thukydides), die mehr vital und instinktiv eingestellte (z. B. die Bibel) oder die rhetorisch-volkstümliche (z. B. Livius).

Auch Tibor Joó sieht in der geschichtlichen Erkenntnis das Bewußtwerden, die Selbsterkenntnis der Menschheit.⁴ Als Fortsetzer der Traditionen von E. Troeltsch und Károly Böhm, denen er auch besondere Arbeiten gewidmet hat, betont er, daß die Geschichtsphilosophie keineswegs dem Historismus verhaftet bleiben dürfe, sondern auf eine Metaphysik der Geschichte und des Menschen und auf eine materielle Ethik hinweisen müsse.

b) Damit haben wir die ontologischen Probleme der Geschichte erreicht. Von den geistigen Gebilden, die in der Geschichte auftauchen, stehen besonders die *Nation*, der *Zeitgeist* und die *Führerschaft* im Mittelpunkt des Interesses.

1. Nach Tibor Joó⁵ ist die *Nation* ein geistiges Gebilde, eine moralische Einheit, die dadurch entsteht, daß ein ἥρως ἑρόνυμος, ein die Nation zu einer solchen zusammenfassender Held seine Wertschau der Gemeinschaft zugänglich macht, und die Gemeinschaft in den Dienst der erschauten Werte, der platonischen Idee stellt. Diese erschauten Werte bilden die Berufung der Nation. Die diese Werte zum Leitstern ihres gemeinsamen Sinnens und Trachtens erwählen, gehören alle einer Nation zu. In Joós Auffassung ist also die nationale Zugehörigkeit nicht biologisch, geographisch oder sprachlich, sondern moralisch bedingt. Es zeigt sich dabei eine Annäherung an das Renanche Wort vom „plébiscite continuel“. Über Joós Bücher hat sich eine weitläufige Diskussion entwickelt, I. Dékány,⁶ József Somogyi,⁷ László Ottlik⁸ haben die Wichtigkeit des geographischen,

rassischen und — Ottlik — auch der charismatischen Einflüsse stärker betont.

Geschichtliches über die Entwicklung des ungarischen nationalen Gedankens brachten insbesondere Endre v. *Ivánka*⁹ und Ferenc *Eckhardt*.¹⁰

Die Theorie der Nation wird durch die Theorie der nationalen Minderheiten ergänzt. Sándor *Makkai*,¹¹ der das Leben in der unterdrückten Minderheit selbst durchgemacht hat, schreibt darüber: „ein menschenwürdiges Leben kann der Mensch nur als Teilnehmer an der Entwicklung einer nationalen Gemeinschaft leben.“ Wo diese Teilnahme verhindert und unmöglich gemacht wird, wo die Minderheit vom Gesamtleben der Nation ausgeschlossen ist, ist ihr Zustand unmenschlich und unerträglich.

Das Walten der geschichtlichen Kräfte kann auch vom Standpunkte der Soziologie aus untersucht werden. Die Fragen über Nationalität, Minderheit, Reichsidee gehören schon in das Grenzgebiet zwischen Soziologie und Geschichtsphilosophie. Zur methodischen Klärung der gemeinsamen Probleme der zwei Disziplinen hat István *Hajnal*¹² einen Beitrag geliefert. Das Führerproblem wurde von István *Dékány*¹³ in einer mehr soziologisch als geschichtsphilosophisch eingestellten Arbeit behandelt.

2. Ein geistiges Gebilde ganz anderer Art, als die Nation, ist der *Zeitgeist*. Er überschreitet die nationalen Schranken, kann universale Bedeutung gewinnen, und unzählige Menschenleben im Guten wie auch im Schlechten beeinflussen. Gyula *Kornis*¹⁴ beruft sich in dieser Frage auf die Worte, die der Dichter der ungarischen Nationalhymne, Ferenc *Kölcsey* gesprochen hat: „Das Wort Zeitgeist hat eine magische Kraft und ersetzt oft alle Mängel der Beredsamkeit. Warum soll meinem Wunsch willfahren werden? Weil der Zeitgeist es verlangt. Was bringe ich dem Zweifelnden als Beweis vor? Den Zeitgeist. Übertreibe ich? Das ist Zeitgeist. Rede ich ohne Rücksicht auf die Umstände? Das ist auch Zeitgeist. Lehre ich, ohne etwas gelernt zu haben? Der allerreinste Zeitgeist . . .“¹⁵

Der Zeitgeist ist einer fortwährenden Wandlung unterworfen, doch weisen gewisse Zeitalter diesbezüglich eine innere Verwandtschaft auf. Gewisse Typen der Anschauung, des Gefühls kehren immer wieder. Andererseits äußert sich derselbe Gedanke bei verschiedenen Nationen auf verschiedene Weisen. So hat zum Beispiel der Humanismus manche Wandlungen durchgemacht, und sich auf italienischem, englischem und deutschem Boden auf sehr verschiedene Weise entfaltet.¹⁶ Es gibt auch eine ewige Wiederkehr der humanistischen Weltanschauung, die im Gegensatz zu den Einseitigkeiten der Roman-

tik die größten und besten Geister aller Zeiten im Banne hält.¹⁷ Wer den Zeitgeist der einzelnen Epochen beschreiben will, findet sich vor eine recht schwierige Aufgabe gestellt. Gyula Kornis hat einige Artikel der Schilderung des gotischen und des Renaissance-Zeitgeistes gewidmet,¹⁸ wie er sich in Kunst und Wissenschaft offenbart. Jákó Blazovich¹⁹ charakterisiert das Mittelalter als die Epoche der Hierarchie und der Stabilität, das Barock als Streben nach Ausdruck des Transzendenten, die Allerneueste Zeit als eine diesseitige, verpöbelte, technisierte und nihilistische, wobei er natürlich den Inhalt dieser Bezeichnungen eingehend zu erklären bemüht ist.

Sind die Wandlungen des Zeitgeistes vorauszusehen? Folgen sie bestimmten Gesetzmäßigkeiten? Pál Ligeti beantwortet diese Fragen in seinem auch in Deutschland gelesenen Werk.²⁰ Nach der Ansicht Ligetis sind Ordnung und Freiheit die zwei Pole der Geschichte. Am Anfang jeder Kulturepoche begegnen wir einer nur ordnenden, streng disziplinierten, der Architektur huldigenden Periode. Am Ende der Epochen finden wir, daß der Pol der Freiheitsliebe, des Genusses die Vorherrschaft gewonnen hat; besonders die Kunst der Malerei wird gepflegt. Inzwischen kann eine Periode der freien Ordnung beobachtet werden, die ihren künstlerischen Ausdruck in der Plastik findet. Diese Gesetzmäßigkeit herrscht in der Kulturgeschichte Ägyptens, der Antike und des Christentums. Die drei genannten Kulturen stehen aber auch in ihren Beziehungen zu einander unter diesem neuen „Drei-Stadien-Gesetz“, da in Ägypten die Architektur, in der Antike die Plastik, im Christentum die Malerei besonders gepflegt wurde. Diese drei Kulturepochen gehen also in einer größeren Einheit auf. Das Dreistadiengesetz gilt aber auch „en miniature“; neben den großen Bögen der Kulturentwicklung und ihnen untergeordnet, gibt es auch feinere Schwingungen des Empfindens, die innerhalb des gleichen Stils bald das Architektonische, bald das Plastische, bald das Malerische hervortreten und die Gebundenheit der Ordnung mit einer gelösten Freiheit abwechseln lassen.

Ligeti's Werk ist 1926 erschienen. Der Vf. sprach darin die Vermutung aus, daß der Zeitgeist sich wieder in der Richtung der Ordnung und der Gebundenheit bewegen werde. Die Gedanken des inzwischen Verstorbenen weiterentwickelnd, findet Béla B. Bácskay sie durch das Erscheinen des Dritten Deutschen Reichs bestätigt.²¹ Ligeti's Geschichtsphilosophie entstand als bewußte Abwehr gegen die Spenglersche Geschichtsschau. Sie fand ernste Beachtung, und übte auch auf E. P. Sorokin einen gewissen Einfluß aus. Die „ideativ“, „idealistic“ und „sensate“ Typen bei Sorokin sind den „architekto-

nischen“, „plastischen“ und „malerischen“ Typen bei Ligeti stark verwandt.

László *Mátrai*, der diese Ähnlichkeit betont hat, sucht die Schwankungen des Zeitgeistes psychologisch zu deuten. Er reduziert²² die Typen der Psychologie und der geschichtlichen Epochen auf zwei Arten: auf den unmittelbaren und den mittelbaren Typ. Unmittelbar ist der naive Mensch, der Empiriker, der Klassiker, der Realist, die „Hamitik“, der objektive, statische Mensch. Mittelbar empfindet dagegen der Rationalist, der Romantiker, der Schizothyme, die „Äthiopik“, der abstrakte, subjektive, dynamische Mensch. Diese Typen sind wahrscheinlich von vererbaren rassenmässigen Faktoren bedingt, die Wandlungen des Zeitgeistes sind — zum Teil wenigstens — durch Gesetzmässigkeiten der Vererbung zu erklären.

Auch Gyula *Kornis* betont die geschichtsbildende Kraft der psychologischen Eigenschaften. In seinem Buche über die Staatsmänner²³ gibt er eine aus reichem Material gewonnene Darstellung des objektiven und subjektiven, statischen und dynamischen, des auf das Konkrete und auf die Abstraktion eingestellten Staatsmannes.

3. Die Lösung des Problems der *Massen* und ihrer Führer fordert ebenfalls den Beitrag der Seelenkunde. László *Mátrai* weist von der Psychologie aus auf den Gegensatz zwischen dem zum Denken befähigten „zivilisierten“ Menschen und dem nur instinktmässig reagierenden Massenmenschen hin.²⁴ Anton *Schütz* beschreibt zwei Führertypen:²⁵ es gibt Führer, die nur ein Sprachrohr der Masse sind, es gibt aber auch solche, die „am Anfang dem Geschmack des Pöbels sich anpassen, am Ende aber die Masse zu den höchsten Idealen emporreißen“.

c) Das Führerproblem führt uns zu der dritten, *axiologischen Problemgruppe* der Geschichtsphilosophie. Unsere meisten Denker nähern sich diesen Fragen vom theologischen Standpunkt aus. Anton *Schütz*²⁶ sucht den Schlüssel zur Irrationalität und Tragik der Weltgeschichte im Lichte des christlichen Glaubens. Der Sinn der Geschichte liegt in der zeitlichen Entfaltung der Idee der Menschheit, im Vollzug der Erlösung durch Christus und im Werden des Gottesreichs.

Der Historiker Gyula *Szekfü* greift auch zu theologisch-axiologischen Erwägungen, um dem trostlosen Anblick der Weltgeschichte entrinnen zu können.²⁷ Im Jammertal des Erdenlebens ist nur dem Einzelnen, nicht den Gemeinschaften die Möglichkeit der Erlösung geboten. Gottes Vorsehung erstreckt sich jedoch auch auf die Gemeinschaften. Sie wacht darüber, daß jede Verletzung des Naturrechts im Laufe der Zeiten unerbittlich gerächt werde. Sie hat auch der Kirche den Auftrag gegeben, über die Einhaltung des natürlichen

Rechts Wache zu halten. Die ungarische Politik war immer bestrebt, die Forderungen des Naturrechts und der christlichen Nächstenliebe zu erfüllen, insbesondere hinsichtlich der Behandlung der nationalen Minderheiten.

Der Politiker Graf Albert *Apponyi* läßt sich in allen seinen Betrachtungen von axiologischen Erwägungen leiten.²⁸ Es ist bezeichnend, mit welcher Antipathie er die Pyramiden der Pharaonen betrachtet. „Es ist mir unmöglich, mich mit noch so glänzenden Kulturprodukten der Vergangenheit abzufinden, wenn sie mir unmenschlich erscheinen“ — schreibt er darüber. Er vergleicht das Ergebnis der Sklavenarbeit mit den Dämmen von Assuan und zieht daraus den Schluß, daß die Menschheit im Sinne der Freiheit immerhin einen Fortschritt gemacht hat.

Axiologisch sehr bedeutsam ist die Frage, wie weit sich der Sinn der Geschichte in dem Lebenslauf des einzelnen Menschen offenbart. Je nach den verschiedenen Wertstandpunkten, nach denen die Antwort erfolgen kann, unterscheidet Ernő *Makkai* drei Arten der Biographie:²⁹ die hedonistische (z. B. Suetonius), die utilistische (z. B. Livius, Plutarchus, Ranke, Taine) und die idealistische Art. Der Hedonist wertet zwar das Individuum am höchsten, aber nur aus subjektiven Rücksichten. Der Utilist bemerkt die zwar wirklich wertvollen Eigenschaften seines Helden, verkennt aber den Selbstwert der Persönlichkeit und läßt ihn in der Gemeinschaft aufgehen. Ihm ist die Geschichte nur ein Quell praktischer Ratschläge zur Lebensführung und nicht eine Offenbarung des Geistes. Der Idealist findet dagegen, daß die Gesellschaft nur da ist, um das Individuum als Träger der Werte zu behüten und zu versorgen, wobei natürlich nicht das individuelle Sein, sondern der vom Individuum erkannte und bekannte absolute Geist den Selbstwert darstellt.

Die ausschließliche Berechtigung der Theologie zur Auslegung des Weltgeschehens wird von Emil *Naszályi* behauptet.³⁰ Gábor *Ervin* sucht dagegen, den Spuren A. Toynbees folgend, die theologische und philosophische Geschichtsbetrachtung mit einander in Einklang zu bringen.³¹

Abschliessend können wir die Ergebnisse der neueren ungarischen Geschichtsphilosophie mit der Feststellung zusammenfassen, daß sie erkenntnistheoretisch der Relativität der historischen Erkenntnis sich wohl bewußt, in der Ontologie die Vorherrschaft der geistigen Faktoren anerkennt und in der Axiologie oft die Wertmaßstäbe des Christentums anwendet, was ihre Treue zu den überlieferten Gütern der Nation beweist.

G. Ervin.

- ¹ Történetfilozófia. (Geschichtsphilosophie.) Budapest, 1924.
- ² *Dékány István: A történetírás módszere.* (Die Methode der Geschichtsschreibung.) Budapest, 1928.
- ³ In „Szellem és Élet“, Budapest, 12. (1938) H. 3—4.
- ⁴ Történetfilozófia és metafizika. (Geschichtsphilosophie und Metaphysik.) In „Athenaeum“, Bd. 23. (1937) S. 129—147.
- ⁵ Magyar nemzeteszme. (Die Idee der Nation.) Budapest, 1939. — Magyar nacionalizmus. (Ungarischer Nationalismus.) Budapest, 1941. — Mi a nemzet? (Was ist Nation?). In „Athenaeum“, Bd. 25. (1939) H. 5—6.
- ⁶ In „Társadalomtudomány.“ Bd. 21. (1941)
- ⁷ A nemzeteszme. (Die Idee der Nation.) Budapest, 1941.
- ⁸ In „Protestáns Szemle“, 1941.
- ⁹ Sacrum Imperium és Rex Christianus. In „Theologia“ Bd. 7. (1941), auch deutsch in „Ungarn“. Bd. 1941. H. 10.
- ¹⁰ A Szentkorona-eszme története. (Die Entwicklung der nationalen Doktrin der heiligen Stephanskronen.) Budapest, 1941; vorwiegend rechtsgeschichtlich.
- ¹¹ Nemzet és Kisebbség. (Nation und Minderheit.) In „Athenaeum.“ Bd. 24. (1938) S. 147—65.
- ¹² Történelem és szociológia. (Geschichte und Soziologie.) In „Századok“, Bd. 1939.
- ¹³ A társadalom vezetői. (Die Führer der Gesellschaft.) In „Társadalomtudomány.“ Bd. 17. (1937) S. 1—29.
- ¹⁴ A magyar politika hősei. (Die Helden der ungarischen Politik.) Budapest, 1940.
- ¹⁵ Op. cit. S. 194.
- ¹⁶ Op. cit. S. 16—36.
- ¹⁷ *Mátrai László: Humanizmus és romantika.* In „Apollo“, Bd. 1935.
- ¹⁸ In „Katolikus Szemle“, Bd. 1941.
- ¹⁹ A nagy szfinksz. (Die große Sphinx.) Budapest, 1936.
- ²⁰ Új Pantheon felé. (Das Neue Pantheon.) Budapest, o. J.
- ²¹ Rend vagy Káosz. (Ordnung oder Chaos.) Budapest, 1941.
- ²² Élmény és mű. (Erlebnis und Kunstwerk.) Budapest, 1940.
- ²³ Az államférfi. Budapest, 1939. Französisch: L'homme d'état. Paris, 1939. (Bibliothèque de Philosophie Contemporaine.)
- ²⁴ Társadalmi betegségek — a polgárság krízise. (Krankheiten der Gesellschaft. — Die Krise des Bürgertums.) In „Magyar Szemle“, Bd. 31. 1937.
- ²⁵ Őrség. (Die Wache.) Budapest, 1936. — Magyar Életerő. (Ungarische Lebenskraft.) Budapest, 1939.
- ²⁶ Isten a történelemben. Budapest, 1934. Auch deutsch: Gott in der Geschichte. Salzburg, 1936.
- ²⁷ Magyar Katolikus Történetfelfogás. (Ungarisch-katholische Geschichtsbetrachtung.) In „Új Magyar Kalauz“. Budapest, 1940.
- ²⁸ Emlékirataim. (Memoiren.) Budapest, 1922. Élmények és emlékek. (Erlebnisse und Erinnerungen.) Budapest, 1933. Világnézet és politika. (Politik und Weltanschauung.) In „Athenaeum“, Bd. 27. (1941)
- ²⁹ Az életrajz bölcséleti problémája. (Philosophie der Biographie.) Szeged, 1934.

¹⁰ Történetiszemlélet a XIII. században. (Geschichtsbetrachtung im XIII. Jahrhundert.) In „Bölcséleti Közlemények“, 1941.

¹¹ Isten országa felé. (Der Weg zum Reich Gottes.) In „Katolikus Szemle.“ Bd. 1941. — Természetfölöttiség és történelem. (Das Übernatürliche und die Geschichte.) In „Magyar Kultúra“, 1940.

ÜBER DEN ERKENNTNISWERT DER INTUITION

(Der Intuitionsbegriff bei Ákos v. Pauler und Alexander Horváth.)

Die Erkenntnistheoretiker der letzten zwei Jahrzehnte widmeten dem Intuitionsproblem weniger Aufmerksamkeit als ihre unmittelbaren Vorgänger. Der Ton der Auseinandersetzungen ist ruhiger geworden, die Frage steht heute nicht mehr im Vordergrund der Forschung. Sowohl *Ákos v. Pauler* als auch *Alexander Horváth* haben in ihren respektiven Systemen den Intuitionsbegriff eingehend behandelt. Jener gelangte vom Positivismus seiner Jugendjahre zu einer Theorie der reinen Erkenntnis, während dieser die modernen Fragestellungen in sein thomistisches System einbaute. Beide Denker haben das ungarische philosophische Leben stark beeinflußt, die Mehrzahl der heutigen ungarischen Philosophen schloß sich ihren Gedanken an und entwickelte sie weiter.

In der Hand Paulers ist die Intuition ein Werkzeug eines streng wissenschaftlichen Denkers, der allgemein gültige, sichere Erkenntnisse gewinnen will. Er warnt vor jeglichem überspitzten Intuitionismus. Für ihn gibt es kein geistiges Leben ohne Erkenntnis, ohne Rationalität. Pauler beschuldigt den Bergsonschen Intuitionsbegriff des Selbstwiderspruches. Logisch betrachtet, ist ja auch die Bergsonsche Intuition schon eine *Feststellung*, ein Satz, der die Gültigkeit der logischen Prinzipien, also ein *rationelles Element* zur Voraussetzung hat. Auch die Intuition ist eine Art von Erkenntnis, und somit eine Bereicherung unseres Bewußtseins mit *logisch* wertvollem Inhalte.

Die Erkenntnis geschieht entweder intuitiv oder diskursiv. Intuitiv (praktisch) erkennen wir das Wahre durch Anschauung, durch unmittelbares Erleben. Diskursiv (theoretisch) erkennen wir die Wahrheit durch methodisch und systematisch gewonnene Begriffe. Diese zweifache Art der Erkenntnis zeigt sich besonders klar auf dem Gebiete des Ethischen. Die ethischen Normen werden zuersä unmit-

telbar, intuitiv erkannt, und erst danach können wir uns über sie systematische, wissenschaftliche Begriffe bilden. Ebenso erscheint auch in der Schönheit das Wahre in einer individuellen, intuitiv erfassten und erschauten Form.

Ohne ein gewisses Maß Erkenntnis kann kein geistiges Leben bestehen. Das geistige Sein zeigt drei Arten von Intentionalität auf, und zu jeder Art gehört eine besondere Sphäre von Erkenntnisobjekten. Die erste Art ist die Intuition der Empirisch-Gegebenen. Die zweite Intentionalität, die des Strebens als seelischer Erscheinung, ist auf die Wertesphäre eingestellt, während die Intentionalität der Vernunft, des schlußfolgernden Denkens ihr Objekt in der Sphäre der allgemeinen, überall gültigen Wahrheiten findet.

Sich mit Kant auseinandersetzend, weist Pauler auf eine von der Erfahrung unabhängige Erkenntnisquelle, nämlich auf das dem autothetischen Urteile folgende Bewußtwerden (*egersis*) hin, das mit einem plötzlichen Erwachen vom Schlafe verglichen werden kann. Im autothetischen Satze werden unbewußt in uns ruhende Kenntnisse bewußt. Der Autothese (der reduktiven Methode), dem Suchen nach apriorischen Inhalten unserer Vernunft folgt das Bewußtwerden, das Erwachen der unbewußt in uns schlummernden geistigen Inhalte. Dabei wird die logische Vorbedingung eines Bewußtseinsinhalts plötzlich erkannt: dieser Art der Erkenntnis begegnen wir auf dem Gebiete der Logik, der Ästhetik, aber auch im moralischen Urteil. Dieses Erwachen, dieses Bewußtwerden ist weder mit dem Urteil, noch mit der Wundtschen Apperzeption, am wenigsten aber mit der Intuition identisch, im Gegenteil: es muß von der Intuition streng unterschieden werden. Im Bewußtwerden wird *etwas* durch *etwas anderes* erkannt, während wir in der Intuition einer unmittelbaren, mit dem Objekt direkt in Berührung kommenden Erkenntnis begegnen. Wenn ich z. B. etwas behauptete und nachher mir bewußt mache, daß meine Behauptung die Gültigkeit des Kontradiktionsprinzips vorausgesetzt hat, dann habe ich diese Gültigkeit nicht unmittelbar, sondern mittels meiner früheren Behauptung erkannt. Natürlich kann das Kontradiktionsprinzip auch unmittelbar erkannt werden, doch ist die Erkenntnis, daß hinter allen meinen Behauptungen das Kontradiktionsprinzip als Voraussetzung stehe, keine unmittelbare, sondern eine durch meine Behauptungen bedingte Erkenntnis. Bei der Autothese erfolgt also das Bewußtwerden einer Sukzession, während die Intuition eine lückenlose Simultaneität darstellt.

Das unmittelbare Erleben, sowie auch die logische und die wertende Evidenz haben Anspruch auf absolute Gültigkeit. Das Erlebnis ist heteronom, von der Wirklichkeit bedingt, die logische

und die Wert-Evidenz sind dagegen Aspekte des Absoluten. Alle Evidenz aber ist auf die ewige Ordnung des Weltalls bezogen. Die Erlebnisevidenz belehrt uns darüber, daß die Welt aus individuellen Elementen, aus Monaden bestehe, deren Verhalten sich den Denkprinzipien entsprechend gestaltet. Die Wertevidenz zeigt uns die allgemeingültige Ordnung, die in unseren Handlungen zu beobachten ist.

Die Evidenz ist die Überzeugung von der Richtigkeit eines Urteils. Wir unterscheiden drei Arten: die erste Art, die Tatsachenevidenz gründet sich auf die Intuition einer irrationalen Gegebenheit. Sie ist als die irrationale Intuition eines gegebenen, anschaulichen, zeitlich und räumlich bezeichneten Erlebnisses zu bezeichnen. Bei dem ethischen und ästhetischen Urteil steht die Sache anders. Wir können zwar auch hier zu einer irrationalen Evidenz gelangen, doch, da wir nicht das Empirisch-Gegebene, sondern den Wertcharakter beachten, ist diese Art der Evidenz von jener der faktischen ganz verschieden.

Die zweite Art der Evidenz, die mathematische, gründet sich nicht auf die intuitive eines Erlebnisses, sondern auf die einer Vernunftkonstruktion unserer Anschauungsformen. Die dritte Art Erfassung der Evidenz, die der Denkprinzipien, gründet sich ebenfalls auf eine unmittelbare Erkenntnis, also auf die Intuition. In diesem Falle wird nämlich der Identitätssatz — unter Ausschluß des anderen Prinzips und Begriffes — in sich für wahr erkannt. Das Objekt der dritten Art von Evidenz, d. h. der logischen Evidenz, ist jener ideelle Gegenstand, der als objektive Gültigkeit, Wahrheit, reines Gelten bezeichnet werden kann und der sich mit dem Wertbegriff deckt. Dieser Gegenstand unterscheidet sich spezifisch von dem im Raum und in der Zeit gegebenen intuitiven Inhalt. Die Grundlage der Wahrheitsevidenz oder Wertevidenz ist eine von jedem anschaulichen Element völlig abgelöste Intuition. Durch die Intuition des reinen Geltens, des reinen Wertes gewinnen wir den Begriff der Ewigkeit, der doch empirisch nie gegeben ist. Dieser Begriff entsteht in uns, wenn wir der unmittelbaren Evidenz der logischen Prinzipien bewußt werden.

Einer jeden Art der Evidenz ist demnach eine spezielle Art der Intuition zugeordnet. Der Tatsachenevidenz entspricht eine völlig irrationale Intuition anschaulichen Inhalts, der mathematischen Evidenz eine zum Teil rationelle, der reinen logischen Evidenz aber eine völlig rationelle Intuition. Die genannten Arten der Intuition und der Evidenz bilden, erkenntnistheoretisch betrachtet, von einander gesonderte, unabhängige Erkenntnisquellen. Die verschiedenen Arten der Intuition treten im Anschluß an die Entwicklung der Denk-

formen auf, ihre Bildung und Sonderung ist demnach ein Kulturprodukt. Der kulturelle Fortschritt bringt nicht nur neue Kenntnisse mit sich, sondern es werden durch ihn auch neue, bisher ungeahnte Intuitionen für das menschliche Bewußtsein möglich. Dieses Resultat ist nicht weniger wertvoll als die vollständigere Erkenntnis des Weltalls. Die unmittelbare Evidenz birgt die Entdeckung der letzten Ursache in sich, sie weist auf die letzte Quelle der ewigen Ordnung. In den drei Arten der Evidenz verbirgt sich das Sein Gottes, als Urquelle aller Evidenz.

Wir haben somit in grossen Zügen die Paulerschen Anschauungen über die Intuition entwickelt; nun gehen wir zu den Lehren Alexander Horváths über.

Horváth betont zuerst das tatsächliche Dasein der Intuition, welches unlegbar ist. Die Existenz der Intuition muß angenommen werden, da sie zum Gemeingut der Menschheit gehört. Die Ansichten der Erkenntnistheoretiker gehen nur über die Art und Weise der Erklärung dieser Tatsache auseinander. Horváth behandelt die Lehre über die Intuition auf thomistischer Grundlage. Hier eine kurze Zusammenfassung seiner Ausführungen:

Intuition ist die unmittelbare Begegnung der Seele mit ihrem Erkenntnisobjekt. Ist aber eine unmittelbare Begegnung überhaupt möglich? Nach Thomas ist ja die Vermittlung durch eine *species impressa* unumgänglich notwendig! Die Vernunft kann ohne Abstraktion nicht vom Sinnlich-Gegebenen zur Realität vordringen. Die Vernunft gelangt nicht durch „*species intelligibiles sibi impressas*“, sondern durch „*convertendo se ad phantasmata*“ zur Wahrheit. Dem heiligen Thomas zufolge begegnen sich Vernunft und Gegenstand im diskursiven Denken (*cogitatio*); darum sagt er: „*inquisitio veritatis per discursum ex multis*“. Der natürliche Weg unserer Erkenntnis führt über die Sinne, da die Seele und der Leib eine Wirkeinheit bilden. Unsere Vernunft gewinnt das intelligible Bild (*species*) des Erkannten durch Abstraktion aus den sinnlichen Vorstellungen (*phantasmata*). Unsere Fähigkeit zur Abstraktion bedingt die Grenzen unserer Erkenntnis. Die Sinne können nur die im Körper, im Stoffe wirkenden Formen erkennen. Da aber nach Thomas die metaphysisch begriffene Materie die Grundlage der Individuation ist, können auch der Sinneserkenntnis nur die Einzeldinge (*particularia*) als Objekte zugänglich sein. Die Vernunfttätigkeit ist dagegen nicht mehr etwas Körperlich-Organisches. Sie ist eine Seelenkraft, die eben nur dem Menschen zukommt. Der menschliche Verstand erkennt die in der Materie individuell daseiende Form in ihrer Allgemeinheit, aber nicht in ihrer individuellen Ausprägung. Etwas Individuell-Daseiendes ohne



Rücksicht auf die individuellen Momente zu erkennen, d. h. die Natur des Objekts mit Vernachlässigung des konkreten sinnlichen Eindrucks zu erkennen, bedeutet nichts anderes, als abstrahieren, die Form von der Materie trennen. Wenn also die reine Intuition eine Erkenntnis ohne Abstraktion fordert, dann kann dem Menschen eine solche Intuition nie zuteil werden. Die menschliche Erkenntnis läßt ein geistiges Bild der individuellen Eigenheiten nie zu. Wir erkennen die Einzeldinge nicht „per speciem primo et per se repraesentantem singularia“, sondern „per quamdam reflexionem ad phantasmata, in quibus ea intuetur“: durch Reflexion auf die sinnlichen Eindrücke, von denen die geistige Erkenntnis, das aus ihnen gewonnene mentale Bild abstrahiert wird. Diese Abstraktion bewirkt, daß das geistige Bild in uns immateriell lebt. Eine vollwertige menschliche Erkenntnis ist aber immer immateriell. Die erste Abstraktion ist also eine Wesensbedingung des menschlichen Erkennens. Doch gibt es auch eine Intuition in einem anderen Sinne: eine Erkenntnis ohne aktuelles, bewußtes Nachdenken (cogitatio), ohne ein Verfahren, das Schlußfolgerungen zieht. Dabei entstehen in uns metaphysisch allgemeine Ideen (in Paulers Theorie tritt die logische Allgemeinheit in den Vordergrund, da bei ihm Evidenz und Intuition zusammengehören). Die metaphysisch-allgemeinen Ideen sind durch ihren Inhaltsreichtum geeignet, die Wirklichkeit auch ohne aktuelles Nachdenken anschaulich zu machen. Die Intuition ist eine Anschauung des Seienden vermittels inhaltsreicher und allgemeiner Ideen.

Der Verstand und sein Gegenstand begegnen einander mit Ausschaltung des diskursiven Denkens auch in der reinen Sinneserfahrung (simplex apprehensio), und in der Wahrnehmung (simplex intuitus veritatis). Das ganze Gebiet der Intuition stellt unser Denker in folgender Übersicht dar:

Intuitio	{	sensitiva	{	simplicis apprehensionis		{	secundum quid				
		intellectualis		{	indicii			{	pura speculativa	{	simpliciter
								{	affectiva		
							passiva				

Mitteilbar, für den Ausdruck geeignet ist nur der „simplex intuitus veritatis“, da die „simplex apprehensio“ so individuell ist, daß sie nur durch ein hinzukommendes intellektuelles oder gefühlsmäßiges Moment zu einem in Worten ausdrückbaren Inhalt wird, und ohne solche Ergänzung den „stupiden“ Charakter der „motus primi“ beibehält.

Das Resultat des nicht-aktuellen, habituellen Denkens, der intuitiven Kontemplation als Gegenteiles des meditativen Schluß-

folgerns, ist eine Erkenntnis des Seienden „ex experientia et connaturalitate“. Die Faktoren (habitus), die in unserer Seele die Aussenwelt vertreten, die in uns aufgestapelten intellektuellen Energien, vertieft durch Übung und Gedankenarbeit, wirken sich dann in unseren psychischen Erlebnissen aus. Sind nun diese in der Seele vorhandenen Erkenntnisinhalte echte Stellvertreter der Wirklichkeit, nach den Gesetzen der Wirklichkeit aufgebaut, dann ist die durch sie bedingte Intuition von objektiver Gültigkeit. Es muß bemerkt werden, daß auch der Instinkt eine gewisse Intuition bewirkt, die Aufstapelung der seelischen Energien, erfolgt jedoch hier nicht durch eigenes Bemühen, sondern wird durch die Gabe des Schöpfers vorbereitet und bewirkt.

Im thomistischen System ist die Intuition ein psychologisches und ein logisches Problem. Logisch betrachtet, könnten nur solche Kenntnisse als intuitiv bezeichnet werden, die keine weitere Voraussetzung haben; auf dem Gebiete des Rationellen trifft das nur auf die ersten Denkprinzipien zu. Psychologisch betrachtet, hat aber jede Erkenntnis einen intuitiven Charakter, bei der die logischen Schemata des Denkens im Hintergrunde bleiben, obwohl der Gedanke selber nicht ohne logische Voraussetzungen gilt. Die Intuition wird durch teils angeborene, teils erworbene Dispositionen und Fertigkeiten (habitus) ermöglicht. Bewußt und unbewußt sammeln wir fortwährend Eindrücke, die in der Seele integriert werden, und sich zu Kräften sammeln; die Seele wird auf gewisse — aliquando et aliquibus künstlerische — Eindrücke besonders resonanzfähig; vielerlei innere und äussere Ursachen können zusammenwirken, um die höchste Erkenntnisweise des Menschen, die Intuition auszulösen.

R. S. Rezek.

Literatur:

Pauler, Ákos: Bevezetés a filozófiába. (4. Aufl.) Budapest, 1942. Auch deutsch: Grundlagen der Philosophie, Berlin—Leipzig, 1925.

Pauler, Ákos: Logika. Budapest, 1925. Auch deutsch: Logik. Versuch einer Theorie der Wahrheit. Berlin—Leipzig, 1929.

Pauler, Ákos: Tanulmányok az ideológia köréből. (Erkenntnistheoretische Aufsätze). Budapest, 1938.

Pauler, Ákos: Metafizika (Metaphysik). Budapest, 1938.

Horváth, Sándor: Aquinói Szent Tamás világnézete. (Die Weltanschauung des heiligen Tomas v. Aquin). Budapest, 1924. Auch italienisch: La sintesi scientifica di San Tommaso d'Aquino. Torino, 1936.

Horváth, Sándor: Intuición és átélés (Intuition und Erlebnis). Budapest, 1927.

ÜBER WERT UND WIRKLICHKEIT IN DER ÄSTHETIK

Wir haben in der jüngsten Vergangenheit Gelegenheit gehabt in der „Zeitschrift für Ästhetik“ (Berlin, 1937. SS. 32—60) den besonderen Charakter der ungarischen ästhetischen Untersuchungen darzustellen. Dieses Mal berichten wir über die Gesichtspunkte eines Spezialproblems und legen — unter Berücksichtigung eines in der Zwischenzeit herausgegebenen wissenschaftlichen Materials — von konkreten Ergebnissen Rechenschaft ab. Die ungarische ästhetische Literatur hat — wie das in unserer erwähnten Untersuchung nachgewiesen wurde — jene Stufe der Entwicklung, die durch ein isoliertes Monologisieren und durch den Wiederhall auf diese oder jene ausländische Wirkung charakterisiert wird, bereits überschritten. Die in der Zwischenzeit zustandegekommene ungarische wissenschaftliche Atmosphäre ermöglicht die Entwicklung einer Problematik, die durch eine lebhaftere Dialektik gekennzeichnet wird und welche darüber hinaus versucht, mit der gleichzeitigen allgemein-europäischen philosophischen Problematik Schritt zu halten. Ein Zeichen davon ist die ständig zunehmende Empfänglichkeit für die metaphysischen Probleme der Kunst, die in den ungarischen ästhetischen Untersuchungen des letzten Jahrzehnts wahrgenommen werden kann. Das bedeutet zugleich eine gewisse zeitgemäße Entwicklung der auch auf dem Gebiet der ästhetischen Problematik richtunggebenden Klausenburger und Budapester philosophischen Schulen, deren Orientierung im Grunde genommen immer eine axiologische war. Die ältere, von Károly Böhm begründete Klausenburger Schule hat vielleicht an ihren alten Grundsätzen am meisten festgehalten, für sie ist der normative Standpunkt und damit das eigentümlich Ästhetische immer noch am wichtigsten. Diese Tatsache mag daran liegen, daß die axiologischen Gesichtspunkte im System des Begründers der Schule von vornherein von einer metaphysischen Geistesphilosophie ergänzt wurden. Die neueren Arbeiten von György Bartók und Sándor Makkai enthüllen gerade die charakteristischen Eigenschaften des Systems, welche sich auf das Verhältnis von Wert und Wirklichkeit beziehen.

Die kurze, doch umfassende Abhandlung Sándor Makkai's „Esztétikum és religiosum“ („Das Ästhetische und das Religiöse“ in „Esztétikai Szemle“, Budapest, 1936. S. 1—16.) untersucht die Kennzeichen des Ästhetischen, indem der Verf. es mit dem religiösen Wert vergleicht. Aus diesen Untersuchungen geht klar hervor, daß die Böhmisches Ästhetik in der Schule des klassischen deutschen Idealismus

verwurzelt ist. Im Gegensatz zu dieser Schule — wie bekannt — stellt die mit Kierkegaard auftretende existenzphilosophische Strömung das religiöse Erlebnis in den Mittelpunkt und mißt das Ungenügende, welches in dem Prinzip des ästhetischen Scheines liegt, an der in jenem auftretenden existentiellen Erschütterung ab. Makkai weist bloß darauf hin, daß die beiden Erlebnisse von diesem Gesichtspunkt aus Gegensätze sind, ohne sich genötigt zu fühlen, die Auffassung, welche an dem künstlerischen Schein als an ihrem Grundprinzip festhält, einer Revision zu unterziehen, da es ihm wohl bewußt ist, daß in der in ihrer Interessiertheit getöteten, doch zugleich zu einem neuen, eigentümlicheren Leben erwachten Wirklichkeit unsere edelsten, schöpferischen Geisteskräfte in ihrer vollen, gesetzmäßigen Freiheit wirken.

György *Bartók*, der bereits in einem frühen Essay, betitelt „Petőfi lelke“ („Petőfis Seele“, 1923) Böhm's Theorie von der künstlerischen Persönlichkeitsgestaltung für die Erklärung von Petőfi's künstlerischer Werkstruktur verwertet hatte, in dem er die Sichtenfaltung des Ichs, die in der Formung des verdichtenden intuitiven Weltbildes vor sich geht, zusammen mit ihrer Formgewinnung an der Arbeit des lyrischen Genies dargestellt hat, gab neulich eine neue Studie heraus: „Ösztön, tudat, öntudat“ („Instinkt, Bewußtsein, Selbstbewußtsein“ in „Athenaeum“. 1937. SS. 1—52.). In dieser ergänzte er die Arbeit seines Meisters durch die Erkenntnisse der modernen Psychologie, Strukturpsychologie und Tiefenpsychologie (Spranger, Klages, Pfänder) und füllte — die Arbeit zu einem Buche erweiternd — das Gerüst seines Systems gleichsam mit Fleisch und Blut, was besonders vom Gesichtspunkt der Ästhetik zu begrüßen ist („Ember és élet“; „Mensch und Leben“, 1939.). Bartók bringt den Geist in ein innigeres Verhältnis zum Leben (er betont dabei das Instinktive des Geistes) und sucht das bei Klages wahrgenommene Mißverständnis auszuschalten. (Es ist interessant, daß Klages in betreff der Bedeutung der Bildschaffung den Antrieb — durch M. Palágyi — mittelbar gerade von Böhm erhalten hatte.) „Der Gegensatz zwischen Geist und Leben kann umso weniger geschürt werden, als der Geist eigentlich den Gipfelpunkt und die Erfüllung des Lebens darstellt.“ Auch der Geist hat seine Instinktivität, daraus schöpft er und darauf baut er, ohne ihre Negation zu sein: er erfüllt sie vielmehr in seiner bewußten Eigengesetzmäßigkeit. Die Betonung der emotionellen Schicht neben dem Instinkt, und das Einfügen beider in die höhere Einheit des geistigen Lebensfeldes läßt vermuten, daß diese Auffassung, die — ähnlich wie bei Böhm — die künstlerische Tätigkeit für die Erfüllung der Lebensfelder hält, zu einer ausgezeich-

neten Grundlage der Ästhetik dienen kann, da das Hauptproblem der letzteren darin liegt, daß sie, in die menschliche Wirklichkeit gebettet, instinktiver Abkunft und emotionellen Charakters ist, und trotzdem einen eigentümlich geistigen Wert darstellt. Je mehr sich der Geist in den Dingen und durch die Dinge darstellt, desto größer wird der Wert des betreffenden Dinges sein. Die charakteristischen Züge der wertvollen Dinge ertönen nur durch die Berührung des Geistes. Da nun der Geist die Quelle der Werte ist, zeigt sich im Laufe der Entwicklung des Geistes der Wert selbst auf verschiedenen Entwicklungsstufen. Der Wert des Genusses und des Nutzens ist zwar unbestreitbar, doch weisen beide über sich selbst hinaus: den Wert des Genusses mißt der Nutzen, den des Nutzens stellt jedoch der Geist, besser gesagt der Selbstwert des Geistes fest. „Im künstlerischen Schaffen und in der künstlerischen Betrachtung erhebt sich der Mensch über die alltäglichen Grenzen des Lebens und kann er sich dem freien Genuß des unbewußten und interessenlosen Spieles der in ihm enthaltenen seelischen und geistigen Kräfte überlassen.“ Die ästhetische Freiheit ist die Gebundenheit an das Seiende, an die Gesetze des Geistes. „Wegen der so verstandenen Freiheit und Gebundenheit kann die Dichtkunst — um Johann Arany's Worte zu zitieren — das himmlische Abbild der Wirklichkeit sein.“

Der Begründer der Budapester Schule, Ákos *Pauler*, vertritt in seinem Werke „Bevezetés a filozófiába“ (Einführung in die Philosophie 1920) noch entschiedener als K. Böhm den werttheoretischen Standpunkt. Nach ihm ist die Ästhetik die vom Werte der Kunstwerke handelnde Wissenschaft. Sie ist eine normative Wissenschaft, genau so wie die Ethik, ihr Ausgangspunkt ist die Tatsache des künstlerischen Schaffens, dieses muß also in der ontologischen Grundlegung der Ästhetik untersucht werden. Das ist jedoch nur der Ausgangspunkt jener reduktiven Untersuchung, die zur Erforschung der letzten, allgemeinen Voraussetzungen der ästhetischen Wertung führt: darin liegt eben der Zweck der ästhetischen Werttheorie. Was nun den objektiven oder subjektiven Charakter des Wertes betrifft, so entscheidet sich Pauler für die Objektivität des Schönen, selbst wenn er dabei darauf hinweist, daß im Kunstwerk der Dualismus des Ausgedrückten und dessen, der es zum Ausdruck bringt, verborgen liegt. Die Schönheit des Gegenstandes muß in seinen objektiven Bestimmungen gesucht werden. „Der Gegenstand ist auch in dem Falle schön, wenn er von niemandem betrachtet wird. Er bedarf auch dessen nicht, daß sein ästhetischer Wert von einer Epoche anerkannt werde.“ Das Gemeinsame sämtlicher schöner Gegenstände, die Ur-schönheit, das vollkommene Kunstwerk könnte durch das ideale

Kunstwerk verkündet werden. Dieses ist jedoch ein Ideal, ein Inhalt, der nicht verwirklicht werden kann, welcher aber durch die konkrete Form der mannigfaltigen individuellen Kunstwerke angestrebt wird. Eine ähnliche Auffassung spricht Pauler in seiner erst neulich herausgegebenen posthumen „Metaphysik“ aus: „Die ästhetische Welt, die Welt der Kunst stellt eine solche Wirklichkeit vor uns, wie sie ihrem Wesen nach sein muß.“

Somit macht er zweifellos einen scharfen Unterschied zwischen Wert und Wirklichkeit, obwohl er in der „Metaphysik“ die These vertritt, „der Begriff der Ästhetik ist der Begriff der Seinsvollkommenheit.“ Freiherr Béla v. *Brandenstein* ergänzte die Lehre seines Meisters bereits vor dem Erscheinen der „Metaphysik“ in diesem Sinne („Művészetfilozófia“, Kunstphilosophie, 1930.), doch identifiziert er seinerseits das Sein mit dem Wert. Seiner Meinung nach ist das Künstlerische ein unerläßlicher Faktor des Lebens, es ist nicht nur irgendeine ideale Gabe zur Ausschmückung oder Veredlung unseres Seins: ein Minimum des Poetischen gehört selbst zum elementarsten, ärmsten Leben, ohne Dieses ist auch das höchste Leben unmöglich. Die Daseinsstufe der Seienden ist die zunehmende organische Durchdrungenheit und diese erreicht ihren Höhepunkt im künstlerischen Schaffen und in der Stimmung des künstlerischen Schaffens. Die künstlerische Wesenheit, die künstlerische Selbstbildung, das Kunstwerk und die Kunst sind für jedes Leben von entscheidender und ernster Bedeutung. „Das vollkommenste Kunstwerk, die bedeutendste Schöpfung ist die Welt selber, die großen Dichter wollen ihren tiefsten Sinn begreifen. Sie vermögen sie nachzuschaffen, jedoch im höheren Sinne des Wortes, und dieses Nachschaffen bedeutet für sie die größte Originalität.“ Alles das weist darauf, daß im Verhältnis von Wirklichkeit und Wert die Wirklichkeit von entscheidender Bedeutung sein wird: je seiender etwas ist, desto größer ist seine Schönheit. Diese These können wir allerdings auch umkehren. Wertmesser des Seins und des Wertes ist die Gestaltung, die sowohl die Bedeutung des Seins als auch des Wertes inne hat. — Die künstlerischen Kategorien sind nicht formaler oder inhaltlicher Art, sie zeigen vielmehr die Eigenschaft eines dritten Urmoments, die der Gestaltung. Dazu gehören z. B. das Organische, die Harmonie, die Ganzheit und die Einheit. Das Gefühl ist auch eine Gestaltung von höherem Rang, genau so, wie der höhere Inhalt dem Willen, die höhere Form dem Sinn gleichzusetzen sind. Die Gestaltung ist jedoch eher ein objektives Moment, das ihm entsprechende Schöne aber mehr subjektiver Art, trotz des in ihm verborgenen objektiven Hinweises. Im „Schönen“ liegt ein normatives Moment. Die Wertung ist nichts anderes als die Stellung-

nahme eines Subjekts, die sich — anerkennend oder abweisend — auf das Wesentliche eines Dinges bezieht. Sie kann gut oder irrtümlich sein, je nach dem, ob die Stellungnahme des Subjekts dem Sinn, dem Inhalt des gewerteten Dinges entspricht oder nicht. Der Schönheitswert liegt somit im Wesentlichen des schönen Gegenstandes, er ist nichts anderes als gestaltungshafte Bestimmtheit. Ist diese unvollkommen, so hat die Schönheit Mängel und die abweisende Stellungnahme des Subjekts ist richtig: ist dem nicht so, ist auch die Schönheit vollkommen und die richtige Stellungnahme des Subjekts kann nur eine anerkennende sein. Diese Natur der Schönheit beweist — sagt Brandenstein — die Irrtümlichkeit der werttheoretischen Lehre, nach welcher „Wirklichkeit oder vielmehr Wirklichkeitsmoment und Wert verschieden sind.“ Indem es die Gestalt des Dinges ist, bildet das Schöne einen Faktor seines Wesens und zugleich auch seiner Wesenheit. Die Schönheit ist das reale Moment der schönen Gegenstände, die Mangelhaftigkeit der Schönheit bedeutet zugleich einen Mangel an Wirklichkeit. D. h. wenn eines der künstlerischen Charakteristika, z. B. das Organische, die Harmonie, das Anziehende oder die Ganzheit dem Gegenstande abgeht, so ist das zur gleichen Zeit eine Mangelhaftigkeit der Wirklichkeit des Gegenstandes. Daß aber der Unterschied zwischen Wirklichkeit und künstlerischer Wert-Wirklichkeit doch nicht so sehr verwischt werden kann, wie das nach diesen Feststellungen zu erwarten wäre, wird durch folgende Bemerkung Brandensteins bewiesen: „Der Charakterzug des Künstlerischen weist in Wirklichkeit keine Irrealität auf, sondern eine *andere* Realität, im Gegensatz zum gewöhnlichen Leben . . . Sie ist vielleicht nicht so vielseitig, wie die Realität des alltäglichen Lebens, doch ist sie reicher und geistiger und hat daher eine größere Wirklichkeit.“ Wie wir sehen, haben wir hier bereits mit einem Wertmoment und mit einem vom alltäglichen abweichenden Sinn der Realität zu tun.

József Jánosi S. J., indem er sich mit dem metaphysischen Ort des Schönen beschäftigt, (A szép metafizikai helyének problémája, „Der metaphysische Ort des Schönen,“ in „Eszttétikai Szemle,“ Budapest. 1940. I—17 l.) kommt zu dem Ergebnis, daß die Ausbreitung des Begriffes des Schönen auf das ganze Gebiet der Seienden nichts anderes ist, als ein — sowohl auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften, als auch auf dem der Naturwissenschaften — verbreiteter, doch gänzlich unbegründbarer Biologismus. Von dem Schönen kann in der anorganischen Natur ebensowenig die Rede sein, wie in der Welt des reinen Geistes, wir können es nur in der Welt des an das Körperliche gebundenen menschlichen Geistes finden. Im allgemeinen ist dies das Gebiet der Gegensatzpaare, die unmotiviert

auf die Welt des Geistes oder der Physik übertragen werden. („Die Bipolaritäten kalt-warm, oben-unten haben nur für menschliche Lebensverhältnisse Bedeutung.“) — In der Welt des Geistes fehlt die durch die Gegensatzpaare stets vorausgesetzte optimale mittlere Lösung *μεταξυ*. Das geistig Vollkommene ist nicht eine solche optimale Mitte, sondern eine unendliche, vollkommene Heiligkeit, eine vollkommene Erkenntnis. Der Begriff der Perfektion ist ihm genau so fremd, wie dem Stoffe, es hat zwar eine Norm, doch geht ihm die Gestaltunghaftigkeit ab und somit kann es auch keine Form besitzen. Für den reinen Geist ist die Auffassung des Ästhetischen ebenfalls unmöglich, weil die eigenen Inhalte unserer Sinnesorgane: Farbe, Ton, Wärme, usw. für ihn nicht existieren. Diese Inhalte können nur in der geistig-körperlichen Einheit vorhanden sein. Das Tier kann das Ästhetische deshalb nicht auffassen, weil es nicht imstande ist, sich von den Gegenständen, d. h. von der Welt zu distanzieren: wir Menschen dagegen erleben — obwohl von den Sorgen des Lebens eingeengt — diese Distanzierung bereits in der alltäglichen Erfahrung, die ästhetische Haltung steigert sie nur noch. Der reine Geist befindet sich jedoch über der Sphäre der Gegensätzlichkeit. Nun kommt aber die Loslösung von der Welt durch die Gegensätzlichkeit zustande. Der menschliche Geist ist kein reiner Geist, er ist vielmehr an den Körper gebunden. Das Grenzgebiet zwischen Geist und Körper ist das Gefühl, das ureigenste Reich des Künstlers, genau so, wie die menschliche Sprache, welche die Gegensatzpaare so gerne anwendet. Die für das Leben charakteristische Gegensatzpaarform ist der Rhythmus. Der ästhetische Gegenstand scheint durch den individuellen Lebensrhythmus selbständig zu existieren. Diese subjektive Verselbständigung oder Loslösung dämpft in ihm den Sinn für den wirklichen Bezug. „Dieses eigentümliche ästhetische Ansichselbstsein bringt dann im Künstler die Neigung zustande, nach welcher er das Wesen der Wirklichkeit im Ästhetischen sehen will. Zugleich erfährt er die Täuschung, als ob er in der Wirklichkeit der Welt tätig wäre und zwar auf eine natürlich schaffende Weise.“ Da aber auf der einen Seite der Rhythmus und die Kunst, auf der anderen jedoch der Rhythmus und die nur in der biologischen Welt mögliche Gegensätzlichkeit im Wesentlichen zusammengehören, ist die Annahme vollkommen berechtigt, daß wir im Schönen einen solchen Kulturwert sehen, der zur Daseinsstufe des Lebens, u. zw. des biologischen Lebens eine ganz besondere ontologische Nähe besitzt. Diese Annahme wird auch dadurch bestärkt, daß in der Kunst die Form eine wesentliche Kategorie ist, die — wie wir sahen — als ein biologischer Begriff betrachtet werden kann. Demnach kann also das

Schöne kein reiner geistiger Wert sein, umso weniger aber eine allgemeine Daseinsbestimmtheit.

Wo ist also der metaphysische Platz des Schönen? Dort, wo Geist und organischer Körper unzertrennlich verknüpft werden und somit als Einheit wirken.

Der älteren Fachästhetik ist selbst die Fragestellung: wo ist der metaphysische Platz des Schönen, ohne Zweifel fremd. Gyula *Mitrovics* erklärt in seinem für das gebildete Publikum geschriebenen größeren zusammenfassenden Bande (A műalkotás szemlélete. Die Betrachtung des Kunstwerks. 1940.) folgendes: „Existiert das Schöne? Wenn die Antwort positiv ist, so tut sich die Frage auf: was ist es? Das ist die ontologische Einstellung des Wissensgebietes der Ästhetik.“ Die Vertreter des reinsten Ontologismus verkünden das Dasein des abstrakten Schönen. Die Untersuchungen, die das Wesen des Schönen in den Eigenschaften der Kunstwerke und somit in den seelischen Antrieben der ästhetischen Wirkungen gesucht hatten, mußten sich von der ontologischen Grundlage weit entfernen. Wenn wir nämlich die Erklärung in den Eigenschaften des Gegenstandes suchen, so haben wir auf die Art der Lösung, deren Ergebnis die Bildung des Begriffs irgendeiner Substanz ist, von vornherein verzichtet. „Mit wissenschaftlichen Methoden können wir uns nur dem in der Gestalt objektiver Eigenschaften erscheinenden Schönen nähern: Der schöne Gegenstand ist also kein Sein, sondern ein Wert, der sich in den Eigenschaften objektiver Gegenstände äußert. Darüber hinaus verleiht die Vereinigung gewisser objektiver Eigenschaften mit der individuellen Gesinnung des Betrachtenden dem Schönen seinen wertvollen Charakter, besonders wenn man bedenkt, daß das Gebiet, wo das Schöne zur Geltung kommen kann, nichts anderes ist, als die individuelle Seele. Das Schöne ist ein eminent subjektiver Wert, im Gegensatz zum Guten und Wahren“. *Mitrovics* vertritt die rein humanistische Ästhetik der älteren Generation.

Die Studie des Psychologen *István Boda*, betitelt „Esz­tétika és filozófia“ („Ästhetik und Philosophie“ in „Esz­tétikai Szemle“, Budapest, 1937. SS. 125—147., 1938. 1—26.), steht ihm nahe, doch versucht der immanente Idealismus *Bodas* die sich durch den Wert des Kunstwerks äußernde — seiner Meinung nach in erster Linie seelische — Wirklichkeit ähnlich der Böhmschen Schule dynamisch zu erklären. Das Kunstwerk und der Kunstgenuß müssen nicht die nackte Wirklichkeit, „doch auf jeden Fall die durch die Seele modifizierte, umgestaltete, idealisierte und sublimierte Wirklichkeit ausdrücken.“ — „Der „autonome“ ästhetische Wert ist wahrhaftig nicht der transzendente Wert eines absoluten „Schönen“ an sich, er hat vielmehr einen imma-

nennten Charakter, in welchem ein Hinweis anzutreffen ist, der auf die überindividuellen Höhen der in der menschlichen Seele naturgemäß begründeten letzten idealen Gebiete hinweist.“

In der jüngeren Generation, die sich in der von Mitrovics begründeten Ungarischen Ästhetischen Gesellschaft sammelt, kommt der Sinn für das Metaphysische bereits stark zum Vorschein, so auch in der „Poetica Metaphysica“ von Béla *Hamvas*, die in der Festschrift für Gyula Mitrovics erschienen ist (1938. SS. 370—384). Er wirft die Frage auf: was geschieht, wenn etwas künstlerisch wird? Der Künstler läßt es so, wie und was es ist, es bleibt und wird das, allein das, was es ist. Der Künstler hat es ins Sein erhoben. Es haftet ihm nichts mehr Zufälliges an, es ist nicht, wie das Leben, es ist mehr: es ist so, wie das Sein. Der soziale, wissenschaftliche Wert, die Moralität und Tendenz sind Rückfälle aus der unsterblichen Sphäre der Dichtkunst in das Zeitliche. Dieses Seinsartige, Endgültige, diese Ruhe, Vollendung, dieses Außerhalb-des-Seins-Stehen wird dichterischer Wert genannt. Das Weltbild der wissenschaftlichen und religiösen Welt trennt mit seinem Dualismus Seele und Leib, Wesen und Schein. Der Dichter stellt mit seiner Offenheit das Ganze wieder her. Er verwirft die Maske und somit blickt auch die Welt unverhohlen auf ihn zurück. Der Dichter nimmt das Schicksal auf sich und lebt es; in dem Augenblick, als er es dichterisch lebt, erhebt er es in das Ewige. Wird das Leben zur Dichtung, so geht das Schicksal in das Ewige über. Dadurch kann der Stoff der Dichtkunst dem Stoffe der Welt entsprechen. Das ist zugleich sichtbar und unsichtbar, Augenblick und Ewigkeit: Feuer. Jede andere Kunst ist ein Sich-Entfernen von der Feuerhaftigkeit der Welt und ein Sich-Nähern dem Sichtbaren (bildende Kunst) oder dem Unsichtbaren (Musik). Die Dichtkunst sbricht und sagt; in der Sprache ist das ewige Leben, doch auch die sprgänglichkeit der Flamme enthalten. Die Sprache ist nicht das Material der Dichtkunst, sondern umgekehrt: die Dichtkunst ist das Material der Sprache. Die Dichtkunst war zuerst und erschuf die Sprache — so beendet Hamvas seine Studie — und betont damit die Priorität des normativen Standpunktes.

Auch Ö. *Slatinay* pflegt die Ästhetik in dem in der heutigen ungarischen Literatur hoch entwickelten Essaystil. Seine Studie, betitelt „Élet és művészet“ („Leben und Kunst“ in „Athenaeum“. 1939. SS. 1—46.) vertritt eher die kulturphilosophische Richtung: die Kunst ist ein Dokument des großen Dramas des Menschen. In der Kunst beschäftigt sich der Mensch immerfort mit seinem Schicksal. In der Kunst zieht der Mensch die Summe seiner Taten, er wertet seine Erfolge. In der Kunst wird der Mensch mißtrauisch und enthüllt

er den Schein. In der Kunst entzweit sich schließlich der Geist mit dem Leben. „Wie auch unsere Erfahrungen immer mehr zu schlechten Erfahrungen werden, genau so erwacht das Mißtrauen des Geistes und greift mit einem an dem Schein erlebten Ekel alles an, was er vorhin noch liebte und schätzte.“ Die Kunst beschränkt sich nie auf das Registrieren. Die Eindrücke sind niemals nur Eindrücke, sie sind vielmehr zugleich Gelegenheiten zum Urteilställen. Die Kunst ist selbst dann eine Stellungnahme, wenn sie offensichtlich nur etwas vermitteln will. Eine ausschließlich nackte Wirklichkeit, eine Nur-Tatsache gibt es in der Kunst nicht. Die Kunst ist in jedem ihrer Momente eine Wertung des Seins. In der Kunst hat die „nackte Wahrheit“ je nach der Epoche eine andere Bedeutung. Der Weg der Kunst führt nicht von der Unerfahrenheit zu der Übung und nicht vom Primitiven zu dem Vollkommenen; es ist ein Reifwerden, ein Sichbewegen vom Naiven und Leichtgläubigen dem Erfahrenen, dem Schauen und Wissen zu. Naturalismus und Expressionismus sind am Anfang einer Kultur ebenso vorhanden, wie zur Zeit ihres Verfalls, nur sind sie anders. „Die Geschichte der Kunst ist ein energetischer Prozeß, mit einem Anfang und einem Ende.“ Eben deshalb sei die Charakterologie, die Vereinbarung des Unvereinbaren, ein schlechter Ratgeber auf dem Gebiete der Kunst.

László *Mátrai* experimentiert gerade mit dieser Darstellung der Typen an den Kunstwerken, und versucht dadurch eine allgemeine Kulturtypologie zu begründen. („Élmény és mű.“ „Erlebnis und Werk.“ 1940.) Er hat bereits in seinem ersten umfangreicheren Werk, betitelt „A jelenkori esztétika főirányai“ („Die Grundrichtungen der Ästhetik der Gegenwart“, 1932.) seine nicht nur fachästhetische, sondern allgemein-philosophische Orientierung bewiesen. In seinem neuen Buche untersucht er das Werk als Kulturprodukt und das Erlebnis als allgemein-menschliche Äußerung. Die Abhandlungen haben einen teils erkenntnistheoretischen, teils psychologischen, kultursoziologischen, typologischen, oder aber einen spezifisch philosophischen Charakter. Man kann sie schwer auf einen gleichen Nenner bringen, da sie gerade hinsichtlich der Verbundenheit von Wert und Wirklichkeit verschiedene Schichten berühren. Der ganze Band enthält eher Untersuchungen, die eine Synthese vorbereiten, und verzichtet somit auf die Vollendung. Das Schlußergebnis, das Verf. anzunehmen scheint, ist dieses: „wir denken nicht nur in Kategorien, wir existieren auch in ihnen.“ Die Auseinandersetzung über diese These gehört nicht mehr in die Problematik des Verhältnisses von Wert und Wirklichkeit im Künstlerischen, obwohl die Analyse des Weltbildes von vier Dichtern (Balzac, Victor Hugo, Proust, Flaubert)

und der in diesen erscheinenden fein vermischten extroversen und introversen Momente als Beispiel herangezogen wird. Verf. untersucht im Grunde genommen den Wirklichkeitsgehalt des künstlerischen Weltbildes. Die Gültigkeit kann keinem der verschiedenen Weltbilder abgesprochen werden, — möge es sich um das von Proust oder um das von Balzac handeln. Diese Meinung stellt Verf. jenen Rezensenten gegenüber, die geneigt sind, das Balzacsche Weltbild als eines von künstlerischer Evidenz anzunehmen, Prousts Weltbild aber verwerfen. Als Kennzeichen der Annehmbarkeit hat Verf. bereits bei Gelegenheit der Behandlung des Psychopathologischen des Schaffens bemerkt, daß das Maß der Annehmbarkeit eines Kulturwertes das Verständnis (mit dem Ausdruck der Fachästhetik: die Vermittelbarkeit) darstelle. Das Problem, ob bei literarischen Werken die einfache Vermittelbarkeit die künstlerische Evidenz sichere, oder ob Evidenz-Charakteristika anderer Natur dazu nötig seien, wirft M. gar nicht auf. Nun scheint aber in der Proustfrage gerade dieser Fall obzuwalten, das Werk gestattet nämlich einen interessanten Einblick in die innere Welt des Menschen, ohne dabei ein Weltbild von überzeugendem Wert zu geben. Sein Weltbild ist nämlich kein solches, das die Wirklichkeit durch seinen Wert enthüllen würde. — Verf. stellt die sehr richtige These auf (indem er in der am Anfang des Werkes stehenden, doch wahrscheinlich am spätesten entstandenen und eigens für das Buch geschriebenen Partie, betitelt „Élmény“ („Erlebnis“), gegen den Begriff des existentiellen Erlebnisses loszieht), daß dem „existentiellen Erlebnis“ jenes Gleichgewicht der subjektiven und objektiven Erlebniskomponenten, das wir Erlebnisse nennen, abgehe, u. zw. wegen der verhängnisvollen Subjektivität des Begriffes der Existenz. Somit bleibt das Erlebnis immer in der Subjektivität des Erlebnismoments, das sich zur Transzendenz und zum Erleben nicht eignet, gefangen. Die verhängnisvolle Subjektivität des existentiellen Erlebnisses schließt den Erlebenden gerade von dem Erreichen des durch jenes gesteckten Zieles, d. h. von dem wirklicheren, vollkommeneren, lebendigeren Erleben der Wirklichkeit aus, und projiziert statt dessen die überwertete subjektive existentielle Gegebenheit in die Scheinwelt einer Pseudoobjektivität hinaus. Die Erlebnisevidenz kommt somit nicht dadurch zustande, daß Subjekt und Objekt in eine funktionelle Harmonie, in ein verständnisvolles Verhältnis geraten, sondern dadurch, daß der Erlebende das Erlebte seiner überdimensionierten Subjektivität entsprechend umformt und es dazu zwingt, den existentiellen Voraussetzungen genug zu tun. „Daß bei dieser Funktion nicht die objektive Wirklichkeit, sondern der heuristische Wert des Erlebnisses in Mitleidenschaft

gezogen wird, diese Tatsache folgt aus der Natur der Objektivität per definitionem.“ Über die Erlebnisevidenz stellt M. sehr bemerkenswert Folgendes fest: „Wenn wir unter Erlebnis nicht jegliches geistiges Geschehen, sondern den verständnisvollen Einsatz unseres ganzen Ichs verstehen, dann können wir ruhig behaupten, daß jedes Erlebnis ein Werterlebnis, und jeder Wert ein Erlebniswert sei“ und fügt noch hinzu: „Der letzte Sinn eines jeden Erlebnisses ist, daß es zu einem Kunstwerk werden soll.“

Auch Gábor *Ervin* untersucht die Problematik des Verhältnisses der Wirklichkeit und des künstlerischen Wertes nicht im Geiste der eigentümlich ästhetischen Problematik; seine von ausserordentlichem methodischen Sinne zeugenden Arbeiten stehen unter dem Zeichen eines allgemeineren philosophischen Geistes. („Az érték jelentése.“ „Die Bedeutung des Wertes.“ In „Bölcséleti Közlemények.“ 1939. SS. 1—13.; „Gondolatok a művészet etikájához.“ „Gedanken zur Ethik der Kunst.“ A. a. O. 1941. SS. 3—13.) Er weist darauf hin, daß zwischen der Identifizierung von Wert und Wirklichkeit (naiver pantheistischer Optimismus) und zwischen der Unverträglichkeit von Wert und Wirklichkeit (atheistischer Pessimismus) die christliche Philosophie steht, welche Wert und Wirklichkeit zwar unterscheidet, doch diese miteinander nicht verwechselt; eine Philosophie, die einen transzendentalen Optimismus verkündet (weil im Absoluten Wert und Wirklichkeit zusammenfallen), aber zugleich auch die christliche Demut (weil auf der Erde Wert und Wirklichkeit verschieden sind). Was das Schöne als Wert betrifft, so wird es in der Scholastik unter den Gültigkeiten erwähnt, die sich auf alles Seiende beziehen, obwohl es nicht auf der gleichen Höhe mit dem Wahren und Guten betrachtet wird; diesen fügt es etwas nur hinzu: den Charakter des Gefallens in der Wahrnehmung. Das Evidenzerlebnis ist jedoch nicht subjektiv; der über das Schöne empfundene Genuß, die Freude sind nur Zeichen des gegenständlichen Wertes, der von ihm unabhängigen Wirklichkeit. In dem Verhältnis der drei Werte gebührt Vf.-s Meinung nach in der Wahrnehmung (ähnlich war auch die Auffassung Paulers) der Schönheit der erste Platz, in der Ordnung der von dem Geiste unabhängigen Wirklichkeit ist die Schönheit ein zusammengesetzter, abgeleiteter Wert. Ihre Grundlage, die sie mit dem metaphysischen Guten gemein hat, ist die metaphysische Güte: die schöpferischen Wesenheiten, die die göttlichen Ideen nachahmen, sind gut, wahr und in dem wahren Glanz ihrer Güte schön. — Die Seienden sind durch ihre Güte, ihre Wahrheit und Schönheit wertvoll. Diese drei Eigenschaften kommen jedem Seienden zu; jedes Seiende ist gut, da seine Wesenheit sich in ihm mehr oder weniger verwirklicht und die Verwirklichung

der Wesenheit nichts anderes ist als eben die Güte; jedes Seiende ist schön, da die Erkennbarkeit der verwirklichten Wesenheit die Schönheit ist. Den Menschen interessieren nicht so sehr die allgemeine metaphysische Güte und Schönheit (die Transzendentalien der Scholastik), sondern die menschliche Güte und das menschliche Schöne. Das menschliche Schöne wird durch die Kunst geschaffen. Die Gegenstände des Ästhetischen sind also: das Aufblitzen der Welt der Ideale vor dem Menschen. „Nur aus dessen Werk spricht die Idee, in dessen Seele die sichtbare Welt eingedrungen ist.“ „Die Seele des Künstlers kann deshalb Ideen hinausstrahlen, weil er im Lichtbad der Wirklichkeit die Ideen sich angeeignet hat.“ Der Unterschied zwischen Künstler und Nichtkünstler liegt jedoch trotzdem nicht auf dem Gebiet der Erkenntnis, sondern auf dem des Ausdrucks der Idee . . . „Nicht jeder Sehende ist Künstler, doch jeder Künstler ist ein Sehender.“ Die Idee, die ausgedrückt wird, muß im Künstler zu einem lebendigen seelischen Inhalt werden. In ihm muß sie sich verwirklichen, anders kann sie sich auch ausserhalb von ihm, im Werk, nicht verwirklichen. Trotz der Betonung des Moments der Schöpfung und Formung wird bei dem Vergleich des Ästhetischen mit dem Ethischen das Ethische das Persönliche und Dynamische sein, das Ästhetische dagegen das Unpersönliche (da es an eine allgemeine Aufnahmefähigkeit gebunden ist) und das Statische (es stellt das Fertige, Vollendete vor uns). Verf. macht die geistreiche Bemerkung, daß der Unterschied zwischen dem Ästhetischen und dem Ethischem am besten dadurch gezeigt wird, daß das Kunstwerk vollendet sein kann, der Künstler jedoch nie. Daß die Scholastik nicht so sehr Ästhetik, sondern — wie auch Maritain — Kunstethik verkündet, wird auch durch die Bemerkung E.-s bestätigt, daß sich das Ästhetische als Teil in das Ethische einfüge, und gezwungen sei, die Priorität des Ethischen anzuerkennen. Seiner Meinung nach kommt das daher, weil „das Ergebnis des Ethischen das aktuelle, das des Ästhetischen das potentielle Sein ist“.

Auf den verschiedenen Wertgebieten ist das Verhältnis zwischen Möglichkeit und Verwirklichung sehr mannigfaltig. Dementsprechend wollten wir in unseren Arbeiten das Verhältnis von Wert und Wirklichkeit nicht durch die Klärung des Verhältnisses zwischen einem allgemeinen Wertbegriff und einem Wirklichkeitsbegriff beleuchten, sondern waren vielmehr bemüht, nach der methodischen Darstellung der Grundstruktur des ästhetischen Evidenzerlebnisses darzulegen, inwiefern und weshalb diese von wirklichkeitenthüllendem Charakter sein könne („Az esztétika látszat- valóság problémája“; „Das Schein-Wirklichkeit-Problem der Ästhetik.“ 1932. „Bevezetés az esztétikába.“

„Einführung in die Ästhetik.“ 1935.). Sind doch auf diesem Gebiete das Wahre und das Falsche Funktionen der Wertqualität. Nur nach Klärung dieses Problems kann verstanden werden, wie das künstlerisch Werthafte den natürlichen Stimmungen zur Erfüllung helfen könne. So wird uns aber auch klar, wie die Persönlichkeit im Dynamismus der Daseinsform und Gestaltungsform zu einer Wertwirklichkeit erhöht wird, wie sie eine von innen bestimmte stimmungsmäßige Einheit erlangt, welche zugleich Wert und Verwirklichung bedeutet. Unsere Überzeugung ist, daß zuerst das methodische Verfahren geklärt werden mußte, bevor wir über diese Sachen überhaupt sprechen konnten. So mußte u. a. geklärt werden, wie der Betrachtende und der Schöpfer in der im Kunstwerk erscheinenden Struktur des Werterlebnisses einander gegenüberstehen.

Wie dann der künstlerische Wert als dynamische Wertwirklichkeit in der seelischen Entwicklung des Individuums durch seine von innen bestimmte Freiheit, elastische Organisation eine höhere Stufe darstellt, als die amorphe, dogmatische seelische Formel des primitiven Menschen, das bedarf eigentlich einer entwicklungspsychologischen Beweisführung. Genau so, wie der Beweis dessen, daß in der Gemeinschaft die Kunst die Rasse aus der blutsmäßigen Gebundenheit in eine nationale Kulturpersönlichkeit entwickle, und dabei — indem sie der blutsmäßigen Grundlage treu bleibt — die Kultur von einer Erstarrung zur Zivilisation bewahre, die Aufgabe der Kulturgeschichte und der Kulturphilosophie sei. („Érték és valóság.“ Wert und Wirklichkeit. In „Athenaeum.“ 1939. S. 279; „Az esztétikai autonómia kérdése.“ Die Frage der ästhetischen Autonomie. 1939; „Esztétikai szempontok a nevelésben.“ Ästhetische Gesichtspunkte in der Erziehung. In „Magyar Paedagogia.“ 1941. Ss. 11—22.)

Die Frage des Verhältnisses von Wert und Wirklichkeit kann in ästhetischen Untersuchungen eine gute Probe des methodischen Vorgehens sein; die um dieses Problem verlautbarten und dargestellten Meinungen können von der Lebhaftigkeit der ungarischen ästhetischen Literatur jedenfalls ein Bild vermitteln. Diese Lebhaftigkeit äußert sich nicht nur in der Problemstellung und in der Dialektik, sie kann mit ihren bemerkenswerten originalen Lösungen auch zur allgemeinen Entwicklung der Ästhetik beitragen.

L. Baránszky-Jób.

CHRISTLICHE GESELLSCHAFTSLEHRE¹

Vf. bearbeitete sein Thema in der Überzeugung, daß die Scholastik nicht nur etwas historisch Bedeutsames, sondern auch heute etwas höchst Lebendiges sei und daher fähig bleibe, neuen Wissensstoff in sich aufzunehmen, bzw. prinzipiell zu beurteilen und zu verwerten“ (S. 3.).

Die Einleitung behandelt methodische und geschichtliche Fragen. Die Grenze zwischen Soziologie und Gesellschaftsphilosophie wird gezogen, indem ersterer die Erforschung der Sachlagen, letzterer aber die der Grundsätze zugewiesen wird. Anschliessend wird der Begriff der Gesellschaft erläutert (S. 40—102). Vf. zeigt auf, wie das Individuum und die Gemeinschaft einander gegenseitig bedingen, da sie fortwährend aufeinander angewiesen sind. Er behandelt die Rolle der biologischen, sprachlichen, und emotionalen Faktoren im Entstehen der Gemeinschaft. Dabei hält er die Feststellung aufrecht, daß „das Gemeinschaftsleben seinem innersten Wesen nach eine seelisch-geistige Einheit ist“ (S. 60). Die Einheit der Gemeinschaft beruht auf dem gemeinsamen Ziel ihrer Glieder; dadurch wird die Gemeinschaftsordnung aufrecht erhalten. „Durch seine immanente, von innen heraus organisierende Kraft wirkt das Ziel als Formprinzip“ (S. 63.). Gemeinschaft ist keine substantielle Einheit, sondern beruht auf Relationen. „Relationen bedeuten ein wirkliches Plus an Sein, das in der Einheit der zusammenhängenden Einzelwesen ein neues seinsmäßiges Element begründet“ (S. 65).

Nachdem Vf. den Unterschied von Gemeinschaft und Gesellschaft festgestellt hat, untersucht er die Wertgrundlagen der Gemeinschaft, mit besonderer Beachtung des Gemeinwohles. Dieser grundlegende Teil des Werkes schließt mit einer Kritik des Individualismus, des Kollektivismus und Universalismus.

Fortschreitend werden die ethischen Grundlagen der Gesellschaft behandelt, wobei die Unentbehrlichkeit des Naturrechtes für das menschliche Zusammenleben aufgewiesen wird. Der Ansicht Gy. Moórs gegenüber, der dem Naturrecht nur eine negative oder limitative Geltung zuspricht, zeigt Vf., daß das Naturrecht einen das ganze Leben umfassenden Normcharakter habe (S. 118). Es wird bewiesen, daß „soziale“ Gerechtigkeit mit der legalen Gerechtigkeit identisch sei (S. 125). Neben der Gerechtigkeit ist aber auch die Liebe (caritas) Vorbedingung des Zusammenlebens. Vf. sympathisiert mit jenen Vertretern der phänomenologischen Schule, die die Liebe als Wertantwort auffassen. Im Gegensatz zur humanistischen und philanthropischen Menschenliebe betont er, daß die christliche Nächsten-

liebe in der Gottesliebe verankert sei und daß Gerechtigkeit und Liebe einander nicht ausschließen, vielmehr sich gegenseitig ergänzen.

Der nächste Abschnitt behandelt unter dem Titel „Lebensstrom der Gesellschaft“ die Hauptfragen der Kulturphilosophie. Das Gemeinwohl schließt vor allem die Kulturgüter in sich. „Das ethisch gerechtfertigte Ziel der Gesellschaft und der Menschheit überhaupt ist eine der Wertordnung entsprechende Kultur“ (S. 158). Das transzendente Ziel der Menschheitsentwicklung ist die Gottesebenbildlichkeit und die Gottesverherrlichung.

Nach Beleuchtung der allgemeinen Fragen wendet Vf. seine Aufmerksamkeit dem Aufbau der Gesellschaft zu. „Die ursprünglichste, grundlegende Gemeinschaft ist die Familie“ (S. 188), deren Bestehen an die monogame, unlösbare, und im christlichen Sinne sakramentale Ehe geknüpft ist. Weitere Aufgaben fallen der Siedlung (Gemeinde) zu. Im Zusammenhang damit kommt Vf. auf das positiv bewertete Autonomieprinzip zu sprechen (S. 207). Die Entstehung der Volksgemeinschaft wird durch Abstammung, Sprache, Kultur und Religion erklärt, wobei auch dem subjektiven Bewußtsein eine wichtige Rolle zugeschrieben wird. Wenn eine Volksgemeinschaft ihrer spezifischen Eigenart, ihrer Sendung bewußt wird, entsteht die Nation. „Nation ist ein zum Bewußtsein gelangtes Volk“ (S. 215).

Die Volksgemeinschaft gliedert sich naturgemäß in Berufsstände, denen Autonomie zukommt (S. 236). Das Wirtschaftsleben der Volksgemeinschaft besprechend, übt Vf. auf Grund der sozialen Enzykliken Kritik am Kapitalismus und Sozialismus (S. 252—308). In der Lehre über den Ursprung der Staatsgewalt folgt er Suarez. Der Machtkreis des Staates ist nicht unbegrenzt: Das natürliche und das göttliche Gesetz, die Menschenrechte auf das Leben, auf die Arterhaltung, persönliche Freiheit und Kultur, auf Privateigentum, auf Bildung natürlicher Gemeinschaften, endlich auch das kirchliche Recht müssen von ihm stets berücksichtigt werden (S. 325). Nach einer kritischen Stellungnahme dem liberalen und dem totalen Staat gegenüber folgen Erörterungen über die Gemeinschaft der Völker und die naturrechtlichen Grundlagen des internationalen Rechts. Zum Abschluß folgt ein Hinweis auf die Kirche, die dazu berufen ist, die Gemeinschaft der ganzen Menschheit in sich zu verwirklichen. Jedem Abschnitt schließt sich eine kurze Übersicht des einschlägigen Schrifttums an.

G. Ervin.

¹ Über Pál Kecskés: *A keresztény társadalomelmélet alapelvei.* (Grundprinzipien der christlichen Gesellschaftslehre.) Budapest, 1938. Szent István Társulat. 391 S.

ÜBER DEN UNGARISCHEN NATIONAL-CHARAKTER

In bewegten, wirren Zeiten, wenn sich die Wurzeln der menschlichen Existenz lockern und das Dasein und alles problematisch wird, gestaltet sich auch die Relation problematisch, die Mensch und Mensch verbindet; die Verwurzelung des Menschen in der Gemeinschaft. Es ist unleugbar das Zeichen einer Krise, daß wir den bisher als natürlich angesehenen und unproblematisch gelebten Beziehungen und Gebundenheiten unseres Lebens gegenüber rasche und ängstliche Fragen aufwerfen. Doch über den negativen Aspekt der Krise hinweg erscheint auch ein positives Moment: das in der Unbewußtheit des alltäglichen Seins schlummernde Gefühl rückt, aus seiner Ruhe aufgeschreckt, in das klare Licht der Bewußtheit auf. Und das Bewußtsein, die Bindungskraft des Geistes ist grenzenlos! Das zum Selbstbewußtsein erwachte, durchgeistigte Sein schwankt nicht mehr, es hat die Krisenzone überschritten und ist in seiner gereinigten Geistigkeit, nach der Katharsis, stärker als je. Die Prüfungen, die Geschehnisse der vergangenen Jahre, die äußere und innere Konstellation haben eine Frage aufgeworfen, die wir bis jetzt durchaus nicht als Frage fühlten, weil sie als grundlegende Tatsache unseres Seins erschien; wir glaubten, sie wäre mit unserer Existenz unlösbar versponnen. „Was ist der Ungar?“ — wurde von allen Seiten gefragt. Die Situation, in der die Frage ertönte, wird von László *Ravasz*, einem ihrer Kenner, genau formuliert. „Heute“ — schreibt er — „trennt die Begriffe Ungartum und Existenz ein dünner Spalt. Mit der Klarheit einer Lebensfrage tauchte hier und dort die große Frage auf, ob für das Ungartum das Dasein, beziehungsweise für das Dasein das Ungartum zu opfern ist!“ („Mi a magyar?“ — „Was ist der Ungar?“ Sammelwerk unter der Schriftleitung von Gyula *Szekfű*. S. 13.) Wie sehr das Problem im Interesse der Nation verwurzelt war, zeigt die Riesenmasse von Schriften am besten, die nach seiner Aufwerfung entstand. Ein ganzes Heer von Büchern, Artikeln, kürzeren und längeren Abhandlungen bemühte sich um die Lösung. Die Vielheit der verschiedenen Gesichtspunkte und der je nach den einzelnen Weltanschauungen sozusagen *a priori* gegebenen Lösungen vermehrte aber nur das Chaos. Dies erklärt, warum die Wissenschaft, genauer die Fachwissenschaft, als sie zum erstenmal ihr Wort erhebt, bereits entschieden von der Absicht, Ordnung zu schaffen, geleitet wird. Ihr Ziel lautet: „Absteckung der Grenzlinie, jenseits derer die Unverantwortlichkeit der Phantasie und der Lyrik das ungarische Problem in die Hand nimmt, doch innerhalb derer es möglich ist, dem Wesen des Ungartums mit objektiver Me-

thode und objektiven Mitteln nahezukommen, es zu erkennen.“ (Szekfűs Worte in „Was ist der Ungar?“ S. 9.)

Doch die Wissenschaft ließ bereits früher ihre Stimme hören. Das Problem wird zu allererst vom empfindlichsten Organ, von der Philosophie wahrgenommen; erst in ihren Fußstapfen gehen Journalistik, Belletristik und Fachwissenschaft, wenn sie sich an die Lösung und etwa noch stärkere Verknötung des Fragenbündels machen. — Die erste ungarische Nationalcharakterologie großen Stils ist das Buch „A Vándor és a Bujdosó“ („Der Wanderer und der Unstetige“)¹ von Lajos Prohászka. (Das unübersetzbare Wort „Bujdosó“ enthält eigentlich mehr als die Wörter „Der Unstetige“ oder „Der Abscondit“ oder sogar „Der Exulant“; es bedeutet ein verborgenes Sichselbstbewahren für eine bessere Zukunft. Der Begriff, der aus der Kuruzenzeit — 17.—18. Jahrhundert — stammt, war damals vorwiegend politisch gefärbt.) Für Prohászka beginnt das Problem mit der Methode. Wie läßt sich der Geist einer Volksgemeinschaft, dieses spezifische neue kollektive Gebilde jenseits des individuellen Geistes erfassen? Nähern wir uns ihm von der Geschichte her, dann gelangen wir zum Geist; doch der Geist ist mit dem Kollektiv nicht identisch; das Kollektiv trägt den Geist, der Geist begrenzt das Kollektiv. Wenn wir jetzt den Charakter dieses Kollektivs abtasten wollen, so bietet sich als Ausgangsgrundlage eine gewisse Einheit der Lebenstätigkeit der Gemeinschaft, wie sie sich aus dem spezifischen Zusammenhang von Geschichte und Natur gebildet hat. Ob ich nun dieses Wesen organisch oder nicht-organisch auffasse: das, worin es sich äußert, ist ein Prozeß aus Wirkungen und Gegenwirkungen, die Lebenstätigkeit. Jede Volksindividualität wirkt und reagiert anders; das Erlebnis und seine Ausdrucksweise sind verschiedene Dinge; die Art, wie sie einander zugeordnet sind, ergibt die Haltung. Der einheitliche letzte Ausgangspunkt, der sich hinter der Haltung verbirgt, ist die *Form* der Gemeinschaft; für das Verstehen ist dies die äußerste, nicht mehr zu analysierende Annahme. Die Form ist zugleich das Schicksal der Volksgemeinschaft: sozusagen die Funktion der Form, oder — Prohászka drückt dies einmal ganz genau folgendermaßen aus — „in ihr reift sie in die Form hinein“ (S. 12.) Diese morphologische Auffassung genügt an und für sich nicht. Die Form kann nicht sich selber, ihr Schicksal ungehemmt entfalten; sie berührt sich und kämpft mit anderen Formen. Diese zwei Reihen des Schicksalsprozesses — einerseits die Entfaltung seiner selbst, andererseits die fremden Einwirkungen — hängen vernunftmäßig zusammen, eröffnen eine Bedeutung. „Was von innen, von der Form her betrachtet, Gegebenheit und insofern Abgrenzung, ist von außen, von der Berührung her gesehen, Möglichkeit.“ (S. 15.)

Ein unzweifelhafter Vorteil dieser Anschauungsweise ist, daß sie den Volkscharakter nicht in Gemeinschaft und Geist trennt, sondern beide auf einmal, ineinander betrachtet. Doch Prohászka zeigt auch eine dritte Daseinsart des Schicksals: die Volksgemeinschaft findet sich auf ihrem geschichtlichen Wege nicht nur anderen Formen, sondern auch dem reinen Sinnzusammenhang des objektiven Geistes gegenüber. Der objektive Geist der Kultur hinwieder — ob nun seine eigene Objektivierung oder eine fremde — ist der Schauplatz unausgesetzter dialektischer Spannungen, weil die Gegensätze seines Bedeutungsinhaltes auf neuere und mehr universale Lösungen drängen. Doch die Lösung der dialektischen Gegensätze der bestehenden Kultur erfolgt nicht im Zeichen des Schicksals, sondern der Freiheit. Denn wenn der objektive Geist endgültig aus seinem Bedeutungsinhalt heraustreten, also in den lebendigen Strom des Lebens geraten, sich zum reinen Schicksal wandeln würde, dann müßte das Auftauchen neuer Lösungen unerklärbar bleiben. „Von seinem Sein her betrachtet ist der objektive Geist Schicksal, von seiner Bedeutung her betrachtet jedoch Freiheit. Als Freiheit bezeichnet er im voraus das Schicksal, als Schicksal hemmt er die Freiheit.“ (S. 19.) Die Form, die sich im Schicksal der Volksgemeinschaft äußert, ist also nur metaphysisch zu erfassen; die psychologische Anschauung würde reine Vermutung bleiben. Sie wählt den Weg der Metaphysik. Das Schicksal, das den Charakter eines Prozesses hat und insofern subjektiver Geist ist, begegnet auf seinem Wege oft der Freiheit. Wo Bedeutung auftritt, strömt die Gnade der Freiheit, wählt unter den schicksalhaften Bedingungen und ordnet sie dann zu einem überpersönlichen Sinnzusammenhang. „Die Freiheit ist der Mutterschoß der Zukunft, den Schleier der Geheimnisse verbergen; das Schicksal ist die Tafel der Wirklichkeit, von der man lesen kann.“ (S. 23.) Doch in einem Fall — und dies hat bereits Hegel ganz genau gesehen — ist dem Volksgeist von der Freiheit her nahezukommen: wenn Schicksal und Freiheit verschmelzen und im wechselseitigen Gleichgewicht, versöhnt eine Klassik hervorbringen. Die Auflösung der dialektischen Spannungen fällt hier in die ursprüngliche Richtung der Form, als würde der Schwung der Freiheit die Absicht des Schicksals zur Geltung bringen. Der Sinnzusammenhang der Objektivierung ist in diesem Falle an und für sich von hermeneutischem Charakter, da die Tatsachen des Schicksals aus der Freiheit selbst zu erkennen sind. Aus Freiheit wird auch die Romantik geboren, doch aus ihrem Zuviel, und die Vollständigkeit vermag hier nur als Sehnsucht aufzutreten. — So kann also die Typologie einer Volksgemeinschaft in zwei Richtungen geschaffen werden: in der Richtung des *Schicksalstypus* (wenn wir das Wesentliche

suchen, das sich im Historischen äußert) und des *Kulturtypus* (das Wesentliche ist in dem von der Freiheit geschaffenen Sinnzusammenhang zu suchen). Die beiden Typen aber bedingen und ergänzen einander, und nur eine ständige Aufeinanderbeziehung des Typus des subjektiven und objektiven Geistes kann die Vollständigkeit geben. Diese Typologie: „geht von dem Zusammenhang, der die Bedeutung aller Wertbeziehungen des Geistes eröffnet, als einheitlichem Ganzen aus und macht durch ihre methodologische Analyse die Natur der einzelnen Wertbedingungen begreiflich.“ (S. 32.)

Die Skizzen des nächsten Teiles — „Europa respicitur“ — sind als Proben der mitgeteilten Methode zu betrachten und dienen zugleich den Kapiteln über den Wanderer und den Unstetigen als Hintergrund. Europa respicitur: der „formgebende“ Grieche; der „organisierende“ Römer; und das Mittelalter — der „Pilger“. Ihnen allen gelang es, die einzelnen Provinzen der Kultur zu harmonischer Struktur zu verbinden, die auftauchenden Gegensätze zu überbrücken, mit Ausnahme eines einzigen Gebietes. Doch dieses eine wird zum Erreger der Zersetzung: im ersten überentwickelt sich der Staat, im zweiten die Religion, im dritten die Wissenschaft, und sie zersetzt die Geschlossenheit des Kosmos. In die Neuzeit hinein bewahrt der Spanier, der „Quijotist“ die religiöse Haltung des Mittelalters weiter, doch ihre Unzeitgemäßheit verzerrt sie ins Lächerliche. Ganz fern steht ihr der französische „Stilisator“: von vornherein erlebt dieser alles in den Formen des Ausdrucks und baut er mit seiner ästhetischen Lebensgestaltung eine Klassik; doch da er die dialektischen Gegensätze nicht zu besiegen, sondern nur umzustilisieren vermag, schlägt diese Klassik den Geist in Fesseln. Im Geiste des Engländers, des „Kolonisten“ wurzeln die verschiedenen Wertintentionalitäten im Gefühl der nationalen Auserwähltheit, ihr Ausdrucksmittel ist die Macht; er folgt nur der Dialektik seines eigenen Geistes — „unipolare Dialektik“ —, aber seine Klassik ist dennoch nicht vollkommen ständig, weil sie die Kunst ausschließt (die typische Lebensform seiner Kunst ist der „escapism“); und die Überentwicklung erfolgte gerade durch das Überhandnehmen der charakteristischen Wirtschaftsstruktur. Es ist eine typische moderne Erscheinung des Westens, daß die französische und die englische Kultur sich gerade in der stärksten Struktur überentwickeln, und diese dialektische Ungelöstheit führt zur Zersetzung. Eine alleinstehende Haltung ist die des italienischen „Humanisten“; ihr Grunderlebniss ist das Bewußtsein der Tradition, der lebendigen Vermittlung; sie nährt die Persönlichkeit, zügelt ihre Phantasie und lenkt sie dem Humanum zu; ihre Gefahr ist die beständige Geformtheit, die sie nur zeitweise mit Hilfe großer Individualitäten zu durch-

brechen vermag (Renaissance, Risorgimento, Faschismus); ihre Dialektik bewegt sich zwischen den Polen des Regionalismus und der nationalen Einheit; die beständige Gegenwärtigkeit der Klassik weist in die Zukunft . . .

Aus diesem Hintergrund erheben sich scharf die Gestalten des Wanderers und des Unstetigen. Frische, Unverbrauchtsein, ein dauerndes Auf-dem-Wege-sein charakterisieren den deutschen Geist. Gärung, das beständige Suchen nach der Daseinsform und ein faustischer Drang nach dem Unbekannten verleihen diesem Geist das daimonische Gepräge. Diese Haltung macht das Grunderlebnis der Wandlung verständlich, das Beständige nur aus dem Übergang, aus der Wandlung zu verstehen vermag. Von dem Dynamismus der Seele zeugen ihre zwei charakteristischen Objektivierungen: die Philosophie und die Musik. Das Erlebnis des Entstehens und Vergehens zieht eine gewisse Unsicherheit des Seins und eine Irrealität nach sich, die wirklichkeitsgeborene Ideen höher als die Wirklichkeit selbst bewertet. Hieraus wird auch eine andere Eigenschaft der deutschen Seele verständlich: die Subjektivität; ihre Gefahr ist, daß sie, indem sie die Inhalte zur Funktionalität auflöst, leicht zum Relativismus abbiegt. Wenn wir dem Geiste des Deutschtums von dem Ausdruck her näherkommen, können wir sehen, daß das Erlebnis der Wandlung überall Horizonte der Unendlichkeit eröffnet: in seinem Drang nach der Unendlichkeit will er Gott und die Welt zugleich umfassen: das Erkennen der Welt vermischt sich eigenartig mit der Sehnsucht nach Gott. Die polare Spannung dieser Seele erwächst aus dem Gegensatz zwischen den beiden Formen der Unendlichkeit, dem Indefinitum und dem Infinitum. Dies ist der tragische Zug seines Seins: der Drang nach der Überwindung der Endlichkeit läßt keine Beruhigung, keine Ganzheit zu. Der Ausdruck dieser Polarität ist einerseits der Hang zur Mystik und zur Abstraktion; andererseits der Lyrismus mit seiner Flucht vor der Endlichkeit und der Titanismus in seinem Ringen mit der Weltmaterie; ein weiteres Gegensatzpaar sind Zwietracht und Einheitsdrang. Wandlung und Unendlichkeit — aus der Aufeinanderbeziehung von Grunderlebnis und Ausdruck wird das Symbol des spezifisch deutschen Schicksalstypus — Leopold Ziegler hat es gefunden — verständlich: der *Wanderer*. Aus dem Wandergeist lassen sich alle Objektivierungen seiner Kultur erklären: nie schließen sie ab, jede nächste Schöpfung macht die vorangegangene überflüssig und faßt sie dennoch irgendwie in sich, — also die *coincidentia oppositorum*, wie es Nicolaus Cusanus ausgedrückt hat. Der Ideenbau seiner Kultur ruht auf den Begriffen *Freiheit* und *Normativität*. Der Freiheitsidee des Westens gegenüber, die dem rationalen Naturrecht entsprungen

und universal ist, ist die deutsche irrational, weil der Individualität entsprungen, und überindividuell; ihren universalen Charakter erhält sie nur von der Normgerichtetheit. Die individuelle Freiheit besteht eben darin, daß sie die Vernunftgemäßheit als Gesetz ihres eigenen Wesens erkennt. Damit hängt das Problem der deutschen Klassik und Romantik zusammen. Die Klassik, auf das Überindividuelle gerichtet, hat niemals endgültig die Schranken der Subjektivität durchbrochen; die Romantik hingegen, die das Individuelle betonte, entdeckte in ihm immer die universalen Inhalte. Deshalb ist die deutsche Klassik eine objektivierende Romantik und deshalb ist die deutsche Romantik so bezeichnend eine „Bildungsklassik“. — Der deutsche Geist übernahm von zwei anderen Volksformen bleibende Züge: von der Latinität (obwohl mit starker Bedeutungswandlung) und vom Slawentum (die Solidarität). Ein eigenartiges Produkt der deutschen Dialektik ist die Ironie: das ist die Beweglichkeit der kulturschaffenden Seele, die, über Ja und Nein gebeugt, eine schöne Blume der deutschen Haltung erschafft: die Sachlichkeit. Sie ist eine perspektivische Haltung und weist wiederum auf das deutsche Grunderlebnis, die Wandlung, hin.

Am Berührungspunkte Europas und des Ostens besitzt der deutsche Wanderer einen ewigen dialektischen Partner — seinen Genossen im historischen Schicksal —: den Ungarn. Wenn das Wesen der Tragik durch die einander ausschließende Wertintentionalität charakterisiert wird, dann ist das ungarische Schicksal ganz gewiß tragisch zu nennen. Der Zustand, auf den einheitlichen Wertzusammenhang gerichtet zu sein, konnte sich in der ungarischen Seele nicht entwickeln, weil sie keinen Urmythos besitzt. Dieser Mythos begann sich in der Richtung zu den gegensätzlichen Handlungsarten des aufrehrerischen und des selbstaufopfernden Ungarn („Europas Bollwerk“) zu entwickeln, doch er blieb stecken. Allerdings finden wir hinter den Gegensätzen die gemeinsame Erlebniswurzel, den *Finitismus*, der allem fremd ist, was problematisch ist, und zum Abwarten stimmt; er ist mehr dem Bestehenden, dem Sicherem zugetan. Er kennt keine beständige kontinuierliche Tätigkeit, und entwickelt sich nicht; seine Entwicklung geht immer stoßweise, gewaltsam vor sich. Und in diese Umgrenztheit und Geschlossenheit wandert sozusagen Europas einsamer Wanderer, der Deutsche ein; und zwischen den beiden in ihrem Wesen gegensätzlichen Kulturwillen hebt der Zweikampf an, der seit einem Jahrtausend zwischen der Unendlichkeit und der Umgrenztheit ausgefochten wird. Aus seiner Lebensform des Verborgenseins kann den Ungarn nur eine Gefahr wahrhaftig von der Stelle rücken: wenn man seine Freiheit angreift. Das Grunderlebnis

der Freiheit in ihm ist also nichts anderes als das Negative seines Finitismus; sein positives Antlitz hingegen ist das Traumbild, in dem er der Öde der Gegenwart entflieht. Daher eine gewisse Irrealität des ungarischen Geistes. Das ungarische Grunderlebnis, der Freiheitsdrang, drückt sich in der jähren Wut — „*furor hungaricus*“ — aus: der Zwang zu kämpfen und eine instinktive Zurückhaltung vom kämpferischen Hingerissensein ergeben den Charakter dieses Ethos. Dieser überzeugungslose Kampf erklärt seine eigenartige Prinzipienlosigkeit, die sich in der Zwietracht äußert. In diesem Wesen wurzelt auch der machthaberische Zug seiner Lebenshaltung. Ein Ausdruck der jähren Wut ist der Rechtsformalismus; auch in ihm äußert sich ihre Anschauungslosigkeit („Vogel-Strauß-Politik“), obwohl sie auch positive Formen hat: vor allem ihre große ethosbildende Kraft. Einen ganz eigenartigen, absondernden Charakter verleiht den Objektivierungen des ungarischen Geistes die einzigartige Verflochtenheit des nationalen Selbstbewußtseins mit der Religiosität. Mit ihr hängt eine Lehre zusammen, von der die ganze Kultur bestrahlt wird, die vom *corpus Hungaricum* und seinem Symbol, der Heiligen Krone. Eine Klassik konnte im Ungartum nicht entstehen, weil Lebensform und Schicksal sich voneinander lösten, als die vorige bereits die Idee einer möglichen Klassik zum Reifen brachte; den ungarischen Kunstwerken drückt die Romantik des Heimwehs des „Unstetigen“ ihren Stempel auf. Geformt wurde das Ungartum nicht nur von dem lateinisch-germanischen, sondern auch von dem slawisch-türkischen Einfluß. Der erstere spornte es zum Verstehen seines Schicksals an und übergab ihm seine äußeren Organisationsformen; der letztere stärkte den Geist der passiven Resistenz, des untätigen kollektiven Widerstandes. Die Dialektik der ungarischen Kultur ist in ihrem Wesen vital und bipolar, sie ist der Schild der Gegensätze, „*clipeus oppositorum*“, weil sie die substantielle Einheit ihres Lebens einem Schilde gleich vor dem Zerfall in Gegensätze bewahrt. Das entwickelt in ihm die Duldsamkeit (die Anerkennung der Existenzberechtigung der Gegensätze) und den Humor (die Haltung, die aufgehobene Gegensätze gefühlsmäßig versteht und lockert). Der Humor ist keine befruchtende Quelle, hilft jedoch das Leben zu ertragen, und die ontologische Selbstbehauptung ist bereits eine Kulturtat nicht nur für uns, sondern auch für Europa. — „Europa oder das Nichtverstehen“ — so nimmt Prohászka im „Postludium“ seines Buches die schöne Frucht der Romantik eines Novalis, den Gedanken der Einheit Europas auf; doch heute wissen wir bereits, daß Europa tatsächlich ein „Nichtverstehen“ ist; das „Verstehen“-Prinzip der deutschen Romantik fand hier keinen Platz mehr.

Prohászka's dichterisches Werk — Eduard Spranger nannte es so — blieb nicht wirkungslos; vor allem wurde es von der Geistesgeschichte verwendet; denn mit der Hilfe des Typus, vom Typus her betrachtet schließen auch die individuellen — niemals ganz erschöpfbaren — Tatsachen der Geschichte einen tieferen Sinn und Bedeutung auf. Und auch sonst erwies es sich als außerordentlich fruchtbar. Doch die Wissenschaft machte noch einen überaus interessanten Versuch, den ungarischen Nationalcharakter zu erfassen. Prohászka ging von der Philosophie aus; dies gerade verleiht seinem Buche Einheit und Wert; er flocht die Tatsachen des nationalen Daseins in eine tiefe und schöne tragische Konzeption ein und deutete sie auch in ihrem Sinne. Dieser zweite Versuch verzichtet im Vorhinein auf die Einheit; er muß auf sie verzichten, denn der Gedanke, der ihn ins Leben rief, war gerade, dem nationalen Wesen von den einzelnen Fachwissenschaften her nahezukommen. Der umfangreiche Band „Was ist der Ungar?“² erschien unter der Schriftleitung unseres bekannten Geschichtsforschers Gyula Szekfü. Ein aktuelles Interesse verlieh ihm Leben: „Wir haben dieses Buch zu einer Art Norm bestimmt“, — schreibt der Herausgeber in seinem Vorwort — „damit es den Menschen ihr Ungartum zum Bewußtsein bringe und sie vor den Irrungen, vor den Illusionen, vor dem Versinken in dem Sumpf bewahre“. (S. 7.) Doch diese Aktualität bedeutet keineswegs den Verzicht auf die verpflichtende Objektivität der Wissenschaft und auf den „Wertfreiheit“-Gedanken Max Webers, der die Teilnehmer der Fachwissenschaft jederzeit verpflichtet. „Die Elemente der Phantasie und der Lyrik vermögen wir unserer wissenschaftlichen Arbeit am sichersten fernzuhalten“ — sagt der Herausgeber — „wenn sich jeder auf sein eigenes Fach beschränkt und dort die Methoden seiner Spezialwissenschaft anwendet“. (S. 11.) Der theoretische und praktische Nutzen dieser Erkenntnismethode erweist sich vornehmlich darin, daß an manchen Punkten, wo die voneinander unabhängig untersuchenden Fachwissenschaften zu einem gemeinsamen Ergebnis gelangen, der consensus das tatsächliche Bestehen des erkannten Charakterzuges wahrscheinlich macht, weshalb man fürderhin auch in der Praxis auf ihn rechnen kann. Dies erklärt, daß die in einzelnen Abhandlungen des Bandes auffallenden kleineren oder größeren Widersprüche unausgeglichen blieben, da die im Wesentlichen feststellbare Übereinstimmung ohnehin den Erfolg dieser positiven Methode rechtfertigt.

Die zwei ersten Abhandlungen stammen nicht von Fachgelehrten. In der ersten zeigt der reformierte Bischof László Ravasz — mit perspektivischer Betrachtungsweise —, „wofür auf einem gege-

benen Punkt des Zeitalters *ein ungarischer* Mensch das Ungartum hält“. (S. 18.) Er untersucht das Ungartum ontologisch und axiologisch. „Das Ungartum ist der reine Geist und gute Wille, so wie sie in der natürlichen, geistigen und geschichtlichen Individualität dieses Volkes als Tatsachen erscheinen und sich als Werte verwirklichen“. Der — inzwischen verstorbene — „poeta laureatus“ der Nation, Mihály Babits umreißt den ungarischen Charakter mit Ravasz übereinstimmend, wie er in unserer Geschichte und vor allem in unserer Literatur vor uns steht. „Meine Aufgabe“ — schreibt er, indem er die Erkenntnis, die auch die anderen Arbeiter des Werkes geleitet hat, sehr scharf formuliert — „ist nicht der Ausdruck des Unausdrückbaren, sondern das vernunftgemäße Verstehen der instinktiv gefühlten Einheit einer bestimmten und genau bezeichnbaren Erscheinungsreihe“. In der Einheit von Rasse, Sprache, Seele, Landschaft und Geschichte stellt er uns den ungarischen Charakter vor Augen mit seiner reichen und zur Vielfarbigkeit erzeugten Seele, die unter dem Einfluß zahlreicher Eindrücke und Geschehnisse eine nüchterne und überlegene Haltung und Weisheit in sich entwickelt hat, die Weisheit des *nil admirari*. Dies ist eine sehr konkrete und sachliche Seele, doch ihr Realismus ist nicht irgend ein praktischer Hang, sondern eher beschaulich. Den Ungarn macht seine rationale Lebensanschauung zum Politiker, aber auch seine Politik wird nicht vom Handeln gefärbt; seine größte Tat ist nicht selten die Zurückhaltung vom Handeln. „Die Fehler sind regelmäßig mit den Tugenden identisch“. Der Verzicht auf Aktivität, die Zurückgezogenheit auf sich selbst, der Finitismus können ebenso Taten zur Rettung der Nation wie Versäumnisse sein. Die eigenartige ungarische Lebensform des Nichthandelns, die nationale *inertia*, macht das Wesen der ungarischen Freiheitsliebe verstehen: „Niemand soll uns stören!“ — darin konzentriert sich der nationale Wille. So werden wir zu Verteidigern der Rechte, genauer gesprochen eines platonischen Rechtssystems. Diese beschauliche Lebensform und Seelenstruktur brachte im Schöpferischen ihre schönsten Früchte und wird sie auch in Zukunft bringen.

Die Arbeiten der Fachwissenschaft beginnen mit Sándor Eckhardts Abhandlung: „Das Charakterbild des Ungartums für den Ausländer.“ Der fremde Spiegel verzerrt ja immer, im Falle des Ungartums sogar fast zweifach. Das Schablonenbild der ausländischen Chronisten im Mittelalter von den barbarischen, pferdefleischessenden, blutrünstigen Ungarn begründete schon frühzeitig den schlechten Ruf des Ungartums. Fragmente ihrer pseudowissenschaftlichen Schwätzereien leben an manchen Orten noch jetzt. Erst im

15.—16. Jahrhundert beginnt sich ein anderes Bild herauszugestalten: das Ungartum als Europas Schutzbastei —, vor allem in der Anschauung der Humanisten. Die Barockzeit und die Epoche der Kleinbürgerkultur — die sich Kultur nur in städtischen Formen vorstellen konnte — stempelte den Ungarn mit seiner nichtstädtischen Kultur wieder zum Barbaren. Die Romantik schuf (vor allem in den Fußstapfen Lenaus, der aus Ungarn stammte) vom Ungartum ein sympathisches Bild voller Zigeuner, Schenken, Puszten und Tschikoschen; seitdem schwanken die Vorstellungen des Durchschnittsausländers über das Ungartum zwischen diesen zwei gegensätzlichen Anschauungen. Wie das Ungartum von innen, vom nationalen Selbstbewußtsein her betrachtet aussieht, zeigt Dezső Keresztury in seiner Abhandlung „Der Weg der ungarischen Selbsterkenntnis“. In der inneren Kontinuität der nationalen Selbsterkenntnis sucht er die historischen Wurzeln der heute umlaufenden Vorstellungen. Unsere Selbstbetrachtung beginnt mit der Herrschaft des Christentums; das Ungartum ist sich seiner Sendung schon Mitte des 13. Jahrhunderts bewußt: Schutzbastei des Christentums — dies ist der Begriff, den die Humanisten nachträglich volkstümlich machten. Die zwei Komponenten des adeligen Selbstbewußtseins der weltlichen Ungarn, das dem andern gegenüber stand und erst später erstarkte, waren: das Bewußtsein der hunnischen Überlieferung und des Skythen-Ungartums. Und als dritter Faktor — in den Jahrhunderten vor 1526 —: das Reichsbewußtsein. Nach 1526 ist in dem in mehrere Teile zerrissenen Land das Ungartum eine Frage des Glaubens, des Erlebens und des Selbstbewußtseins. Damals grenzte es sich auch gegen Westen ab, unter dem Zwange der von dort drohenden Gefahren, und damals erkennt es plötzlich in seiner beginnenden nationalsprachigen Literatur die unlösliche Verflochtenheit seines Schicksals mit dem historischen Vaterland und seiner Gemeinschaft. Im 18. Jahrhundert sieht das „Regnum Marianum“ bereits in der Bildung das Unterpand seines Weiterbestehens, das Jahrhundertende hinwieder — um einen Schritt weiter — in der Bildung in nationaler Sprache. Im 19. Jahrhundert betrachtet die oberflächliche öffentliche Meinung die Sprache geradezu als einziges Kriterium des Ungartums, die Besseren, die Wenigen jedoch erkennen als einzigen Weg, der zum Ungartum führt, das intensive Erleben der ungarischen Kultur und die reine Menschlichkeit. Dieser Schicht gelang es auch, das Ideal des moralisch beseelten, gebildeten Ungartums in eine endgültige Formel zu bringen. Nach dem Zusammenbruch von Trianon beschreitet die Nation den Weg der nüchternen Selbsterkenntnis; in der neuen Generation hinwieder

meldet sich die Vision des Ungartums als Variante unserer Selbsterkenntnis im Bilde des tragischen Ungartums.

Aus dem Gesichtswinkel des Anthropologen schreibt Lajos *Bartucz* seine Abhandlung „Ungarischer Mensch, ungarischer Typus, ungarische Rasse“. Das Ungartum besteht aus verschiedenen Rassen; doch nicht die einzelnen angeführten Rassen sind spezifisch magyarisch, sondern ihre zusammengefaßte Verhältniszahl. Die Verhältniszahlen der verschiedenen Komponenten sind: turanidische und Alföld-(Tiefebenen)-Rasse 25—30%; osteuropide 20%; dinarische 20%; alpine 15%; tauridische 4—5%; mongolider Rassenkreis 4—5%; nordische Rasse 4%; mediterrane und andere 1%. Was körperlich der ungarische Typus, ist seelisch der Nationalcharakter. Ein Teil der seelischen Merkmale steht mit dem körperlichen Rassencharakter in enger Verbindung; das sind uns angeborene, vererbliche Eigenschaften; ihr anderer Teil ist paratypischer Art, individuell erworben. Die systematische rassenspsychologische Untersuchung des Ungartums gehört noch zu den Aufgaben der Zukunft.

Miklós *Zsirai* macht in seiner Abhandlung „Die Struktur unserer Sprache“ die wichtige prinzipielle Feststellung, daß der einzige mögliche Weg der Sprachwissenschaft die wertfreie Konstruktionsanalyse ist, die anstatt der örtlich voreingenommenen — ästhetischen oder andersartigen — Rangeinordnung die Sprachindividualität erfassen will, doch nicht in ihren Seltenheiten, sondern in der Aufeinanderbeziehung der Teile, in ihrer strukturellen Einheit. Charakteristisch ist der Tonreichtum, die Musikalität unserer Sprache, ihre Vokalharmonie (das heißt: in unseren Wörtern gibt es entweder ausschließlich hohe — palatale — oder ausschließlich tiefe — velare — Selbstlaute); in der Formlehre die Agglutination, die Biegung gegenüber den flektierenden indoeuropäischen Sprachen, der Reichtum der Modi der Beziehungen, die ungebundene Wortordnung der Sätze, und in der Satzverbindung das Streben eher nach Nebeneinanderstellung als nach Unterordnung. Die charakteristischen Züge der Sprache determinieren bis zu einem gewissen Maße den Stil; Sprache und Stil hängen im Wesen zusammen — sagt Béla *Zolnai* in seiner Abhandlung „Vom ungarischen Stil“. Er sucht den Platz des ungarischen Stils zwischen den zwei charakteristischen Extremen des Europäertums, zwischen dem deutschen und dem französischen Geist. Das deutsche Stilideal ist: die spiritualisierte papierene Sprache; das französische: die Literatur, die ihre klassische Überlieferung in Ehren hält, und das ungarische: die Sprache, die mit der natürlichen Rede und dem Leben des Volkes verbunden ist. Die eigene Kunstart der Deutschen ist die philosophische Abhandlung;

die Franzosen pflegen die erzählende, objektive Prosa; bei uns stehen der Vers, die Lyrik, das Lied obenan. Der Stil der Philosophie ist die Tiefen eröffnende Dunkelheit, der der Erzählung die leichte Helle; der der Lyrik Natürlichkeit, Empfindsamkeit, eine anschauliche, bildhafte Sprache. „Vom Standpunkte der Form: der Deutsche begnügt sich mit der Hervorhebung seiner Individualität; der Ungar fordert vollkommene schriftstellerische und Ausdrucksfreiheit; der Franzose folgt Normen, er erwartet und erhält Regeln.“ (S. 257.) Der französische Satz ist wie eine „harmonia praestabilita“; der deutsche Satz ist stärker belastet, von komplizierterer Struktur und unregelmäßiger als der ungarische. Der ungarische Stil wird von der individuellen Freiheit genährt; und dennoch erschafft die natürliche, innere Kohäsion der Teile eine fast beispiellose Sprach- und Stileinheit.

In der Abhandlung „Das Zeugnis unserer großen Dichter“ umreißt Gyula *Farkas* das Charakterbild des Ungartums, das unsere klassischen Dichter in ihren Werken herausgestaltet haben. Es stimmt mit dem Bild überein, das Mihály Babits und László Ravasz vom ungarischen Charakter zeichneten.

Den Spuren der eigentümlichen ungarischen Formen unserer Literatur und ihres Entwicklungsganges, der sich unter Befolgung ihrer inneren Gesetze entfaltet, folgt Dezső *Kerecsényi* („Ungarische Literatur“). Vom universalen „litteratura“-Begriff der allgemeinen lateinischen Schriftkunde des Mittelalters gelangen wir durch unaufhörliche Verengung der begriffsbildenden Faktoren zum reinen Bewußtsein der „Nationalliteratur“. So oft unsere literarische Reflexion das Verfahren der Selbstabsonderung und Selbstbestimmung vorgenommen hat, wurde es von dringenden Sorgen geleitet und nicht von einer kühlen Erkenntnisabsicht. Zum Bewußtsein der Nationalliteratur erwacht sie durch das Erkennen, daß es noch keine gibt; die verloren gegangenen Erinnerungen der nationalen Heldenzeit — die „nationalen Überlieferungen“ — sind unersetzlich; es gibt jedoch einen fruchtbaren Urboden, die Volksdichtung, in den die Literatur ihre Wurzeln senken kann. Sobald dies geschieht, setzt die wirkliche Nationalliteratur ein und erblüht Arany's und Petöfi's nationaler Klassizismus, Mitte des 19. Jahrhunderts. Das literarische Bewußtsein erkennt jetzt, bei der Untersuchung unserer europäischen Beziehungen, daß das Herz unserer Literatur immer im gleichen Rhythmus mit den westeuropäischen Literaturen gepocht hat; und in neuerer Zeit wendet die Geistesgeschichte mit natürlicher Leichtigkeit die westlichen Stil Kategorien an, die östlich von uns ihre Geltung bereits verlieren. Auf dem höchsten Punkte unserer literarischen Reflexion mißt Mihály Babits die Werte unserer Literatur auf der

europäischen Wertskala ab. Thematisch am bezeichnendsten ist für unsere Literatur ihre ständige Verflechtung mit der Sache des nationalen Seins. Das „l'art pour l'art“-Prinzip vermochte auf ungarischem Boden niemals Wurzel zu fassen. Daher die ständige scharfe, in ihrem Wesen jedoch optimistische Kritik unserer Literatur über die Nation. Leben und Wirklichkeitsnähe begünstigen Kunstartengebilde, die dem Handeln nahe stehen: Redekunst und Lyrik sind die zwei historisch kontinuierlichsten Kunstarten. Interessant ist, daß unsere Literatur trotz ihrer großen völkischen Verbundenheit kein Symbol des ungarischen Menschen geschaffen hat, wie es in der deutschen Literatur zum Beispiel Faust ist; für sie identifizierte sich das Bild des ungarischen Menschen irgendwie immer mit der vollkommenen Menschlichkeit, in dem Sinne des Wortes, der Bildung und moralische Haltung zusammenfaßt.

„Der ungarische Charakter im Spiegel der Ethnographie“, Károly Viskis Abhandlung, führt folgendes aus: In ethnographischem Sinne kann von der Identität der ungarischen ethnischen Einheiten keine Rede sein; hinter den verschiedenen ethnischen Einheiten erkennt jedoch auch der Ethnograph die Identität der ungarischen Seele. Die Glaubenswelt unseres Volkes und die ihr angeschlossene Aberglaubens- und Brauchtumsgruppe sind sowohl an Inhalt, wie an Verbreitung ärmer als zum Beispiel die des Slawentums, das es umgibt. Überhaupt: hinsichtlich der Religion sind eine gewisse Gleichgültigkeit, Duldsamkeit, Toleranz das Charakteristische. Die Bewußtheit des Volkes steht gruppenweise auf verschiedener Stufe; mancherorts ist sie voll Selbstgefühl, sie geht aber nicht immer mit der Kenntnis der Geschichte einher. Märchen, märchenhafte Schnurren, Späße und Tänze befriedigen die Unterhaltungs- und Kunstansprüche des Volkes. Es gibt bei uns uralte, sozusagen seit tausend Jahren in ihrer Lebensform unberührte Gemeinschaften; doch die kleinen Dorfgemeinschaften des Alföld zersetzten sich unter der Herrschaft der Türken und bildeten zwei, anderswo nicht auffindbare eigenartige Siedlungsformen: 1. die Dorfstadt und 2. die eigenartige ungarische Form der zerstreuten Gehöftewelt. In der letzteren lebt vielleicht die Erinnerung an die große Urbeschäftigung, an die halbnomadische Viehzucht weiter; in der Lebensform und der Kultur des Hirten suchte die Romantik durchaus nicht ohne Ursache das Andenken des ältesten Ungartums. In Kleidung und Volkskunst stellen wir zwischen Osten und Westen einen Übergang dar; besonders charakteristisch ist der große Reichtum der Einbildungskraft des Volkes.

Das „Ungartum in der Musik“ sucht unser berühmter Tonsetzer Zoltan Kodály. Nationale Eigentümlichkeiten verraten vor

allem unsere homophonen Überlieferungen. Wenn wir unsere Musik bis an ihre Wurzeln verstehen wollen, müssen wir uns ihr mit einer Überschätzung der Homophonie nähern, wie sie im 15. Jahrhundert Glareanus gezeigt hat. Die erhaltene Überlieferung ist hingegen sehr gering, da erst die Mehrstimmigkeit die musikalischen Zeichen unentbehrlich machte. Die Volkstradition zeigt auch so, daß ihre grundlegende Eigentümlichkeit die Fünfstufigkeit, der Hang zum Pentatonisieren ist. Das können wir in unserer europäischen Nachbarschaft nirgends finden, nur bei einigen Völkern der Wolga-Uralgegend, mit denen unsere Vorfahren verwandt waren. Doch nicht nur im Tonsystem finden wir hier Übereinstimmungen, sondern auch in der Melodie und im Rhythmus. Die ungarische Melodie ist immer *descendent* und ihre typischen Tonverbindungen wurzeln in der Fünfstufigkeit (im Gegensatz beispielsweise zur deutschen, die sich aus *ascendenten* Terzen aufbaut); je nachdem, ob der Tanz oder der Text den Rhythmus der Musik angibt, sind die charakteristischen ungarischen Rhythmusformeln *tempo giusto* oder *tempo rubato*; die Melodie folgt dem Rhythmus der natürlichen Deklamation *parlando*. Unsere polyphone Musik zeigt — in Liszts, Erkels und Mosonyis Schöpfungen — eine ruhige Nüchternheit, zurückhaltende Mäßigung, deren adäquater Ausdruck die reine musikalische Formensprache mit ihren vollkommenen technischen Lösungen ist; auch unter den deutschen Tonsetzern finden hier in erster Reihe die Großmeister ihren wahren Boden, die in der italienischen Formenkultur aufgewachsen sind: von Schütz angefangen bis Brahms. Von ruhiger Nüchternheit, zurückhaltender Mäßigung, reinem Formenkult legen auch die ungarischen bildenden Künste einmütig Zeugnis ab. Nach den sorgfältigen Analysen von Tibor Gerevich tritt uns geradezu konkret „Der Geist der ungarischen Kunst“ entgegen, der mit der französischen Klarheit, mit der lateinischen Formenreinheit verwandt ist. Unsere Kunst übernimmt, ebenso wie unsere Literatur, die westlichen Stilströmungen in allen Punkten, paßt sie aber ihrem eigenen Geiste an. „Geschichtliche, kirchengeschichtliche, kulturgeschichtliche Ursachen und Tatsachen brachten freiwillig die lateinisch-mediterranische, italienische und französische Orientierung der ungarischen Kunst in den ersten Jahrhunderten zustande“. (S. 432.) Ein gewisses Wirkungsgebiet bot sich der früh entwickelten ungarischen Kunst nach Westen zu; dies erweist sich vor allem durch die große Verbreitung der ungarischen Goldschmiedekunst in Europa. Auch unsere neuere Kunst wich nicht vom Wege der Überlieferung ab. „Die Achtung vor den Formen und die Reinheit und Ehrlichkeit der technischen Ausführung durchziehen die ganze Geschichte unserer

Kunst, deren tausend Jahre lang gepflegte und entwickelte Tradition, deren Blut sie wurden. Unsere Maler und Bildhauer haben diese Linie auch heute noch nicht aufgegeben und auch der Geschmack des Publikums, die ästhetische öffentliche Meinung in Ungarn wich nicht von ihr ab, die zwar nicht einheitlich ist, doch deren höhere Schichten einen abgeklärten Geschmack besitzen.“ (S. 458.)

Die Schlußabhandlung des Bandes führt den Titel „Der ungarische Charakter in unserer Geschichte“. Der Verfasser, Gyula *Szekfü*, hält jede Wesenserfassung metaphysischen oder philosophischen Charakters seitens der Wissenschaft für unmöglich. „Der Mangel eines ewigen, unwandelbaren Grundcharakters und die natürlichen und kulturellen Einflüsse als wirkliche Charakterbildner: dies alles verhindert, dem völkischen Charakter theoretisch, auf philosophischer, moralischer, metaphysischer Grundlage oder mittels der Sozialwissenschaft und Psychologie näher zu kommen.“ (S. 492.) Geschichtliche Gebilde müssen wir historisch erkennen. Schon im Charakterbild des heidnischen Ungartums stehen die drei Züge vor uns, die dem in Europa selbsthaft gewordenen Ungartum ihr Gepräge verleihen: Freiheitsliebe, Tapferkeit und Hang zum Politisieren. Dies sind die eigentümlichen Züge der eurasischen nomadischen Reiter-Lebensweise, also nicht ausschließlich ungarische Eigenschaften; doch in Europa unterscheiden sie das Ungartum gut von den hier lebenden Völkern. Da die Staatsorganisation mit der militärischen zusammenfiel, war die Kriegslust der einzig mögliche Geist, die Tapferkeit der einzig mögliche Lebensinhalt für unser Volk. Die Freiheitsliebe äußert sich in der unbedingten Bejahung der inneren Selbstbestimmung. Obwohl die „große Familie“ der Reiternomaden den Herrscher als absolut ansieht, erbringt sie die politischen Beschlüsse dennoch in gemeinsamen Beratungen, „Ideentauschen“. Der Übertritt zum Christentum brachte zwar in das Leben der Nation gewaltige Wandlungen, änderte aber an diesen drei Eigenschaften nichts; höchstens gestaltete er sie um, den europäischen Verhältnissen entsprechend. Ihre Spuren finden wir ungebrochen bis zur Türkenherrschaft im 16. Jahrhundert. Diesen Tugenden war die Größe der Macht Ungarns im Mittelalter zu verdanken. Die gesellschaftliche Differenzierung, die Loslösung der unteren und oberen Klassen — ohne daß sich eine vermittelnde Bürgerklasse entwickelt hätte — sowie das Chaos des Türkenjoches und der Herrschaft der Habsburger zersetzen allmählich die Einheit des nationalen Charakters und beschleunigen das Verblässen unserer guten Eigenschaften. Auch das 19. Jahrhundert bringt hier keine Abhilfe; im Gegenteil: mit seinen oberflächlichen Kriterien für das

Ungartum schadet es nur. Und doch hat schon István Széchenyi — der „größte Ungar“ — die Quelle der Erneuerung entdeckt: den „guten und treuen“ ungarischen Bauer; auch heute noch wird das Unterpfand der Zukunft von dem Träger der urtümlichen Eigenschaften, dem Volk gehütet.

Fast gleichzeitig mit der Fachwissenschaft, und sogar noch etwas vor ihr, erhob auch eine Disziplin, die der Philosophie nahe steht, ihre Stimme: die Pädagogik. Sie konnte schon deshalb nicht wortlos an diesem Problem vorübergehen, weil die bevorstehenden und schon zum Teil erfolgten Reformen im Unterrichtswesen sie mit der Kraft der Aktualität bedrängten. Sándor Karácsony, der über diese Frage sein Buch „Die ungarische Denkweise und die Reform unseres Unterrichtswesens“³ schrieb, ging gerade von der Erwägung aus, daß die Reform von der ungarischen Denkweise untrennbar ist und das Unterrichtswesen nur den Forderungen der ungarischen Denkweise entsprechend reformiert werden darf. Sein Ausgangspunkt weicht von den bisherigen ab: er nimmt nicht unsere Kultur in ihrer Gänze, in ihrem komplexen Charakter; sozialpsychologische Erscheinungen lassen sich nach seiner Meinung nicht in ihrer Kompliziertheit durchforschen, die Untersuchung ist an einfacheren Erscheinungen zu beginnen. (S. 207.) Die Wurzel des Problems ist nach Karácsony an der Tatsache zu erfassen, daß unsere untere Volksklasse anachronistisch ist, weil sie in ihrer Entwicklung bei ihrer seelischen Struktur vom 16.—17. Jahrhundert stehen geblieben ist; die obere Volksklasse — die „Sophokratie“ — hat sich dem Ungartum entfremdet, sowohl in ihrer Seelenstruktur wie in ihrer Kultur: zwischen den beiden Klassen gähnt eine Kluft, weil die Mittelklasse nicht imstande ist, ihre Mission zu erfüllen, nämlich zwischen den beiden zu vermitteln: es gibt also keine einheitliche, den Forderungen der modernen Welt in jeder Hinsicht entsprechende ungarische Kultur, die aus der Begegnung der unteren und der oberen Volksklasse entstehen und sich in der Mittelklasse inkarnieren könnte. Diese ungarische Kultur müßte naturgemäß der eigentümlichen Struktur der ungarischen Seele entspringen. Diese Seelenstruktur läßt sich vor allem aus der urtümlichen und unverdorbenen Sprache der unteren Volksklasse herausanalysieren; aus der der oberen Volksklasse durchaus nicht, weil diese Sprache ausschließlich ein Übersetzungsprodukt ist. Die unterscheidenden Merkmale dieser unverdorbenen ungarischen Sprache sind: die eigentümliche Artikulation, in der Grammatik die Bezeichnung mit der Beziehung, nämlich das *Prinzip der Koordination*, und der anschauliche, konkrete Bildinhalt der Wörter. Dies erweist sich vor allem, wenn wir sie mit der spiri-

tuellen, in ihrer Konstruktion komplizierten deutschen Sprache vergleichen: dort herrscht das strenge *Prinzip der Unterordnung*; die Wörter und Aussprüche entspringen selten der konkreten Anschauung; sie sind abstrakt oder dienen zur konkreten Illustrierung einer abstrakten Erwägung. Zwischen der ungarischen Sprache und der spezifisch ungarischen Musik finden wir grundlegende Übereinstimmungen: den isometrischen Reihen der Musiksprache entspricht die Artikulationsbasis, dem *Parlando-Rubato*-Rhythmus das *Prinzip der Koordination* und der pentatonischen Tonreihe die Kraft des Klangbildes. Diese Eigentümlichkeiten sind charakteristisch ursprüngliche, lebensechte, primitive Erscheinungen, Produkte der objektiven Weltanschauung. Das Wesen des Ungartums läßt sich also so definieren: „*Das Ungarische ist in seiner Form primitiv, seinem Inhalt nach objektiv.*“ Das national Wesentliche lebt in der Seele, das Ungartum ist eine Sache der Seele; deshalb ist die Erneuerung unserer Kultur — die in der Musik gerade in unseren Tagen vor sich geht — nur so vorstellbar, wenn sie nach den Gesetzmäßigkeiten der Seelenstruktur, die sich in unserer Sprache äußert, erfolgt. In unserem Unterrichtswesen herrschte früher das *Prinzip der Dringlichkeit*; die Lehrbücher und Unterrichtsmethoden waren nur aus der Fremde übernommene Muster; sie paßten sich nicht den Forderungen der ungarischen Seele an, mit ihrer Hilfe waren auch keine Erfolge zu erzielen. Wenn die neue Schulung das moderne Weltbild den Formen der ungarischen Seele entsprechend vermittelt, dann wird der asiatische Grundzug unseres Volkes fähig sein, die europäischen Inhalte zu lebensspendenden und kreisenden Säften zu verarbeiten. „Der ungarische Baum atmet in Europa nur, aus Asien aber zieht er nur seine Nahrung, um für die Universalität Früchte zu tragen.“ — Sándor Karácsonys Ergebnisse werfen — aus den Gesichtspunkten seiner Untersuchung folgt dies von selbst — in erster Reihe auf die Seelenstruktur der ungarischen unteren Volksklasse ein Licht; daher die starke Übereinstimmung seiner Feststellungen mit denen der Untersuchungen, die sich auf die entsprechende Gesellschaftsschicht anderer Völker beziehen.

Aus dem Gebiete der Geisteswissenschaften kommt noch eine Arbeit, die vielleicht nicht genau in den hier bekannt gemachten Problemenkreis gehört: „Die ungarische nationale Idee“⁴ von Tibor Joó; doch der spirituelle Nationsbegriff, den das Ungartum durch Jahrhunderte als sein eigen ansah und erkannte, beleuchtet eine Seite des Nationalcharakters — nach dem Zeugnis dieses Buches — mit großer Stärke. Nach diesem Begriff wird die Nation nicht von Sprache, Boden und Blut, sondern von einer Kraft höherer Ordnung

gebildet: ihr Begriff ist also mit dem westlichen Begriff Nation nicht identisch. Die Idee der Nation kommt von oben, aus dem Reich des reinen Geistes; sie ist das Eigentum weniger, oft nur eines einzigen Individuums, steigt von dort herab, verbreitet sich im Kreise der Gemeinschaft und erhebt sie so zur Nation. „Die Nation wird also nicht von der Rasse und nicht vom Ethnikum konstituiert, sondern einzig und allein von ihrem Selbstbewußtsein und dem Wissen um ihre Berufung: von ihrem Geist. Dadurch unterscheidet sie sich vom Volke, das mit ihr insofern verwandt ist, daß es ebenfalls eine kulturelle Gemeinschaft ist, und noch mehr von der Rasse, die schlechterdings eine Einheit im Naturzustande ist.“ (S. 192.) Dieser Begriff der Nation bildete sich zum Teil unter dem Einfluß der aus dem Osten mitgebrachten Überlieferungen, teils unter dem des Universalismus des Mittelalters in den ersten Jahrhunderten des europäischen Aufenthaltes der Ungarn heraus; an seiner Entwicklung hatte die politische Weisheit des Ungartums, das ein mehrsprachiges und aus mehreren Völkern bestehendes Land beherrschte, großen Anteil. Doch in der Neuzeit entwickelt sich in Westeuropa immer entschiedener — und kulminiert im 19. Jahrhundert — eine neue, der alten ungarischen durchaus entgegengesetzte Idee der Nation, von der die Nation als die Einheit von Rasse, Sprache, Boden und Geschichte angesehen wird. Vom spirituellen Nationsbegriff her betrachtet macht sie also das Volk zur Nation, und mit einem weiteren Schritt identifiziert sie die Nation mit dem Staat. Der Gedanke der Volknation und des Nationalstaates beginnt Anfang des 19. Jahrhunderts seinen Eroberungszug auch auf ungarischem Boden und zersetzt das friedliche Zusammenleben der verschiedenen Nationalitäten im Körper der Nation. Dieser Begriff ist nicht Ergebnis und Forderung der spezifischen ungarischen Entwicklung; er ist sogar eigentlich ihr Gegensatz; deshalb bleibt er auf ungarischem Boden immer fremd und ist zu einer Episodenrolle verurteilt.

István Boda⁵ unternimmt in seinen Abhandlungen „Das ‘Ungartum’ als psychologische Frage“, „Die Methoden einer Erforschung der ungarischen Persönlichkeit“ und „Das Problem der ungarischen Anpassung“ methodische Schritte zur psychologischen Untersuchung des Ungartums. Die Wissenschaft kann sich den Forderungen des Lebens nicht verschließen, obwohl sie die universale und objektive Wahrheit sucht. Nach seiner grundlegenden Einsicht sind die seelischen Persönlichkeitsmerkmale immanent in der vererbten somatischen Konstitution (Körperbau) begründet; deshalb begegnen wir im biologischen Ungartum unbedingt den Spuren der ungarischen Seelenstruktur mit den Methoden der Persönlichkeitsforschung.

Das Wichtigste auf diesem Gebiete ist die Untersuchung der *Bedürfnisse* verschiedener Richtung, dann der Züge des *Temperaments* sowie der *Lebenseinstellung*. Die Psychologie kann dem Ungartum drei Grenzbegriffe geben: *a)* Ungar ist nur, wer über alle typischen seelischen Merkmale der Individuen verfügt, die vom erbbiologischen Standpunkt als Ungarn zu betrachten sind; *b)* Ungar ist, wer wenigstens die wichtigsten typischen seelischen Merkmale der Ungarn besitzt, die es nach ihrer biologischen Abstammung sind; *c)* Ungar ist jemand und ist es insoweit, wenn und wofern er sich innerlich, seelisch das ungarische nationale und staatliche Gemeinschaftsziel vollkommen zu eigen macht. Nach den geschichtlichen Forderungen der heutigen Zeit muß jedoch das Ungartum mit dem Verlust gewisser Eigenschaften und dem Erwerb anderer rechnen, also mit einer seelischen Wandlung, die die Formen der Anpassung und Einstellung entsprechend den Forderungen der neuen Zeit abschleift. Nach den bisherigen Untersuchungen sind auch dazu die Vorbedingungen gegeben, weil das Ungartum seine autonome seelische Wirklichkeit bewahrt hat: „Das ungarische Kind und die ungarische Jugend zeigen unverändert die vererbte, natürlich und ungehemmt spontane, gesund temperamentvolle, tapfere und schwungvolle, besonders gefühlsernste, nüchtern vernünftige, ethisch eigentümlich hochstehende vertrauensvolle Lebenskraft des Ungartums“. Mit solchen Dispositionen kann man sich auch anpassen, und mit der Anpassung können wir unsere körperlich-seelisch-geistige Individualität besser entwickeln.

Wenn wir als Zusammenfassung noch einmal die Ergebnisse des Problemgebietes überblicken, können wir feststellen, daß sie, abgesehen von kleineren und größeren Abweichungen, eine wesentlich übereinstimmende Antwort auf die aufgeworfene Frage gegeben hat: „Was ist der Ungar?“ Und gibt es ein sichereres Zeugnis der Wahrheit, als wenn wir von verschiedenen, oft einander ganz fernliegenden Gebieten her zum gleichen Ergebnis gelangen?

J. Szigeti.

¹ Lajos *Prohászka*: A vándor és a Bujdosó. (Der Wanderer und der Unstetige.) Erste Ausgabe: Jahrgänge 1932—1935 der Zeitschrift „Minerva“; zweite Ausgabe: Budapest, 1936, Minerva-Bücherei 50. 171 Seiten; dritte Ausgabe: Budapest, 1941. Danubia, 235 S.

² Unter Gyula *Szekfűs* Schriftleitung: Mi a magyar? (Was ist der Ungar?) Budapest, 1939. Magyar Szemle Társaság, 557 S.

³ Sándor *Karácsony*: A magyar észjárás és közoktatásügyünk reformja. (Die ungarische Denkweise und die Reform unseres Unterrichtswesens). Budapest, 1939. Exodus, 300 S.

⁴ Tibor Joó: A magyar nemzeteszme. (Die ungarische nationale Idee.) Budapest, ohne Jahreszahl, Franklin, 219 Seiten.

⁵ István Boda: A „Magyarság“ mint lélektani kérdés. (Das „Ungarum“ als psychologische Frage.) Abhandlungserie „Új Élet Felé“ (Einem neuen Leben entgegen), Nummer 9, ohne Jahreszahl und Erscheinungsort.

Derselbe: A magyar alkalmazkodás problémája. (Das Problem der ungarischen Anpassung.) Ebenda, Nummer 10.

Derselbe: A magyar személyiség megismerésének módszerei. (Die Methoden der Erforschung der ungarischen Persönlichkeit.) Ebenda, Nummer 11.

EINE PSYCHOLOGIE DES ALLTAGSLEBENS¹

Vorliegendes Werk ist keine systematische Abhandlung. Vf. war vielmehr bestrebt, durch seine geistvollen Essays der Selbsterkenntnis und Selbsterziehung zu dienen, in der Überzeugung, daß eine gründlichere Selbsterkenntnis die Vorbedingung des gesunden Gemeinschaftslebens sei.

Das Buch besteht aus 25 Aufsätzen, die in zwangloser Reihe aufeinander folgen. Erst wird in den verschiedenen Äusserungen des seelischen Lebens das Einheitliche geschildert. Dann folgt eine Darstellung des Gefühlslebens, mit besonderer Rücksicht auf den Neid und die Furcht. Besitz- und Machtinstinkt werden als typische Triebfedern des menschlichen Handelns charakterisiert. Ausführungen über das Unbewußte, über Hemmungen, Nervosität, über Einfluß des Wetters und des Klimas schliessen diese Untersuchungen.

Von praktischen Fragen wird die Ausnützung der Zeit, die richtige Einteilung der Einkünfte, das Problem der Menschenkenntnis, der Umgang mit Kindern, der eheliche Friede und die Berufswahl psychologisch beleuchtet. Einen besonderen Aufsatz widmet Vf. der Psychologie des bösen Menschen, in dem er besonders jene Art der Boshaftigkeit berücksichtigt, die von den Strafgesetzen nicht verfolgt wird. Langeweile, Trotz, Mangel an Freude werden unter anderem als Ursachen der Boshaftigkeit aufgezeigt.

Im letzten Abschnitt schildert Vf. einige charakteristische Merkmale des Zeitgeistes. Mangel an Logik, gesteigerte Emotivität, wichtigtuertischer Bürokratismus, ungesunde Schein-Aktivität, Hang zum Übertreiben, die Unfähigkeit, die leiseste Kritik zu ertragen, sind die Schattenseiten unseres Zeitalters, denen Vf. aber auch manches Gute gegenüberstellt.

Alle Fragen werden mit einem grossen Reichtum an bezeichnenden Details, einem gewissen ruhigen Humor und in einem leben-

digen, von persönlicher Wärme durchdrungenen Stil behandelt und beantwortet.

G. Ervin.

¹ Über Cecil Bognár: *Mi és mások, A mindennapi élet lélektana.* (Wir und die Anderen. Psychologie des Alltagslebens.) Budapest, o. J. (1941.) Egyetemi Nyomda. 350 S.

MORALTHEOLOGIE DES ZINSES

Vf. legt sich die Frage vor, ob die Auffassung der früheren Moraltheologie über den Zins mit der der neueren nicht etwa in Widerspruch stehe? Er untersucht zunächst die historische Entwicklung des Problems, insbesondere die kirchlichen Zinsverbote, um dann eine prinzipielle Lösung zu finden.

Die Kirchenväter stellten an alle Gläubigen die Forderung, daß sie — ebenso wie die Juden des Alten Testaments — einander unentgeltlich helfen, bzw. Geld leihen. Das bedeutet jedoch an sich kein prinzipielles und absolutes Zinsverbot. Eine Übersicht der kanonischen Gesetze vom IV. Jahrhundert bis zum CIC verstärkt die Vermutung, daß das Verbot, Geld auf Zinsen zu leihen, mit der Naturalwirtschaft aufs engste zusammenhängt. Bis zum XIV. Jahrhundert wird das Verbot immer wieder verschärft, dann ändert sich die Tendenz, bis endlich das CIC das Verbot ganz aufhebt.

Zur spekulativen Lösung des Problems zieht Vf. vor allem den hl. Thomas zu Rate. Seiner Ansicht nach fußt das Zinsverbot auf zwei Sätzen. Die eine These ist von grundsätzlicher Bedeutung und unter allen Umständen gültig: „eine Sache die vertauscht, bzw. verbraucht werden kann, darf — wird sie entliehen — nur Gegenstand eines unentgeltlichen Darlehensvertrags sein.“ Der zweite, zeitbedingte Satz betont aber, daß das Geld eben zu diesen „vertauschbaren und verbrauchbaren Dingen“ gehöre. Zur Zeit des hl. Thomas war das Geld wahrhaftig noch eher ein Tauschmittel, fiel also unter den ersten Satz; hieraus erklärt sich das Zinsverbot.

Da das heutige Wirtschaftsleben ohne den Begriff des Zinses nicht auskommt, wird die Frage nach der moralischen Berechtigung, Geld auf Zinsen, d. h. nicht unentgeltlich zu leihen, immer wieder aufgeworfen. Vf. widerlegt die Versuche, den Zins als „damnum emergens“ und „lucrum cessans“ zu erklären (Costa-Rossetti, Lehm-

kuhl, H. Pesch, Cathrein, Vermeersch, Noldin); dagegen findet er bei O. v. Nell-Breuning und J. Messner wertvolle Anregungen zur Lösung des Problems. Vom philosophischen Standpunkte aus unterscheidet er im Begriff des Geldes ein formales und ein materiales Element. Formal betrachtet ist das Geld ein Tauschmittel, somit seiner Natur nach vertauschbar, der Geldzins also nicht erlaubt. Wie aber der menschliche Geist Gold zu Geld machen konnte, so kann er auch das Geld in etwas anderes umwandeln: in „Kapital“.

Im fundamentalen und uneigentlichen Sinne ist jeder wirtschaftliche Kraftüberschuß und Kraftvorrat als Kapital zu betrachten. Im vollen Sinne des Wortes sprechen wir aber nur dann von Kapital, wenn der Kraftüberschuß seinen Weg zum Markt findet. Dann wird das „Verkehrsmittel“ zum Träger des Kapitals; Geld kann also zu Kapital werden. Das Kapital ist seinem materialen Elemente nach (als Geld) verbrauchbar; auf Grund seines formalen Elementes jedoch kann ein Nutzvertrag geschlossen werden, in dem eine Entschädigung für die Nutzung des Kapitals, d. h. der Zins, im Rahmen der ausgleichenden Gerechtigkeit seine ethische Rechtfertigung findet. Als Kapital ist das Geld nicht zum *Verbrauchen*, sondern zum *Benützen* da, begründet also nicht ein *mutuum*, sondern eine *locatio*. Wo Kapitalwirtschaft herrscht, sind Zinsen im allgemeinen, natürlich im Rahmen der vom Gemeinwohl gesteckten Schranken, ethisch erlaubt.

G. Ervin.

Ibrányi, Ferenc: A kamatkérdés erköldestudományi problematikája. (Das moraltheologische Problem des Zinses.) Budapest, 1938. Stephaneum. 100 S. Mit einem deutschen Auszug.

KATHOLISCHE DOGMATIK¹

Das Werk will nicht ein einfaches Kompendium sein, auch nicht die bloße Darstellung des Dogmensystems, sondern gleichsam die Naturgeschichte des zur Gnade berufenen Menschen. Vf. versucht die Richtigkeit der katholischen Weltanschauung wissenschaftlich zu beweisen. Sein Werk ist *die erste vollständige ungarische Dogmatik*.

Sch. selbst betrachtet sein Buch, das mit seiner Lehrtätigkeit organisch zusammenhängt, als *sein Lebenswerk*: sein Ziel war keineswegs „das Erschließen neuen wissenschaftlichen Materials, sondern

die zielbewußte Bearbeitung der in der dogmatischen Arbeit allen zugänglichen Schätze“ und zwar so, „daß das Pneuma nicht auf Kosten des Logos in den Vordergrund trete . . .“ und auch „die dogmatische Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Behandlung der Rolle der Dogmen im Glaubensleben nicht zum Opfer falle“. Das Lehrprogramm Sch.-s gipfelt in der *Synthese des Dogmas und des Lebens*. Aus dieser fließt die inspirierende Kraft, die den wissenschaftlich genauen Apparat seiner Vorträge und die „Abhandlungen“ seines Werkes kennzeichnet und belebt. Ohne daß ein bei Fachschriftstellern unverzeihliches Pathos ihn mit sich reißen würde, glüht dennoch jeder seiner Sätze — obwohl streng traditionell und scholastisch geprägt — vom inneren Feuer, und von jener Erregung, die für die Seele und Problemwelt, auch für die psychische Einstellung des modernen Menschen charakteristisch ist.

Als besonders bemerkenswert heben wir an dem Werke folgendes hervor: die *biblischen Zitate* umfassen in betreff der behandelten Fragen beinahe vollständig die Lehre der Heiligen Schrift und erfüllen zugleich die Aufgabe einer Sachkonkordanz. Neben dem in engerem Sinne genommenen dogmatischen Material findet sich bei Schütz auch die kurze *Darlegung der wichtigeren Probleme und Ergebnisse der biblischen und patristischen Theologie*. Als besonders wichtig wird die *geschichtliche Einordnung* der Dogmen und der an diese knüpfenden Problematik sorgfältig durchgeführt. Die geoffenbarte Wahrheit wird durch die spekulative Art der Behandlung auch philosophisch bekräftigt und vertieft. Auch wird stets angestrebt, das Zeichen „des Lebens und des Geistes“ an jedem Glaubensgeheimnis aufzuweisen. Dadurch stellt sich heraus, wie das „Geheimnis“ im Kreuzfeuer der Fragen der Philosophierenden und Gläubigen bestehen kann — ja eben so kann es zum fruchtbaren Keim eines „wahrhaftig gottseligen Lebens“ werden. Auch die kulturgeschichtliche Behandlung des Stoffes wurde von Sch. nicht außer acht gelassen — er ergänzt das aus dogmatischen Kompendien wohlbekannte, gewißermassen trockene und schematische Material sowohl in geschichtlicher als auch in religionspsychologischer Hinsicht. Die Häresien werden nicht einfach registriert, sondern organisch in die Entwicklung der Dogmen eingebaut, und somit wird über ihre religionsphilosophische Bedeutung hinaus auch ihr psychologischer Inhalt und ihre ewige Macht offenbar.

Neben diesen eher formalen Eigenschaften der Schütz'schen Dogmatik soll auch inhaltlich einiges hervorgehoben werden: Die Offenbarung wird bei Sch. als „theologische Erkenntnistheorie“ eingehend behandelt. Auch die Glossolie kommt zur Sprache; die

Wissenschaftlichkeit der Theologie wird erwiesen. Die Lehre von der Kirche wird in organischer Folge zwischen der Lehre der Erlösung und der Sakramente behandelt. Am eingehendsten und mit der größten Umsicht, mit tiefster theologischer Devotion wird die Lehre über den Gottesbegriff ausgeführt. Von neoscholastischem Gesichtspunkte aus besonders interessant erscheint die ganz moderne Darstellung des klassischen scholastischen Stoffes, sowie die Aufzählung und Logik der theologischen Vernunftbeweise für das Dasein Gottes: die absolut unabhängige Seinsweise, das Wesen der Vernunft und des Willens des offenbarten Gottes wird ätiologisch, nomologisch und teleologisch bewiesen, bzw. aufgezeigt. Sehr sorgfältig und ausführlich behandelt Sch. die Gnadenlehre in ihrer dreifachen, teleologischen, metaphysischen und formalen Art. Neu ist die Auffassung Vf.-s über die Gnade als Organismus. Auch die Kritik der okkulten Systeme leistet gute Dienste.

L. Senkár.

Schütz, Antal: *Dogmatika, a katolikus hitigazságok rendszere* (Dogmatik, System der katholischen Glaubenssätze) I—II. 700, 693 S. Budapest, 1939.

METHODENFRAGEN DER KLASSISCHEN PHILOLOGIE

1. Eine Debatte, die neulich in einer unserer literarischen Zeitschriften vor der Öffentlichkeit ausgetragen wurde,¹ rief den Gedanken wach, die theoretischen Schriften, Diskussionen und Programme, welche die Entwicklung der ungarischen klassischen Philologie nach dem ersten Weltkriege widerspiegeln oder aber für ihre Gestaltung von entscheidender Bedeutung waren, in einem umfassenden Bilde versuchsweise zusammenzufassen. Die Richtlinien unserer Schau werden von zwei Faktoren bestimmt: einerseits von der Wirkung der nationalen Wissenschaften, deren Aufblühen nach dem ersten Weltkrieg begann, andererseits von dem Einfluß, den gewisse europäische wissenschaftliche Strömungen, oder vielmehr neuere Bestrebungen auf dem Gebiete der klassischen Philologie auf die ungarischen klassisch-philologischen Forschungen ausgeübt haben.

2. Dazu ist vor allem eines nötig: zurückzugreifen auf das Ende des vorigen Jahrhunderts und von den Prinzipien kurz zu berichten, die die damaligen Forscher geleitet hatten.

Die klassische Philologie hat sich in unserer Heimat unter deutschem Einfluß eingebürgert. Der hervorragendste Vertreter der traditionsbewahrenden Richtung war Géza Némethy, dieser wunderbar scharfsinnige Repräsentant der Konjekuralkritik, der seinen Stoff vollkommen beherrschte, ein wirklicher Humanist, dessen erste Forderung war, die Reinheit und Verständlichkeit der Texte zu bewahren. Dieser in erster Linie textkritischen Schule gegenüber entwickelt Gyula Hornyánszky sein System: er reiht die Philologie in die Geschichtswissenschaften ein, sieht in ihr eigentlich eine Forschungsrichtung und keine selbständige Wissenschaft. Ihre Aufgabe wäre „das Erfühlen und Erdenken der historischen Persönlichkeiten,“ bis zur „Unmittelbarkeit der inneren sinnlichen Wahrnehmung.“² Die Geschichte betrachtet er als die Entwicklung der menschlichen Seele im Laufe der Zeiten, daher unterstreicht er die Bedeutung der Menschenkenntnis und der damals ihren Aufschwung erlebenden Psychologie (besonders der Massenpsychologie) für die philologische Forschung.

Doch zeigte sich bereits 1883 eine Richtung, die an die hiesige klassische Philologie eigene ungarische Forderungen stellte: Emil Ponori Thewrewk legt die Aufgabe der Untersuchung des lateinischen Geistes und der lateinischen Literatur in Ungarn dar; auf seine Anregung nimmt auch der Ausschuß für klassische Philologie der Ungarischen Akademie der Wissenschaften die obenerwähnten Richtlinien in seinen Arbeitsplan auf, und auch die Untersuchung der Wirkung der klassischen Literatur auf die Ungarns findet darin ihren Platz.

Diesen allgemeinen Ansichten, die meistens nur die lateinische Literatur berücksichtigten, folgt bald das Bewußtmachen der spezifisch ungarischen Aufgaben der griechischen Philologie. Rezső Vári kennt außer den bereits erwähnten allgemeinen und die lateinische Philologie betreffenden Forderungen (auch das Sammeln der pannonischen und dazischen Inschriften gehört dazu) auch noch solche, die der ungarischen griechischen Philologie anheimfallen: die Herausgabe derjenigen byzantinischen Texte, welche ungarische Beziehungen enthalten. Fast zur gleichen Zeit weist auch Wilhelm Pecz auf die eminent ungarischen Aufgaben hin, welche die gerade um jene Zeit entstehende mittel- und neugriechische, aber auch die mittel- und neulateinische Philologie den Forschern bietet. Bereits vor diesem Hinweis hat er als erster in der europäischen wissenschaftlichen Welt die Einheit der griechischen Philologie betont und gesagt, daß eine scharfe Trennung zwischen alt-, mittel- und neugriechischer Philologie unmöglich sei.

3. Obwohl die Vári-Peczsche Auffassung der griechischen Philologie die Richtung der Forschungen grundsätzlich bestimmt hatte und andererseits auch die kräftige Wissenschaftlerpersönlichkeit Némethys von entscheidender Wirkung auf unsere lateinischen Philologen hätte sein können, ließ der feste Umriß der neuen Zielsetzungen der ungarischen klassischen Philologie noch mehrere Jahre auf sich warten. Der erste Schritt erfolgte seitens der sich erneuernden nationalen Wissenschaften. Gyula Moravcsik, ein Schüler von Wilhelm Pecz und Anhänger seiner vorhin erwähnten Auffassung von der Einheit der griechischen Philologie, fügte als erster die humanistischen Studien in den Rahmen der von Robert Gragger begonnenen Hungarologie ein, einer Wissenschaft, welche die Lebensgeschichte des Ungartums zu untersuchen bestimmt ist. Dabei hob er die Fruchtbarkeit der ungarisch bedingten Orientalistik hervor.³ Zwei Jahre später stellt er seinen Standpunkt bereits in systematischer Form dar.⁴ Er weist darauf hin, daß im Gegensatz zu der Renaissance und zur Auffassung, die um das Ende des XVIII. Jahrhunderts entstand, das XIX. Jahrhundert im Altertum kein absolutes Ideal sehe. Es sei vielmehr der Wunsch nach historischer Erkenntnis in ihm wachgeworden, indem es sich der Rolle, die die Antike als Antrieb der europäischen Geistesgeschichte gespielt hatte, bewußt geworden sei. Doch sei damit auch die Aufgabe offensichtlich geworden: wir müßten die Lebensgeschichte des Griechentums erforschen. Das geschichtsphilosophische Prinzip, das danach strebe, würde nun nicht starr an den Klassikern und an der Antike festhalten — auch wenn es die großen Werte der klassischen Welt stets ehren würde. Hier schaltet nun Moravcsik die Gesichtspunkte der Hungarologie in seinen Gedankengang ein. Neben anderen, gefühlsmäßigen Motiven verlangen auch die Grundsätze der nationalen Aufgaben und die wissenschaftliche Organisation von der ungarischen klassischen Philologie, daß sie solchen Zielsetzungen folgen solle, die in erster Linie ungarische Interessen bezwecken. Das Gebiet dieser Forschungen bestimmt Moravcsik folgendermaßen: es gehören hierher die Pannonien- und Dazien-Forschung, die Erforschung der lateinischen Kultur und des Humanismus in Ungarn, die Geschichte der ungarisch-byzantinischen Beziehungen, und schließlich die Rolle des antiken Erbes in der Geschichte des ungarischen geistigen Lebens. Um diese Aufgaben lösen zu können, müsse sich die mittel- und neugriechische, bzw. mittel- und neulateinische Philologie eng an die klassische Philologie anschließen. Den gegen seine Auffassung vorgebrachten Einwänden gegenüber — wir werden weiter unten auf sie zu sprechen kommen — weist er darauf hin, daß das Christentum uns mit dem

Stoff der mittel- und neugriechischen, bzw. mittel- und neulateinischen Philologie durch besonders tiefe geistige und gefühlsmäßige Bande verbunden hätte und daß diese der ungarischen Wissenschaft unbegrenzte Möglichkeiten biete, umso mehr, als die Forschungen noch im Anfangsstadium begriffen seien.

Moravcsik setzt in seinem nächstfolgenden Aufsatz den Begriff der Philologie eingehend auseinander.⁵ Den Ausgangspunkt seiner Erörterungen bildet das System J. Sykutris', des frühverstorbenen, hervorragenden griechischen Philologen.⁶ Sykutris wählt den „Umgang mit den Toten“ als die Notwendigkeit jedes höheren geistigen Lebens zum Ausgangspunkt. Dessen einzige Möglichkeit sei die Untersuchung des geformten leblosen Stoffes und der Sprachdenkmäler. Da aber die lebendige Überlieferung der Gesellschaft die Denkmäler der Vergangenheit über einen bestimmten Punkt hinaus nicht beleben könne, sei es gerade die Aufgabe der Philologie, die Sprachdenkmäler zu neuem Leben zu erwecken. Die drei Stadien der philologischen Vermittlung könnten folgendermaßen gekennzeichnet werden: das wissenschaftliche Stadium, welches im Grunde genommen analytischer Art ist, das künstlerische, welches durch die synthetische Kraft der Phantasie und durch die intuitive Einfühlung das geschriebene Denkmal gleichsam neuschafft und schließlich das humanistische, das die ewigen Werte der klassischen Werke übermittelt.⁷ An einer Stelle ergänzt Moravcsik Sykutris' System. Er sagt nämlich, daß die Philologie „den Stoff, der in den geschriebenen Denkmälern verborgen liegt, für die Sprachwissenschaft, Literatur, Ethnographie und Geschichtswissenschaft zugänglich mache und vorbereite. Durch diese ihre Tätigkeit verrichtet sie die Grundlegung zu allen Geisteswissenschaften, die sich mit der Vergangenheit beschäftigen“.⁸ Somit sei die Wirkung der Philologie und der Geisteswissenschaften auf einander eine gegenseitige, während nämlich jene gewissermaßen den Anfang von diesen darstellt, werfen diese mit ihren neuen Gesichtspunkten neue Probleme auf dem Gebiete der philologischen Arbeit auf. Zum Erfolg der philologischen Methode sei es indessen unumgänglich notwendig, daß in dem Forscher das ganze Wesen jener geistigen und materiellen Kultur lebe, dessen Spiegel das geschriebene Wort ist.

Moravcsik weist auf die außerordentliche Erweiterung des Gebietes der klassischen Philologie hin, — daß sie nämlich jede Erscheinung der griechisch-römischen Kultur vor Augen halten wolle⁹, — und stellt in diesem Zusammenhang das Bestreben der geistesgeschichtlichen Richtung dar, welche in den einzelnen Abschnitten der Vergangenheit eine einheitliche geistige Struktur entdecken will.

Auf diese Weise entstehen Wissenschaftszweige, die das Leben einzelner Völker und Völkergruppen untersuchen und in diesem Sinne könnte man auch von Hellenologie und Romaeologie sprechen. Die so entstehenden Wissenschaften würden die diachronische Einheit des Griechentums und Römertums nicht trennen, im Gegensatz zu der von Karl Kerényi vorgeschlagenen „Altertumswissenschaft“, welche — außerdem, daß sie die griechische und römische Kultur mit einem gewissen Zeitpunkt abschleße — den Begriff dieser beiden Kulturen selbst innerhalb des Altertums verwische u. zw. infolge ihrer Überproportioniertheit.

Die Notwendigkeit einer einheitlichen griechischen Philologie unterstreicht ein neuerer Aufsatz Moravcsiks ganz besonders.¹⁰ Hier weist er darauf hin, daß seit der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts der sich auf die Griechen beziehende archäologische, epigraphische, aber vor allem papyrologische Stoff sich derartig vermehrt hätte, daß unser Wissen um die Griechen nicht nur vertieft, sondern auch horizontal erweitert worden wäre; diese Tatsache habe — über die bis dahin fast ausschließlich gekannte und anerkannte klassische Periode hinaus — auch auf das hellenistische, römische und christliche Zeitalter ein neues Licht geworfen. Die Byzantinologie und die neugriechischen Forschungen hätten dagegen die Fäden zum Vorschein gebracht, welche das Mittel- und Neugriechentum mit der Antike verbinden. Auf diese Weise sei ein neues Bild des Universalgriechentums entstanden: das Ruhmeslicht des klassischen Zeitalters sei vielleicht etwas verblaßt, doch sei die Beurteilung des gesamten Gebietes im ganzen realer geworden. Die Rolle von Byzanz habe man in ein neues, richtigeres Licht gestellt; handelt es sich doch bei diesem Reich um die Bewahrung der griechischen Kultur und um ihre Vermittlung nach Osten. Auch die Tatsache sei offenbar geworden, daß die neugriechische Kultur ein Nachkomme der antiken ist, und durch diese Einsicht sei die Erkenntnis gezeitigt worden, daß die beiden nicht von einander getrennt studiert und untersucht werden können. Alles das leiste der Entstehung einer einheitlichen Wissenschaft, die sich mit dem Griechentum beschäftigt, Vorschub. Ja noch mehr: der oben erwähnte Gedankengang macht diese Wissenschaft, die Hellenologie, zu einer unumgänglichen Notwendigkeit. (Darauf hat bereits Wilhelm Pecz hingewiesen.) Der einzelne Forscher könne selbstverständlich nicht das ganze Gebiet der Wissenschaft bearbeiten, doch erleichtere die Berücksichtigung des Ganzen die Spezialuntersuchungen sowohl auf der sprachlichen, als auch auf der kulturgeschichtlichen Stufe. Das Studium des antiken Griechentums würde gerade dann zu einer lebendigen Wissenschaft

werden, wenn wir es durch das geschichtliche Griechentum zum Leben erwecken könnten.

Fassen wir Moravcsiks Ansichten zusammen, so kommen wir zu der Auffassung, daß an der Erneuerung der nationalen Wissenschaften auch die griechischen und lateinischen Studien (deren enger gefaßtes Ziel die geschichtliche Erkenntnis des Lebens der Griechen und Römer darstellt) ihren Anteil haben müssen. Auch im Rahmen der Hungarologie können gewisse Aufgaben nur durch die ungarische griechische und lateinische Philologie gelöst werden, Aufgaben, die Moravcsik zuerst in seinem weiter oben erwähnten Artikel umriß.¹¹ Unter diesen Aufgaben sind es besonders die Byzantinologie und die Humanismus-Forschung, deren Gebiet einer philologischen Grundlage in erster Linie bedarf. Daher verlangt Moravcsik, daß „in den griechisch-lateinischen Studien auch weiterhin die κατ'ἔξοχὴν philologische Richtung vorherrschen solle“. Doch weist er zugleich auch darauf hin, daß „der Philologe mit den Vertretern der verwandten Wissenschaften in enge Beziehung treten und mit dem Gang der wissenschaftlichen Entwicklung Schritt halten solle“.¹² Die klassisch-philologischen Studien seien die unersätzbliche Grundlage der mittel- und neugriechischen, mittel- und neulateinischen Forschungen, die ungarische Zielsetzung verlange dagegen nur, daß die hiesige griechische und lateinische Philologie auf Gebieten, die mit den ungarischen Problemen in keinem organischen Zusammenhang stehen, „eher einen beobachtenden rezeptiven Standpunkt einnehmen solle, um ihre produktive Kraft auf jene Gebiete konzentrieren zu können, aus denen sich unsere ungarischen Aufgaben ergeben“.¹³

4. Während Moravcsik den Ausgangspunkt zu seiner Schau über die Probleme der klassischen Philologie in erster Linie in der Notwendigkeit der Lösung der konkreten Aufgaben findet, und vor allem die κατ'ἔξοχὴν philologische Lösung dieser konkreten Aufgaben betont, hat Karl Kerényi entferntere Zielsetzungen vor Augen, wenn er das Verhältnis der klassischen Philologie und der der nationalen Wissenschaften behandelt.¹⁴ Er weist darauf hin, daß die nationalen Wissenschaften nur innerhalb eines engen Kreises, eben innerhalb der Nation Resonanz erwarten können, obwohl sie eine gewisse gefühlsmäßige Bedeutung haben. Der Stoff der für uns fruchtbaren Untersuchungen, deren Grundlage die klassische Philologie sei (Byzantinologie, mittel- und neulateinische Philologie, das Studium der lateinisch abgefaßten historischen Quellen), verspreche indessen der Forschungsarbeit kein langes Leben. Dies liege zum Teil an der Beschränktheit des Materials, zum Teil aber daran, daß diesem Stoff die fruchtbare Tiefe der klassischen griechischen und lateinischen Kultur abgeht

Kerényi sieht die nationale Aufgabe der klassischen Philologie in solchen Forschungen, die — auf hohem Niveau sich bewegend — auch in internationaler Beziehung einen Fortschritt bedeuten würden. Und bei dieser wissenschaftlichen Arbeit „sei die Antike das zweite Leben des klassischen Philologen: er müsse mit einer antik-gewordenen Seele in ihr leben“.¹⁵ Hier zeigt sich bereits der Kern der späteren Auffassung Kerényis: die richtigen Probleme ergäben sich aus dem Zusammentreffen des heutigen Menschen mit der antiken Welt, wobei der Erfolg von dem Sachverständnis abhängt.¹⁶ Dies ist das Motiv, welches für Kerényi die klassische Philologie der Hungarologie näher bringt, ja sogar mit ihr vereinigt. Vorläufig muß die von ihm vorgeschlagene und geforderte „ungarische Altertumswissenschaft“ — im Sinne der Wilamowitzschen Philologie — mit der Methode und Perspektive der antiken Philologie und der Archaeologie auf folgenden Gebieten ihre Betätigung finden: auf dem Gebiet der Epigraphik, auf dem der Erforschung des archaeologischen Materials (Praehistorie, Linguistik und Ortsnamenforschung), doch muß sie sich auch dem Studium der antiken Religion widmen. Man muß nämlich das archaeologische Material in erster Linie religionsgeschichtlich verstehen.¹⁷ Er nimmt die von Moravcsik vorgeschlagenen und weiter oben dargestellten Problemgruppen nicht an, weil sie „mosaikartig“ seien und schlägt an ihrer Stelle den Gedanken der ungarischen Mittelalters- und Renaissancewissenschaft vor.

5. Bis dahin hat sich Kerényi gewissermaßen als traditionaler klassischer Philologe gezeigt (im guten Sinne des Wortes), — möge er Moravcsiks System kritisiert oder aber auch seine eigenen Ansichten vorgetragen haben. Doch gewinnt seine Auffassung bald nach seinem vorhin dargestellten Artikel neue Farbe und neuen Inhalt. Bevor wir aber zu diesen übergehen, müssen wir von einer Richtung sprechen, die — vom Kreise der intellektuellen Jugend dieser Jahre ihren Ausgang nehmend — unserem Gefühl nach der Kerényischen Auffassung von der klassischen Philologie Vorschub leistete.

Wie gesagt, konnte um das Jahr 1933 herum in einem gewissen Kreise der ungarischen intellektuellen Jugend ein zweifaches Interesse wahrgenommen werden. Währenddem diese erste nach dem Weltkrieg aufgewachsene Generation einerseits den neuesten europäischen geistigen Strömungen gegenüber ein immer steigendes Interesse zeigte, — um diese Zeit wurde z. B. die Kriseologie, die moderne Wissenschaft von der Krise, wirklich bekannt, ebenso, wie die Tätigkeit von Frobenius, — so tauchte andererseits in ihrem Kreise auch die Hungarologie wieder auf, die Forderung nach einer einheitlichen Ungarumwissenschaft. Diesmal kam der Antrieb nicht von

der Fachwissenschaft, doch wurde auch ihr Interesse bald auf die Schätze der ungarischen geistigen Vergangenheit, vor allem auf die des ungarischen Humanismus und der Renaissance gelenkt. Dieses Interesse für den Humanismus hatte nun die gewissermaßen organische Folge, daß die intellektuelle Jugend auch die Antike gleichsam neu entdeckte. Es wird genügen, wenn wir zwei charakteristische Tatsachen erwähnen. Die erste ist der Artikel Emmerich Waldapfels.¹⁸ Er sagt: „Bei der Geburt des antiken Humanitätsideals können wir das Entstehen des Bewußtseins der europäischen Kultur beobachten.“ Dann weist er darauf hin, daß wir bei der Erforschung des Humanismus der klassischen Philologie nicht entraten könnten, sei doch die klassische Philologie die grundlegende Wissenschaft unseres Europäertums, deren Aufgabe unter anderem die Klärung unseres Verhältnisses zur Antike sei. Die klassische Philologie müsse uns fühlen lassen, daß wir zur europäischen Antike ein kollektives Verhältnis haben, sie müsse aber zugleich zeigen, daß diese Antike die bewußte Grundlage unseres geistigen Daseins ist. In diesem Sinne sei die klassische Philologie die Philologie *par excellence*, die Philologie des europäischen Bewußtseins.

Ebenfalls in der Zeitschrift „Válasz“ stellt Ladislaus Kardos fest,¹⁹ daß diese heutige, organische Ausrichtung unserer Kultur auf die Antike „nicht nur die alte kalte und herrliche Leidenschaft sei; — sie sei noch etwas: die Suche des Menschen und des Volkes nach dem Schicksal“.

In dieser Stimmung, die der Feder der Kriseologie wahrlich würdig ist — denn „Philologie des Bewußtseins“ und „Suche nach dem Schicksal“ sind keinesfalls die Devise harmonischer, das Leben lebender und kulturschaffender Zeiten — skizziert Kerényi in zwei Aufsätzen die Lage, Aufgabe und Zielsetzungen der „Alttertums-wissenschaft“. Die erste von diesen²⁰ ist gewissermaßen die Skizze, die erste Niederschrift seines Artikels, der „Über Krise und Möglichkeiten der klassischen Alttertumswissenschaft“ betitelt, in der Europäischen Revue erschien.²¹

Die Ursache der Krise unserer Wissenschaft liege darin — schreibt Kerényi —, daß einige Wissenschaftler immer mehr geneigt seien, die Alttertumswissenschaft im Sinne der englisch-französischen *science* aufzufassen (und auch die Soziologie gehört hierher, zusammen mit der evolutionistischen Religionsgeschichte), obwohl diese zugleich Wissenschaft und Kunst sein müsse. Wie Kerényi — an Nietzsche anknüpfend — sagt: es sei die Aufgabe der Philologie, die königlichen Bücher rein und verständlich zu bewahren.²² Doch gerade Nietzsche stellt auch fest, daß der Mensch der neuen Zeiten

ein „Bücherfeind“ sein müsse. Das Problem des Buches ist also zugleich das der Altertumswissenschaft, deren Aufgabe durch den Vorschlag, den Inhalt der der Antike fremden Bücher auf Papyrus zu schreiben, um ihren antiken Charakter dadurch fühlen zu lassen, sehr gut symbolisiert wird.

Das antike Buch ist der Träger einer körperlosen Überlieferung. Diese Überlieferung erleidet jedoch durch die Gegenwart genau so große Veränderungen, wie auch die Gegenwart ihre Richtlinien von der Vergangenheit erhält.²³ Die europäische Kultur ist eine lebende, unsinnliche Tradition, welche die Bewußtseinsstufe im klassischen Altertum erreicht. Dieses Bewußtsein muß nun von der Altertumswissenschaft zu neuem Leben erweckt werden, indem sie aus der unsinnlichen Tradition das wirklich Antike hervorholt.

Im Sinne der morphologischen Kulturforschung ist das antike Leben, als die antike Art des menschlichen Lebens, der Gegenstand der Altertumswissenschaft. Das können wir nun vom Stil-Aspekt des Buches her am leichtesten erreichen, da dieser die unveränderliche Gestalt in ihrer reinsten Form verkörpert, ist er doch zugleich sinnlich und unsinnlich, Kunstwerk und Gedanke. Für die Lösung dieser Aufgabe ist die erste Voraussetzung seitens des Philologen der Sinn für Qualität.

Der Stil selbst hat zwei Aspekte: die Weltsicht, die durch die Schau vom Inneren ins Äußere erreicht wird, währenddem die „Ergriffenheit“ von der Weltwahrheit sich auf die entgegengesetzte Weise einstellt. Die endgültige Forderung der Altertumswissenschaft ist nun, daß wir die Ergriffenheit des antiken Menschen von der Weltwahrheit uns zu eigen machen.

„Die Ergriffenheit des antiken Menschen hängt mit seiner Existentialität zusammen“ — fährt Kerényi fort.²⁴ Daher sei das Erreichen dieses altertumswissenschaftlichen Ideals eine existentielle Frage. Wenn wir so sehr wir selbst sein können, daß wir uns der Weltwahrheit mit antiker Natürlichkeit und antikem Heroismus zu öffnen vermögen, dann können wir unserem Existenzinteresse genugtun: es wird uns möglich sein unseren eigenen Sinn zu erreichen.

„Erkenntnis des Sinnes“, „Selbstwerdung durch die Aneignung des antiken menschlichen Daseins“ — durch diese Begriffe verbindet sich die Altertumswissenschaft mit der ungarischen Wesenswissenschaft, deren Aufgabe „die Erkenntnis der ungarischen Form in unserer Geschichte, in unserem Leben und in unserer Kunst ist“²⁵. Die Methode ist die kulturmorphologische Forschung, unser Paradigma ist die griechische Kultur, die zwei Eckpfeiler der Forschung sind

ein Ungarisches Kulturmorphologisches Institut und ein Altertumswissenschaftliches Institut, die aufzustellen wären.

„Wir erwarten heute die Entfaltung des ungarischen Wesens von dem Zusammentreffen mit dem griechischen Wesen“, schreibt Kerényi an anderer Stelle.²⁶ „In Ungarn stehen wir heute an dem Punkt, wo das philologische Problem: die Form — mit einem anderen Wort: das Problem des Wesens — und die Frage unseres menschlichen und nationalen Daseins zusammenfallen.“

Daraufhin fasst Kerényi die Aufgaben der Altertumswissenschaft folgendermaßen zusammen: „Die große und umfassende altertumswissenschaftliche Aufgabe aber heißt: Zurückführung. Zurückzuführen gilt es unser körperloses Wissen, das wir vom Altertum ererbt haben, auf seinen antiken Körper, unser theoretisches Denken über seine griechischen Anfänge hinaus auf die nicht-theoretischen, dafür aber unmittelbar geschauten Wirklichkeiten des antiken Daseins; auszuwählen und zu vereinigen, was ursprünglich zusammengehört; wieder herzustellen die Stileinheiten und ihre Formensprache von fremden Elementen zu reinigen; dieselbe Formensprache in der Religion und Philosophie, in den Göttergestalten und philosophischen Lehren zu erkennen und jene Sprache selbst als die antike Anschauung von der Welt zu begreifen; sich die Rhythmik des Blühens und Verblühens der in den historischen Erscheinungen verwirklichten Formen zu vergegenwärtigen und eine Geschichte des Altertums zu schreiben, die der Kontinuität und den Stileinheiten ebenso gerecht wird, wie sie den historischen und morphologischen Sinn befriedigt; endlich die antiken Formen selbst zurückzuführen auf ihren ursprünglichen Boden, auf jene Natur, die nicht nur ihr Milieu, sondern ihr konstitutives Element ist.“²⁷

„Die Wissenschaft wird dadurch zu einer Kunst, daß sie ein ganzes Leben verlangt“, lesen wir in der Einleitung der von Kerényi redigierten Zeitschrift „Sziget“.²⁸ Die Lebensfülle, die erhöhte Subjektivität und die Ergriffenheit vom Gegenstand der Wissenschaft führen zur Erkenntnis des Wesens. „Der Wissenschaftler kann fast den Künstler erreichen, wenn er sein Leben bewußt für die Annäherung der endgültigen Formen einsetzt, ja noch mehr: er kann unter Umständen zum Gestalter einer Nation werden“.²⁹ „Wenn unsere Altertumswissenschaft tatsächlich so weit ist, daß ihr die Kraft innewohnt, das griechische Wesen zu ergreifen und das ungarische Wesen zu beschwören, so befindet sie sich in der Nähe der Erfüllung ihres höchsten Zieles“.³⁰

Während bei der Kerényischen Auffassung die Philologie gänzlich in der „Altertumswissenschaft“ aufgeht, betont Aurél

Förster in seiner systematisierenden und zusammenfassenden Abhandlung — ganz im Geiste der ehemaligen romantischen Theoretiker des Verstehens — wieder einmal die unabhängige Daseinsberechtigung der Philologie.³¹ Als Einführung betont er den idographischen Charakter der Geschichtswissenschaft, im Gegensatz zum systematisierenden und gesetzbildenden wissenschaftlichen Ideal der Naturwissenschaften (Vgl. damit weiter unten Miklós Szentkuthys Ausführungen über Kerényis wissenschaftliche Methode). „Die Philologie — dies ist Försters Definition — ist jener Zweig der Geschichtswissenschaften, in deren Augen die Quellen zur Erkenntnis der Vergangenheit zugleich Gegenstände der Erkenntnis sind“ (S. 5.). Die philologische Tätigkeit sei — mit dem von E. Schwartz geprägten Ausdruck — ein „nachschaflendes Verstehen“, ihre Aufgabe könne dagegen als die Rettung von Texten, als ihre Neuschaffung und als inhaltliches Verstehen bezeichnet werden. Einerseits strebe somit die Philologie ihrer Natur gemäß nach einer einheitlichen Altertumswissenschaft, andererseits vertrete sie die subjektivierende Natur der Geschichtswissenschaft am reinsten.

Kerényis angeführte Ansichten werfen jedoch nicht nur die Frage nach dem Was der Philologie auf, sie enthalten vielmehr auch die nach dem Wie. Darüber hinaus wird in ihnen auch noch die entscheidende Frage ausgesprochen: ist denn eine solche Art der Philologie überhaupt möglich? Die Summe der Kerényischen Zielsetzungen ist nämlich — unserem Gefühl nach — folgende: das Ergreifen des antiken menschlichen Daseins — das kann nur durch dessen Darstellung erfolgen — und dadurch, mittelbar, die Erkenntnis des ungarischen Wesens. Die Darstellung des menschlichen Daseins in ihrer Vollständigkeit und mit einer das Wesentliche übermittelnden Kraft ist nur durch künstlerische Darstellung möglich. Der wissenschaftlichen Erforschung — die für die Philologie schließlich nichts anderes bedeuten kann, als die Wiedererweckung der Schriftdenkmäler — möge sie noch so vollständig sein — wohnt niemals eine solche erlebniserweckende Kraft inne. Somit geht ihr — im Gegensatz zu der künstlerischen Darstellung — auch die Fähigkeit zur Belebung der irrationalen Elemente des menschlichen Daseins ab. Alles in allem kann die Frage so gefaßt werden: wenn Kerényis Tätigkeit sich das Ziel gesteckt hat, das antike menschliche Dasein zu neuem Leben zu erwecken — und dies ist in Wirklichkeit eine künstlerische Aufgabe —, so taucht die Frage auf: blieb er auf dem Gebiet der Wissenschaft, oder ist es ihm gelungen, die Wissenschaft mit der Kunst reibungslos zu verschmelzen, oder aber hat er solche Werke geschaffen, die nach den Gesetzen der Kunst gewertet werden

müssen? Was immer auch der Fall sein möge, stellt er nun tatsächlich das antike menschliche Dasein dar, und darüber hinaus: bereichert denn seine Darstellung unser bisheriges Bild mit neuen Zügen?

6. Die zwei letzteren dieser Fragen berührt jener Standpunkt, von dem ausgehend Miklós Szentkuthy Kerényis neueste religionsgeschichtliche Arbeiten untersucht.³² Seine Kritik bezieht sich nicht so sehr auf wissenschaftliche Einzelergebnisse, sondern vielmehr auf Kerényis geistige Haltung, zusammen mit seiner gesamten wissenschaftlichen Auffassung.

In den Werken Kerényis — schreibt Szentkuthy — fällt uns ein gewissermaßen von Nostalgie erfülltes Interesse für das „Leben“ auf, obwohl die Wissenschaft mit dem rohen Leben nichts anzufangen weiß, nicht einmal mit manchen gedanklichen Grundlagen des Lebens, die am allereinfachsten sind: hier kann sie — einige grundlegende Erkenntnisse ausgenommen — nichts erreichen. Diese Sehnsucht des Verstandes nach dem Leben ist eine charakteristische Eigenschaft des Herbstes der Kulturen, ein kennzeichnendes Merkmal der „Hellenismen“, die *nach* dem jeweiligen Hellas kommen. An Hand dieser ihrer Eigenschaften teilt Szentkuthy Kerényis Werke der philosophischen Romantik zu.

Die romantische Sehnsucht nach dem Leben — fährt Szentkuthy fort — sei nur als Kunst berechtigt. Doch darüber fällt er keine Entscheidung, ob Kerényis Werke den Forderungen der Kunst entsprächen. Szentkuthys wichtigster Einwand ließe sich darin zusammenfassen, daß Kerényi die Grundformen gewisser Erscheinungen überall anwendet und immerfort wiederholt; durch die Nuancen und Abweichungen gleichsam ermüdet, wiederhole er stets die Einheit, obwohl seine Aufgabe gerade in der Analyse der Verzweigungen und Variationen bestünde. Einheit, Urgegensatz und Paradoxon: diese nebeneinander konstruierten Schemen füllen Kerényis Werke. In diesen Worten sei jedoch keine begriffliche Genauigkeit und auch keine sinnliche Schönheit; Kerényi wolle indessen gerade durch sie das Unaussprechliche ausdrücken. In dieser Wissenschaft fallen scheinbar viele Worte von der Methode und den Problemen; dies an Stelle ihrer Lösung. So entstehe der Mythos des Mythos. Aus allen diesen Erwägungen zieht Szentkuthy den letzten Schluß, daß Kerényis Tätigkeit im inneren Sinne seines Wissenschaftsgebietes unfruchtbar bleibe, doch könne sie auf diejenigen, welche sich auf den Weg nach Hellas machen wollen, inspirierend und aufreizend wirken. Seiner Meinung nach habe die Religionswissenschaft seit Bachofen nichts Neues gesagt, sie wiederhole nur das Vorhandene.

Im Gegensatz zu Szentkuthy hebt Antal Szerb jenes Verdienst Kerényis hervor, daß die Antike durch seine Tätigkeit für die jungen Intellektuellen wieder zu einer spannend-lebendigen Wirklichkeit geworden sei; dabei sei er der Wissenschaftler, der „mit todesmutiger Kühnheit nicht-mittelmäßig zu sein wagt“.

Das gerade sei das Entscheidende, daß „er versuche, sich im unübersehbaren Wirrwarr der Erscheinungen mit der Hilfe gewisser grundlegender Begriffe zu orientieren, die Unzahl der Tatsachen in logische Strukturen, Einheiten und Gegensätze einzuordnen. Mit einem Wort: er täte das, was wissenschaftliches Denken genannt zu werden pflegt“.³³

In seiner Antwort weist Szentkuthy darauf hin, daß die Reduktion auf Grundgesetze ein naturwissenschaftliches Verfahren sei (man habe zwar — wie er bemerkt — auch dort eingesehen, daß sich die Wirklichkeit niemals in ein Grundgesetz einfügen ließ), in den Geisteswissenschaften dagegen sei alles das nichts anderes als eine Vereinfachung; es sei überflüssig, bei jeder einzelnen Tatsache das längst bestimmte Grundgesetz hervorzuzerren. „Grundprinzipien von einigen Seiten — doch hundert und aberhundert Bände von Tatsachen individueller Variation, deren Reichtum analysiert wird“ — das ist Szentkuthys wissenschaftliches Ideal.³⁴

7. Im Laufe unserer Ausführungen nahmen wir von einer Stellungnahme für die Ansichten des einen oder anderen Wissenschaftlers bewußt Abstand. Das will jedoch nicht besagen, daß wir den mittleren Weg, d. h. das Zuerkennen der Wahrheit an beide Seiten für das Bequemste hielten. Soviel können wir indessen gleichwohl bemerken, daß die Philologie Philologie bleiben muß, und die Literaturwissenschaft Literaturwissenschaft. Weder die eine, noch die andere darf mehr geben als die unerläßlichen Hilfsmittel — die Menge von Tatsachen — die jedem, der sich die Mühe nimmt, die Möglichkeit geben, die Kunstwerke oder das in ihnen sich widerspiegelnde Leben sich durch das qualvolle Erlebnis der persönlichen Erfahrung anzueignen oder in sich gleichsam neuzuschaffen. Indessen kann uns weder die Philologie, noch die unfruchtbare Schwärmerei des Wissenschaftlers das durch die Betrachtung der Kunstwerke entstandene Erlebnis schenken; sie können das Erlebnis nicht einmal vertreten, sie sind nur imstande, das geistige Antlitz eines Zeitalters — in unserem Falle das des klassischen Altertums — zu beleuchten. Im übrigen wünschen wir, daß jede Diskussion und Meinungsverschiedenheit ein Zeichen des Aufstiegs sein sollte. Eines Aufstiegs, der mit Recht darauf schließen ließe, daß die ungarische klassische Philologie sich nach dem ersten Weltkrieg erneuert hat, sei es im Zeichen der nationa-

len Wissenschaften, sei es in dem der Religionsgeschichte. Die Beweise werden jedoch erst die bleibenden Werke erbringen.

J. Soltész.

¹ *Magyar Csillag*, Bd. I. 1941. Nov.—Dez.

² *Athenaeum*, 1902. S. 205.

³ *Napkelet*, XI. 1928. S. 850 ff.

⁴ *Széphalom*, 1930. S. 177 ff.

⁵ A görög és latin filológia magyar feladatai (Die ungarischen Aufgaben der griechischen und lateinischen Philologie). Sonderabdruck aus *Egyetemes Philologiai Közlöny* 1933. 18 S.

⁶ Φιλολογία καὶ ζωὴ Athen, 1931 = Philologie et vie. Budapest, 1938. Magyar-görög tanulmányok, red. v. Gyula Moravcsik, Nr. 8.

⁷ Moravcsik a. a. O. S. 8.

⁸ a. a. O. S. 8.

⁹ Vgl. die Definition von Wilamowitz in der Gercke-Norden'schen „Einleitung“ I³. S. 1.

¹⁰ Antik görögség — élő görögség (Antikes Griechentum — lebendiges Griechentum) in *Parthenon*, Bd. XIV. 1940. S. 24—45.

¹¹ In *Széphalom*, 1930.

¹² A görög és latin filológia magyar feladatai. S. 16.

¹³ a. a. O.

¹⁴ Zuerst: Klasszika-filológiánk és a nemzeti tudományok (Unsere klassische Philologie und die nationalen Wissenschaften) in *Egyetemes Philologiai Közlöny* LIV. 1930. S. 20—35.

¹⁵ a. a. O. S. 29.

¹⁶ a. a. O. S. 32.

¹⁷ Vgl.: Wilamowitz filológiája és a magyar föld antik emlékei (Die Wilamowitzsche Philologie und die antiken Denkmäler Ungarns) in *Egyetemes Philologiai Közlöny* LVI. 1932. S. 1—16.

¹⁸ Az európai öntudat filológiája (Die Philologie des europäischen Bewußtseins) in *Válasz*, I. 1934. S. 253 ff.

¹⁹ Egy feladat (Eine Aufgabe) in *Válasz* II. 1935. S. 603 ff.

²⁰ Ókortudomány (Altertumswissenschaft) in *Válasz* I. 1934. S. 304—314.

²¹ XIII. 1937. H. II. S. 965—967.

²² Vgl.: Fröhliche Wissenschaft §. 102.

²³ Vgl. damit T. S. Eliots Artikel in der Eur. Rev. Sept. 1936.

²⁴ *Válasz*, a. a. O. S. 313.

²⁵ Brief Karl Kerényis an Ladislaus Németh, in *Válasz*, II. 1935. S. 15—20. Das Zitat steht auf S. 17.

²⁶ Római ókortudományunk a háború után (Unsere römische Altertumswissenschaft nach dem Weltkrieg) in *Pannonia*, II. 1936. S. 225.

²⁷ Eur. Rev. a. a. O. S. 975.

²⁸ Einleitung unter dem Titel „Tudósoknak való“ (Für Wissenschaftler), I. Jahrg. S. 8.

²⁹ a. a. O. S. 11.

²⁰ a. a. O. S. 12.

²¹ A filológia fogalma (Der Begriff der Philologie) in *Értekezések a nyelv- és széptudományi osztály köréből* XXV. 12. Budapest. Magyar Tudományos Akadémia.

²² A mitosz mitosza (Der Mythos des Mythos) in *Magyar Csillag*, 1941. S. 86—90. — Vgl. die vorliegende Zeitschrift, S. 232.

²³ *Magyar Csillag*, 1941. S. 209—211.

²⁴ a. a. O. S. 215.

ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT¹

Eine jede Wissenschaft hat ihr besonderes stoffliches und grundsätzliches Gebiet und ist nur dann lebenskräftig zu nennen, wenn in beiden Richtungen eine Entwicklung festzustellen ist, sowohl was das Sammeln des Materials als auch das Aufwerfen neuer Fragen und Probleme, neuer Gesichtspunkte anbelangt. In der ungarischen Sprachwissenschaft bedeutete das XIX. Jahrhundert die Zeit des vielseitigen Sammelns und der großangelegten Veröffentlichungen; aus dem Kreise der methodischen Fragen wurde allein die Stellung der Sprachwissenschaft zu den übrigen Wissenschaften eingehend behandelt. Sie wurde beinahe allen Disziplinen unterordnet; ihre selbständige Bewertung ließ lange auf sich warten. Und doch ist die Sprachwissenschaft eine allen anderen gleichwertige, selbständige Wissenschaft mit einer besonderen, eigenen Aufgabe: einesteils der Erforschung der Zusammenhänge der gleichzeitigen sprachlichen Erscheinungen (*statische Sprachforschung*), andererseits der geschichtlichen Entwicklungsstufen (*evolutionäre Sprachforschung*).

Gegenstand der sprachlichen Untersuchungen ist die Sprache im Sinne von *Saussure's* *langage*, die Gesamtheit aller kollektiven sprachlichen Erscheinungen (*langue*) und der individuellen (*parole*); *langue* und *parole* gibt es ohne einander nicht. Auch bei den toten Sprachen besteht diese Zweiheit: die *langue* ist die Gesamtheit aller in Wörterbüchern und Grammatiken festgelegten sprachlichen Möglichkeiten, die *parole* die in den Büchern enthaltenen Arten der Anwendung. Die Sprachwissenschaft erforscht entweder erstere, d. h. die *langue* (Sprachlinguistik) oder letztere, d. h. die *parole* (Redelinguistik); beide zusammen keinesfalls.

Das vorhin dargestellte System *Saussure's* wurde von *Bühler* in seinem Werke: *Sprachtheorie* folgendermaßen ergänzt:

	Subjektsbezogen	Subjektsentbunden
höheren Wertes	Sprechakt	Sprachgebilde
geringeren Wertes	Sprechhandlung	Sprachwerk

Diese Einteilung führt jedoch nicht die Saussure-sche weiter, sondern bringt neue Gesichtspunkte: ihre Gruppen sind ganz heterogen, eine jede kann sowohl auf das Individuum, als auch auf das Kollektiv bezogen werden. Sie führt demnach zu demselben Chaos, dem Saussure entgehen wollte.

Die Sprache ist eigentlich ein Zeichensystem (auch der Wortkörper ist ein Zeichen), somit ist also die Sprachwissenschaft ein Teilgebiet der allgemeinen Wissenschaft der Zeichen. Diese Unterordnung bedroht ihre Selbständigkeit keineswegs, da es ja eine solche Wissenschaft praktisch nicht gibt, und, wenn sie jemals doch entstehen würde, müßte sie eben auf der Sprachwissenschaft fußen. Daß die Sprache (*langue*) ein System der Zeichen ist, bedeutet 1. *daß die sprachlichen Erscheinungen als Zeichen zu betrachten sind*, 2. *daß diese Zeichen ein System bilden*. Das sprachliche Zeichen steht für den Gegenstand da. Wir müssen dabei auch denjenigen unterscheiden, der das Zeichen gibt, bzw. aufnimmt, empfängt. Die Beziehung des Zeichens zum Gegenstand ist die Darstellung; die zu dem Sender: der Ausdruck; die zu dem Empfänger: die Aufforderung, der Appell. Die einfachste, weil menschlichste Funktion ist die Darstellung; etwas ausdrücken oder jemanden zu etwas auffordern können auch Tiere. Alle drei Funktionen des Zeichens können auch zu gleicher Zeit bestehen, doch dominiert bald die eine, bald die andere.

Die sprachlichen Zeichen bilden stets ein Wertsystem: die einzelnen Erscheinungen sind Teile des Ganzen. Eine jede erhält immer im Vergleich zu den anderen ihren Wert, dieser wird durch ihr Abweichen von den anderen bestimmt. Somit ist das System die Gesamtheit der Unterschiede und Abweichungen; die unflektierte Form (*lát, kép*) ist z. B. im Vergleich zu den übrigen Formen mit der Endung der Stufe Null gebeugt. Das geht auch aus ihrer Bedeutung hervor; *látok* 'ich sehe' *lát + ok*, gegenständliche Bedeutung + formale Bedeutung. Ebenso: *lát* 'er sieht' = *lát + ø*, ebenfalls gegenständliche Bedeutung + formale Bedeutung. In dem Verhältnis der Form *látok* zu *lát* ist das Morphem *ø* ebenso Träger der Unterscheidung wie die konkreten Endungen dieses Verhältnisses: *látok* — *látsz*. Die Endungen der Nomina und Verba sind nur formal gleich, ihre Funktion ist nicht dieselbe (*fagynak* bedeutet 'sie erfrieren' und *fagynak* 'dem Forst'),

ebenso sind auch die mit dem Morphem \emptyset versehenen Glieder verschiedener Systeme; Nominalverba gibt es also überhaupt nicht. Die Gegensätze sind auch in der Lautlehre wichtiger als die besonderen Eigenschaften der Laute: statt ung. alveolarem r darf ich etwa ein uvulares bilden oder einen spirantischen Laut χ . Im Deutschen wäre das nicht möglich, da eine solche Abweichung von der allgemein üblichen Artikulation einen Bedeutungsunterschied zur Folge haben könnte. Die Laute spielen also keine selbständige Rolle, sondern nur die, sie aus dem ganzen System fließt. Dieses System ist das Wesen der Sprache; ebendeshalb müssen wir die statische Sprachforschung der evolutionären gegenüber höher bewerten.

Das sprachliche System umfaßt zwei Gebiete 1. den Wortschatz, d. h. die Gruppe der Zeichen für Gegenstände und Vorgänge, 2. die Syntax, d. h. die Möglichkeiten der Beziehungen. Letztere bietet das Feld, in welchem die Wörter durch das gegenseitige Bezogenwerden ihren Wert erhalten. Somit gliedert sich die Sprachwissenschaft in Wortlehre und Syntax. Beide haben je eine Disziplin, die ihre Grundbegriffe behandelt (Elementarlehre). Die *Wortbildungslehre* ist in der Wortlehre enthalten, wie ja auch die Wortbildungen im Wortschatz inbegriffen sind. Die *Formenlehre* ist nur eine Unterabteilung der Syntax, die sich mit der einen Gruppe des Zeichenfeldes, mit den Formans befaßt. Die *Bedeutungslehre* kann keineswegs als eine selbständige Disziplin betrachtet werden (Vf. bezeichnet sie mit *Weisgerber* als „Pseudowissenschaft“), da ja beide Gruppen der bisherigen Einteilung sprachliche Formen mit Bedeutung behandeln: die Bedeutung ist vom Worte nicht zu trennen. Das äußere Gewand des Wortes ist der Name (das Bedeutende), der innere Kern der Begriff (das Bedeutete). Das Verhältnis des Namens zu dem Begriff wird Bedeuten genannt, das des Begriffs zu dem Namen die Bedeutung. (Ähnlich verhält es sich auch in der Syntax.)

Die Selbständigkeit der Sprachwissenschaft wird eben durch das Anerkennen der Sprache als Zeichensystem und durch ihr Unterordnen der allgemeinen Zeichenwissenschaft gewahrt und gesichert. Es gibt aber auch methodische Prinzipien, die bei der praktischen Anwendung unseres vorhin festgelegten Grundsatzes gute Hilfe leisten und unbedingt zu befolgen sind. So die Trennung von *langue* und *parole*: das Vermischen der beiden kann viele Fehler zur Folge haben und hat bereits viele verursacht. Die Prager Schule nannte z. B. die Phonologie die Wissenschaft der *langue*, die Phonetik die der *parole*; ja — ihrer Ansicht nach — gehören die Phoneme in das Gebiet der *langue*, die Varianten in jenes der *parole*. Die Trennung kann keineswegs so scharf durchgeführt werden: auch die

Varianten sind sprachliche Erscheinungen, und nur ihre Funktionen sind begrenzter als die der Phoneme. Das Verhältnis der Phonetik zu der Phonologie brachte Bühler mit dem Prinzip des Zeichensystems in Zusammenhang: seiner Meinung nach werden die Zeichen als Erscheinungen durch die Phonetik, als Vertreter eines Gegenstandes durch die Phonologie untersucht.

Die Elemente der Zeichen sind dreierlei: Phoneme, Varianten und Emphatika. Für letztere sei ein Beispiel die Länge des ersten *a* im Ausdruck: *nagy-nagy* 'sehr groß'. Das Verhältnis der beiden *a* ist in diesem Fall nicht dasselbe wie bei den *o*-Lauten der beiden Wörter: *kór-kor* ('die Krankheit' — 'das Alter'); im letzten Fall bestehen Unterschiede der Darstellung und des Ausdrucks, im ersteren nur ein Unterschied der Aufforderung. Das Phonem besitzt drei Funktionen (Ausdruck, Appell, Darstellung), das Emphatikum zwei (Ausdruck und Darstellung), die Variante nur eine Funktion (Ausdruck); somit ist das Emphatikum mehr als eine blosse Variante, es enthält auch ein Gefühlsmoment. Die Sprache ist in erster Linie gewiß Ausdruck des Intellekts, sie drückt aber naturgemäß immer auch das Gefühlsmäßige aus. Das steht nicht nur für das Individuum, sondern auch für die Gemeinschaft: aus den einzelnen Formen der Anrede geht z. B. genau hervor, welcher gesellschaftlichen Schicht Sprecher und Angeredeter zugehören, auch ihr gegenseitiges Verhältnis usf. Wirkung der Gefühlsmotive kann eine natürliche Affektivität sein, wenn die Gefühlswirkungen unmittelbar ausgedrückt werden (*arc* 'das Gesicht' und *pofa* 'die Fresse, M.: das Gefries'). In anderen Fällen wird die Gefühlswirkung nur durch die Umgebung der Wörter hervorgerufen, z. B. bei den Wörtern des Rotwelschs oder der Mundarten, die außerhalb ihres besonderen, eigenen Kreises auffallend wirken, die Stimmung ihrer ursprünglichen Umgebung ausatmen, und je nach dieser angenehme oder unangenehme Gefühle erwecken. Die Untersuchung der sprachlichen Mittel für Ausdrücke der Gefühle bzw. die Feststellung des aus ihrer Gesamtheit sich ergebenden expressiven Systems ist das Ziel der emphatischen Forschung. *Gombocz* unterschied dreierlei Arten des Akzents: den geschichtlichen, logischen und gefühlsmäßigen. Vf. findet folgende Einteilung richtiger: *logischer Akzent* = (geschichtlicher) und *gefühlsmäßiger* (logischer + gefühlsmäßiger). Bei letzterem können noch folgende Gruppen unterschieden werden: der *hervorhebende* und der *steigende* Akzent.

Die saubere Auseinanderhaltung der verschiedenen Gesichtspunkte ist bei der praktischen Trennung von Synchronie und Diachronie ganz besonders wichtig, da die Vermischung dieser beiden die

meisten Fehler zur Folge hat. Synchronie ist ein Querschnitt, Diachronie ein Längendurchschnitt — die beiden dürfen in der Forschung nie miteinander vermischt werden. Die innerhalb der Synchronie auftauchenden Abweichungen dürfen keinesfalls mit dem Begriff des Wandels in der Diachronie identifiziert werden. Vf. beweist eingehend und überzeugend, daß die synchronische Lage in einem bereits vergangenen Zeitalter auf Grund diachronischer Forschungen nie rekonstruiert werden kann (S. 90—102.). Ebenso können auch syntaktische Elemente von ihrer ursprünglichen Umgebung getrennt nicht beobachtet werden.

Richtige Ergebnisse können nur auf Grund klarer methodischer Schau erreicht werden. L. Deme.

¹ Laziczius, Gyula: *Általános nyelvészet. Alapelvek és módszertani kérdések* (Allgemeine Sprachwissenschaft. Grundprinzipien und Methodisches. Erschienen in der Schriftenreihe der Ung. Akademie der Wissenschaften: Veröffentlichungen der sprachwissenschaftlichen und ästhetischen Klasse. Bd. 36. H. 2.). Budapest, 1942. 115. Seiten.

UNGARISCHES ETYMOLOGISCHES WÖRTERBUCH¹

Die Ergebnisse der bereits mehr als ein Jahrhundert betriebenen ungarischen etymologischen Forschungen konnten bisher nur schwer verwendet werden, da die einzelnen Meinungen an den verschiedensten Orten verstreut zu finden waren; der Mangel eines zusammenfassenden Werkes, das die einzelnen Wortdeutungen und die Hinweise auf das einschlägige Schrifttum kurz und in leicht zugänglicher Form geboten hätte, ist immer fühlbarer geworden.

Das von der ungarischen Akademie der Wissenschaften angeregte und herausgegebene *Magyar Etymologiai Szótár* (Ungarisches Etymologisches Wörterbuch) nähert sich — infolge des geplanten Umfangs und der überaus großzügigen Anlage, teilweise aber auch infolge pekuniärer Schwierigkeiten — erst dem Ende des Buchstabens *f*. Dieses Werk beachtet und untersucht auch die Wörter der äußersten Peripherie des ungarischen Wortschatzes: die vorliegende Arbeit

¹ *Bárczi, Géza: Magyar Szófejtő Szótár* (Ungarisches Etymologisches Wörterbuch). Verlag Kgl. Ung. Universitätsdruckerei. Budapest, 1941. XXIII + 384 + 1 S.

G. *Bárczis* hingegen behandelt nur die Wörter der ungarischen Umgangssprache und zwar in einem Band und kurz alles zusammenfassend, was über den Ursprung unserer Wörter wissenswert ist.

Nach der Einleitung Vf.-s umfaßt das Wörterbuch etwa 6000 Stichwörter, außerdem die wichtigsten Ableitungen. Nach dem Stichwort bringt es oft ein-zwei, für die Geschichte des Wortes wichtige Varianten, dann folgt bei weniger bekannten Wörtern die Bedeutung dann die Angaben über die Zeit und Stelle der ersten Belege. Bei Wörtern, die einen interessanten oder durchgreifenden Bedeutungswandel erlitten haben, wird auch die frühere, bzw. die früheren Bedeutungen angegeben. Nun folgt die etymologische Erklärung mit kurzer Darstellung der Wortgeschichte oder der etwaigen Bedeutungsentwicklung — bei Wörtern zweifelhaften Ursprunges werden mehrere Deutungsversuche angeführt — und die Aufzählung der einschlägigen wichtigeren wissenschaftlichen Arbeiten. Die einzelnen Artikeln schließen meistens mit der Anführung einiger Ableitungen oder Zusammensetzungen, sowie deren erster Belege.

Auf die aus der Zusammenfassung der einzelnen Etymologien hervorgehenden sprachwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Lehren wird bereits in der Einleitung hingewiesen; hier finden wir auch die Darstellung der Entwicklung und der einzelnen Schichten des ungarischen Wortschatzes sowie alles Notwendige über die Schreibung, den Gebrauch des Wörterbuches usf. — Die knappe Kürze der Bearbeitung schadet weder der Klarheit noch der Wissenschaftlichkeit des Werkes: der Text sowie die Stellen aus dem wissenschaftlichen Schrifttum geben in ein paar Zeilen alle nötigen Erklärungen. Das Wb. bringt keineswegs die Meinungen eines Einzelnen, sondern die mit größter Sorgfalt und Gediegenheit zusammengetragenen und einer strengen Kritik unterzogenen Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit mehrerer Generationen; es enthält aber auch viele richtige selbständige Etymologien. Von besonderer Bedeutung ist die genaue Anführung der Zeit und Fundstelle der ersten Belege, da Vf. die seit der beinahe vor einem halben Jahrhundert erschienenen großen Sammelwerke (Ungarisches Sprachgeschichtliches Wörterbuch, Ungarisches Urkundenwörterbuch) veröffentlichten neueren Forschungsergebnisse ebenfalls beachtet hat.

Das Ungarische Etymologische Wörterbuch *Bárczis* ist, obwohl Vf. es in erster Linie dem großen Publikum zgedacht hat, bereits heute, ein Jahr nach seinem Erscheinen, zu einem wichtigen und unentbehrlichen Hilfsmittel der wissenschaftlichen Forschung geworden.

L. Deme.

DER WECHSEL DER LITERATUR- ANSCHAUUNG IN UNGARN

1. Wer an der Jahrhundertwende seine Studien absolvierte oder seine wissenschaftliche Laufbahn begann, genoß zugleich mit den Jahren des tiefen Friedens den wolkenlosen Optimismus unserer Wissenschaft, ihren Glauben an die positive Gesetzgebung, die Freude der gut vollbrachten „Männerarbeit“ an der philologischen Forschung und an der Feststellung der Daten, die sichere Erkenntnisse bescherten. Sowohl im Ausland wie in Ungarn stand die literaturgeschichtliche Forscherarbeit im Zeichen des philologischen Positivismus; Universitäten und Fachzeitschriften empfahlen diese posesfreie, farblose Methode, die freilich mit ihrer Einfachheit großes Selbstbewußtsein und innere Sicherheit verlieh. Doch anspruchsvolle und disziplinierte Köpfe hatten auch in Ungarn keine andere Wahl: sie mußten sich an die philologisch fundierte Wissenschaft um anregende Ratschläge und Arbeitspläne selbst dann noch wenden, wenn die Gefahr und Aussichtslosigkeit der an und für sich zwecklosen Datenanhäufung sie in ihrem unbedingten Glauben manchmal auf Augenblicke erschütterten. Die wissenschaftliche Forderung nach Aufstellung positiver Gesetze einerseits und der handgreifliche Vorteil einer Anwendung der philologischen Methode andererseits förderten unsere literaturgeschichtlichen Kenntnisse in solchem Maße und boten unseren Gelehrten so viele Arbeitsgelegenheiten, daß es ihnen nicht einfallen konnte, an dem Alleinseligmachenden ihrer Literaturanschauung und Methode zu zweifeln. Gründlichkeit und Wohlbedachtheit, bürgerliche Nüchternheit und Fleiß, Professorenpedanterie und Pädagogeneifer, friedlicher Optimismus und das Wissen um den Wert der materiellen Güter: dies war die seelische Einstellung des bereits zum zunftmäßigen Arbeiter gewordenen Literaturhistorikers an der Jahrhundertwende.

Doch das Selbstbewußtsein des Philologen beherrschte sowohl im Ausland wie in Ungarn die gelehrten Seelen mit vollem Recht; hatte doch die Literaturgeschichte als Wissenschaft in dieser Zeit und gerade durch die unermüdliche Arbeit dieser Gelehrten ihr Bürgerrecht in der Hierarchie der Geschichtswissenschaften gewonnen und war später an den Punkt gelangt, wo auch die Anwendung von geistigeren Gesichtspunkten möglich wurde. Ohne philologische Forschung und Datensammlung gibt es keine Geschichtswissenschaft: diese Erkenntnis lenkte nicht nur in der Epoche des Positivismus die literaturgeschichtliche Forschungsarbeit, sondern wurde auch von den neueren Richtungen, die im Laufe dieses Jahrhunderts auftraten und unter dem Schlagwort „Geistesgeschichte“ zusammengefaßt

sind, — insoweit sie auf die Benennung „Wissenschaft“ Anspruch erhoben — als Ausgangsgrundlage anerkannt.

Der junge ungarische Literaturgelehrte der Jahrhundertwende hätte sich wohl von der mitunter als trostlos und ziellos empfundenen Zelle des Positivismus zu lösen vermocht, bedrohte dieser Sprung nicht alles, was ihm Wissenschaft, Methode und Gesetz war, mit Zusammenbruch. Der ungarische nationale Klassizismus des 19. Jahrhunderts brachte eine Essayliteratur hervor (János Arany, Zsigmond Kemény, Pál Gyulai, János Erdélyi, Jenő Péterfy), die das wechselseitige Verhältnis zwischen Materie und Geist in dem nötigen Gleichgewicht erhielt und die geistige Bedeutung im Fluten der empordrängenden Materie nicht untergehen ließ. Diese klassische Essayliteratur wies im Bewußtsein der Wichtigkeit ihres Ideengehalts auf den Vorrang des Geistigen hin, ohne ihren grundlegenden Realismus und die Hochschätzung der Tatsachen aufgeben zu müssen. Hingegen baute sie auch trotz ihres dichterischen Gepräges ihre Ideen nicht in den luftleeren Raum; ihre Hochachtung vor der Wirklichkeit und ihr Festhalten an den Tatsachen, ihr Blick für das Wesentliche, das gerade ihrem Klassizismus als Grundlage diente, ihr Verantwortungsbewußtsein und ihr Hang zur Zusammenfassung verhinderten sie, sich auf das Gebiet der leeren Spekulation und der dichterischen Träumerei zu verirren. Diese ungarischer Tradition entsprossene und den Forderungen der ungarischen geschichtlichen Wahrheit angepaßte Literaturanschauung vermochte dennoch nicht zur organischen Überlieferung zu werden; infolge verschiedener historischer, geschmacklicher, weltanschaulicher und literaturpolitischer Ursachen wurde sie aus dem Strom der Entwicklung herausgerissen; und als der große europäische Augenblick der positivistischen Literaturgeschichte eintrat, glitt die ungarische Literaturgeschichtsschreibung verständnislos über ihr Erbe hinweg, das so große Lehren barg, und nahm an der europäischen Erneuerung der Wissenschaft teil, ohne an der Tradition weiterzubauen, die sich aus der Literaturanschauung des nationalen Klassizismus ergab.

Doch wir müssen gerecht sein: der philologische Positivismus beargwöhnte das Essay, richtiger gesagt Methode und Haltung des Essayisten mit Recht. Der Argwohn war einesteils prinzipiell und entsprang allgemeinen Beweggründen. Das Essay hat einen subjektiven Grundton, die Wissenschaft ist objektiv und strebt sogar nach exakten Ergebnissen; der Essayist schätzt die Methode nicht, der Gelehrte erreicht ohne Methode nichts; das Essay entstammt dichterischer Eingebung, ist nicht selten lyrischen Ursprungs; mit persönlicher Erregung geladen, schweift es hin und her; aus Inspiration

geboren, ist es oft pathetisch. Der größte Gegensatz dazu ist die Arbeit des positivistischen Gelehrten. Unter Ausschaltung seiner Persönlichkeit forscht er nach Gesetz oder wenigstens Gesetzmäßigkeit; er ist systematisch und methodisch, baut seine Folgerungen auf Hunderten und Tausenden von Angaben, auf sein Ton ist fast unpersönlich und die Tatsachen sprechen fast an seiner Statt. Der Argwohn des Gelehrten war andererseits lokalbedingt und entsprang dem ungarischen Boden. Die Essayliteratur des nationalen Klassizismus hatte sich in der Hand der epigonenhaften Generation entwertet; Würde und Ernst schollen oft zur Rhetorik an; die geistige Einstellung begünstigte Leere und Oberflächlichkeit; anstatt Schönheit und Gewähltheit des Stils nahm oftmals eine Masse von inhaltlosen Phrasen dem Leser jede Lust; tiefe moralische Verantwortung wurde zu scheinheiligem Moralisieren oder kleinlichem Tugendwächtertum; überhaupt: Journalismus mit schlechter Betonung durchbrach an vielen Stellen die Dämme des klassischen Essays, und Arbeitsdisziplin und philologische Genauigkeit fielen als überflüssiger Ballast aus dem emporschwebenden Luftschiff dieses neuartigen Essayismus. Von dieser Seite war die professorenhafte Pedanterie der Philologen vielen Angriffen ausgesetzt; das Gespött fand ein dankbares Publikum, und ein beträchtlicher Teil der belletristischen und kritischen Zeitschriften hielt die Angriffe auf den philologischen Positivismus unter eifriger Assistenz unserer Dichter und Schriftsteller auf der Tagesordnung. Diese Auswüchse des Essayismus lassen verstehen, daß selbst ein Philologe mit so umfassender kulturgeschichtlicher Betrachtungsmethode wie der einstige Professor für deutsche Literaturgeschichte an der Universität Budapest Jakob Bleyer die Aufgabe der ungarischen Literaturwissenschaft im Jahre 1915 noch so umriß: „Bei uns, in unserer einheimischen literaturgeschichtlichen Arbeit . . . sind die philologischen Gesichtspunkte vorläufig noch immer am stärksten zu betonen: einerseits, weil wir ohnehin stark geneigt sind, den Essayismus und den Aesthetizismus in wissenschaftlicher Hinsicht zu überschätzen; andererseits, weil unsere philologische Methode noch immer nicht ganz einwandfrei ist und uns noch eine solche Menge von in strengem Sinne genommenen philologischen Aufgaben bevorsteht, daß wir ihre Lösung für dringlicher und wichtiger als alles andere erachten müssen. Erst wenn wir sie zum großen Teil erledigt haben, erhalten wir jene sichere, reale Grundlage, auf der wir die Geltendmachung von geistesgeschichtlichen Gesichtspunkten und philosophischen Prinzipien unternehmen können.“ (*Egyetemes Philologiai Közlöny*, Allgemeine Philologische Mitteilungen, 1915. S. 75.) Bleyers nüchterne Worte fielen, als er Ungers Studie „Vom Werden

und Wesen der neueren deutschen Literaturwissenschaft“ rezensierte, und sie waren berufen, die Herrschaft des Philologismus gerade gegenüber der sich erneuernden deutschen Literaturwissenschaft zu sichern. Das Beispiel der deutschen Literaturwissenschaft konnte also vorläufig nicht wirken und der allein herrschende und zweifellos große Ergebnisse aufweisende philologische Positivismus wurde von der fortschreitenden Zeit an einer anderen Seite angeagt.

2. Bevor wir die Würdigung der epochalen Wirksamkeit des Literaturhistorikers János Horváth in Angriff nehmen, wollen wir die Zeichen sammeln, die dem allmächtigen philologischen Positivismus entgegen über die neuzeitlichen Bestrebungen aussagen.

An der budapester Universität der Wissenschaften lehrten Frigyes Riedl und Lajos Katona, zwei Professoren der Literaturgeschichte, die zwar im Zeichen des Positivismus arbeiteten, doch dank ihrer Empfänglichkeit und ihrem weiten Gesichtskreis höher stiegen als die Anhänger der selbstzwecklichen Philologie und der schnörkelhaften Rhetorik. Riedl benützte Taines positivistisches System nur als Rahmen, doch seine unendlich empfindsame Eindrucksbereitschaft erweiterte die verpflichtende Schablone; hinter den ein wenig veralteten Mauern eröffnete er geistige Perspektiven, in seinen französisch leichten, einfallsreichen, fein ziselierten Sätzen blitzten Zusammenhänge auf, die zu den Ergebnissen der sogenannten geistesgeschichtlichen Schule gehören. Doch über diesen materiellen Gewinn hinaus waren in erster Reihe seine Persönlichkeit und wissenschaftliche Haltung von Grund aus anders als die des Philologen-Gelehrten. Seine empfindsame, auf jede geistige Regung reagierende, von Einfällen schillernde, ein wenig ironische, über den Dingen schwebende Seelenhaltung stand der des Philologen überaus fern, der ihm gegenüber schwerfällig, pedantisch, geistig schwerer beweglich erscheint. Seinen Schülern brachte er geistige Eleganz bei; dies erreichte sogar bei denen einige Wirkung, die nach ihrer ganzen Persönlichkeit den wesentlichen Gehalt seines Wissens nicht in sich aufnehmen konnten. Lajos Katona war ein in ganz Europa angesehener Pfleger vergleichender Literaturgeschichte und erforschte die Literaturen des europäischen Mittelalters und die Volksüberlieferungen mit seltenem wissenschaftlichem Rüstzeug und Freude an der Zusammenfassung. Jede literarische Erscheinung untersuchte er in den verschiedenartigsten geographischen, politischen und nationalen Gemeinschaften, das Leben der Spielarten führte ihn auf allgemeine Zusammenhänge und sein Blick stieg von dem Einzelnen zum Allgemeinen auf. Lajos Katona hat, wie Béla Pukánszky, bemerkt,¹ die ungarische Literatur des Mittelalters in eine große

europäische geistige Gemeinschaft gestellt und, ohne Rücksicht auf Wertungsschranken, in den Kreis seiner Untersuchungen einbezogen, weil für ihn alles den charakteristischen Ausdruck dieser Gemeinschaft bedeutete.

Am lautesten äußerte sich die Unzufriedenheit mit der „offiziellen“ Literaturgeschichte bei den Schriftstellern. Die fortschrittlichen Schriftsteller, die der offiziellen Literatur, der sogenannten „völkisch-nationalen“ Schule feindlich gegenüberstanden und sich um die Zeitschrift „Nyugat“ (Westen), das Kampforgan der modernen Richtung scharten, verspotteten häufig die Kleinlichkeit der philologischen Methode, ihren in den Details sich verlierenden Sacheifer und ihre Unfähigkeit zur umfassenden Betrachtungsweise. Als in der Sammlung „Műveltség könyvtára“ (Bibliothek der Bildung) der Band erschien, der die Geschichte der ungarischen Literatur behandelte, — seine Verfasser waren die führenden Literaturhistoriker der Zeit vor dem ersten Weltkrieg — stellte Dezső Szabó fest,² dieses Buch wäre die Kodifizierung des „Elends“ der ungarischen Philologie, die keine Literaturgeschichte außer den beiden Extremen: zwecklose und trockene Tatsachenforschung oder gehaltlose Begeisterungstraden kenne. Aladár Kuncz verleiht in einer Kritik³ ebenfalls seiner Enttäuschung Ausdruck: müde sind wir bereits der für unfehlbar gehaltenen Gesetze und Methoden, der Selbstisolierung der einzelnen Kunstgattungen und sogar des noch kurz vorher als Neuheit gepriesenen literaturgeschichtlichen Impressionismus. Von der philologischen Dekadenz, die sich in den Details verliert und an ihrem eigenen Tode mit so großem Eifer arbeitet, könnten wir ohnehin kein wesentliches Moment mehr erwarten. „Die Zeit der Zusammenfassung ist gekommen. Wir wollen die Arbeit der entschwundenen Generation in objektiver, gewissenhafter Übersicht sehen . . .“ Wie die denkenden modernen Schriftsteller dieser Zeit diese neuartige Gewissenhaftigkeit zu erreichen glaubten, hat noch im Jahre 1910 Aladár Schöpflin, der hervorragende, immer nüchterne Kritiker der „Nyugat-Generation“ am genauesten umrissen.⁴ Er führt in seinem Artikel aus, daß nicht die Massen von Daten der Literaturgeschichte Interesse und Wert verleihen, sondern die Wege, die sie zum Verstehen der Literatur eröffnen. Wenn sie das Verhältnis des literarischen Werkes zur Persönlichkeit seines Verfassers verstehen läßt, seine Beziehungen zur eigenen Zeit und zur heutigen Zeit, wenn sie auf die Faktoren hinweisen kann, durch die ein bestimmtes literarisches Werk überhaupt entstanden und so geworden ist, wie es ist, — dann hat sie Wert und Gewicht. Im entgegengesetzten Falle ist sie entweder eine leblose und für das geistige Leben wertlose Datenhäufung

oder höchstens eine oberflächliche, das Wesen der Dinge nicht berührende Anekdotensammlung. Doch der Verfasser der literaturgeschichtlichen Arbeit — sagt Schöpflin — muß nicht nur ein Kunstkenner, sondern auch in seiner Art ein Künstler sein. „Die Kunst jedoch ist jederzeit Synthese und deshalb *kann auch der Historiker der literarischen Kunst nicht ohne Synthese bestehen*“. Wenn wir von Jenő Péterfys Abhandlungen und Riedls Arany-Buch absehen, müssen wir sagen, daß auf dem Gebiete der *philosophischen und künstlerischen* Erörterung der Literatur die Sterilität seit dem Ende der Heldenzeit unseres nationalen Klassizismus, seit *Gyulai* vollkommen war und ohne Unterbrechung angedauert hat. Zu größeren Konzeptionen entschließen sich unsere Literaturhistoriker nicht. Wohl zeigen sich bereits gewisse günstige Anzeichen: bei der Jugend, die sich wissenschaftlich mit Literatur befaßt, gibt es mehrere, die sich von der offiziellen Literaturgeschichte geistig befreien und die Wege suchen, auf denen sie zu einem neuen Geist, zu fruchtbarer Arbeit gelangen können.

Diese theoretischen Stellungnahmen mit ihrer etwas übermäßigen Betonung der Fehler und Mängel und ihrer Vernachlässigung der wahren Werte können noch durch jene Feststellungen über die Vergangenheit der ungarischen Literatur ergänzt werden, die ebenfalls von den besten Schriftstellern des „Nyugat“ gemacht wurden, als sie nach ihren Ahnen und geistigen Vorgängern forschten und ihre Verwandtschaft mit ihnen stark betonten. Hier geschah nicht, daß man bis jetzt vielleicht nicht gekannte oder kaum gewertete Schriftsteller „entdeckte“: man berief sich eher auf die Allergrößten, die gerade von der offiziellen Literaturanschauung in die Reihe der Vorbilder und sogar der nationalen Klassiker erhoben wurden. Doch die Art und Weise, *wie* sich die Schriftsteller auf sie beriefen, die Auswahl, die sie trafen, die Begründung, mit der sie auf die vernachlässigteren Züge des Lebensbeispiels und der Kunst dieser Ahnen hinwiesen und gerade diese im Dunkel verborgenen Dichterahnen zu ihren würdigen Vorgängern weihten — dies alles bedeutete etwas Neues, einen freieren Horizont, und es hatte die Erweiterung der Literaturanschauung zur Folge; der Dogmatismus der alten Anschauung erhielt eine tödliche Wunde, ihre auf Gesetze und „endgültige“ Feststellungen pochende Starrheit lockerte sich zur Dynamik; „alles“ war möglich, die abgeschlossene, als langweilig verbuchte Vergangenheit schenkte neue Erregungen; der Staub der Schule fiel von den Klassikern ab, die Toga sank, die Statuen begannen zu leben, es wurde „lohnend“, die Alten heraufzubeschwören, denn Leben, die Frische eines dem heutigen verwandten Lebens strömte aus den alten

Blättern hervor. Die Schriftsteller des „Nyugat“ suchten in der Vergangenheit unserer Literatur in erster Reihe das, was sie selber charakterisierte und was sie mit dem verwandten Gefühl und der Kraft der Tradition an die Schriftsteller fesselte, die vor der ganzen Nation als Klassiker bekannt waren. Vor allem mußten sie also die romantische Dichtung „neu“ entdecken. János *Horváth* wies bereits 1912 in einer Abhandlung⁵ auf diese Veränderung der Literaturanschauung hin. Worin stimmen unsere modernen Schriftsteller überein? — fragt er. „In dem, was ich *Stilromantik* nenne und was nach seiner Definition nichts anderes ist, als die von der Bedeutung unabhängige, auch an sich zum wirkungsvollen künstlerischen Faktor gewordene Ausbildung des Ausdrucks“. Wenn dem so ist — setzt *Horváth* fort —, müssen die Nyugat-Dichter, wenn sie in die ungarische Überlieferung hineinwachsen wollen, auf *Vörösmarty*, den großen Dichter der ungarischen Romantik, bauen. So geschah es auch. *Aladár Schöpflin* schreibt im Jahre 1908 von „zwei“ *Vörösmartys*.⁶ Der erste, der *Vörösmarty* der Literaturgeschichte, der selbst in seinem romantischen Wesen nüchterne „National“-Dichter interessiert ihn nicht; um so mehr der zerrissene, zwiespältige, „stilromantische“ *Vörösmarty* nach 1848, der dem modernen Menschen nähersteht, denn in seiner Seele erkennen wir besser unsere von Gegensätzen zerrissene, zwischen Disharmonien sich windende, in ihrer Gelähmtheit zeitweise krampfhaft aufflatternde Seele. *Mihály Babits* half in zwei Abhandlungen, das Bild *Vörösmartys*, wie es patriotisch gefärbt im allgemeinen Bewußtsein lebt, umzuformen, womit er bewies, daß *János Horváth* mit seiner Bemerkung über die Traditionsforschungen der Schriftsteller, die sich den stilromantischen Ahnen zuwandten, Recht hatte. Auch *Endre Ady*, der Neuschöpfer der ungarischen Lyrik, der hervorragendste unter den Schriftstellern, die sich um den „Nyugat“ scharten, äußerte sich⁷ über seine geistigen Ahnen: *Bálint Balassa*, die Kuruzendichter und *Csokonai*, der ungarische Dichter „mit dem heitersten und schwersten Martyrium“ waren noch vor *Vörösmarty* seine Ahnen und Anreger. Aus der späteren Überlieferung schätzt er: bei *Petőfi* nur die Tapferkeit, bei *Madách* und *Vajda* die neue poetische Zivilisation. *Dezső Szabó*, der große Prosaiker dieser Generation, spricht bei der Aufzählung der literarischen Ahnen⁸ das Wort aus, das auch schon *Ady* auf seinem Wege der Ahnenforschung geleitet hatte: wahrhaftig groß sind jene Dichter, die um das Ungartum mit „tragischer“ Liebe bangen. „Diesen Patriotismus verstehen, bewundern wir und suchen wir zu leben.“ Derselbe *Dezső Szabó* schreibt ein wenig später⁹ über *Ady*: gerade diese schmerzende Vergangenheit, diese „verhängnisvolle rassische Determination ergibt

seine Dichtung, die dennoch neu ist, insoweit im Laufe der Entwicklung etwas neu sein kann, und wie es in der ungarischen Literatur nur die Namen *Berzsenyi*, *Csokonai*, *Katona* bedeuten.“ Also die Vertreter des *tragischen Ungartums* werden in diese Vision eingestellt, die durchaus romantische Literaturanschauung ist und sich dem in klassischem Geschmack gezeugten Realismus der offiziellen Wissenschaftlichkeit jener Zeit bewußt entgegensetzt. Wie sehr dem so ist, läßt sich am besten an *Adys* Meinung über *János Arany* ermessen.¹⁰ *János Arany*, der größte Schriftsteller des nationalen Klassizismus im 19. Jahrhundert, ist nach der „offiziellen“ Literaturbetrachtung aller Zeiten das unübertreffliche Muster des völkisch-nationalen Realismus. Nach *Ady* war er ein sehr großer Dichter; aber daß er seine Wirkung, so wie er wirkte, nicht wollen konnte und nicht verdient hat, ist auch gewiß. *Arany* — sagt *Ady* — war ein schamhafter, ungarischer Herren-Bauer, ein disziplinierter und zu seinem eigenen Unheil ein verhaltener Lyriker, der sich das nicht eingestand. Er wäre glücklicher gewesen, hätte er nicht in zwanghaften, nationalen epischen Vorwürfen, sondern durch sich selber und mit seinen eigenen inneren Epen aussagen können. Die schriftstellerische Literaturanschauung entschied sich auch hier für die als romantisch geltenden Wertmomente und führte in das Wertbewußtsein der schon fast als unbeweglich erscheinenden und fixierten traditionellen Literaturanschauung neue Farben, neue Betrachtungsergebnisse ein. Wohl nahm die Literaturwissenschaft der „Zünftigen“ diese dichterischen „Träume“ vorläufig nicht recht zur Kenntnis; außer *János Horváth* vermochte keiner die feinen Verschiebungen in der Literaturanschauung zu ermessen. Doch als sich nach guten zehn Jahren, nach dem ersten Weltkrieg die „Geistesgeschichte“ plötzlich emporreckte, da konnte sie in diesen Schriftstellern ihre heimischen Ahnen begrüßen und ihre hingeworfenen Bemerkungen thematisch erweitern, aber auch ihre im Wesen „umwertende“ Anschauungsweise übernehmen.

Über das Beispiel der zwei hervorragenden Universitätsprofessoren, von denen vorhin die Rede war, und über die Gedankengänge der um den „*Nyugat*“ gescharten Schriftsteller hinaus waren auch die Fachkreise nicht ausnahmslos mit der Arbeit der philologischen Richtung zufrieden. Hier und da wies eine bescheidene Stimme mit weniger Aufsehen, mit der Selbstbeherrschung, die dem Gelehrten ziemt, doch umso treffender auf die tatsächlich bestehenden Mängel hin. Besonders in der Zeitschrift „*Irodalomtörténet*“ (Literaturgeschichte), die von der jüngeren Generation gegründet und unterstützt wurde, ertönten einige ernste Worte über die Aufgaben der

Literaturwissenschaft. István *Borbély* beklagt in seiner Übersicht über die Arbeit der ungarischen Literaturgeschichtsschreibung im Jahre 1913,¹¹ daß wir noch immer nicht die Seele der Epochen unseres Geisteslebens gefunden haben. Als ob wir noch immer nur in Daten und Charakterisierungen leben würden, nicht aber in führenden Ideen. Die Literaturepochen untersuchen wir vom philologischen, kirchengeschichtlichen, politischen und kulturgeschichtlichen Standpunkte und schreiben Literaturgeschichte *ohne philosophische Grundidee*. Ferenc *Zsigmond* stellt in einer ähnlichen Übersicht¹² fest, daß der überwiegende Teil unserer Studien im Zeichen der vergleichenden Philologie geboren ist. Diese Klage — sagt er — bezieht sich nur auf die vernachlässigten anderen Standpunkte. Er betont auch die ostmitteleuropäische Bedeutung der vergleichenden Literaturgeschichte, natürlich vom heimischen Standpunkt: sie müsse die Wechselwirkungen, die zwischen der Dichtung der vaterländischen Volksrassen und des Ungartums zweifellos bestehen, mehr zur Erkenntnis bringen.

3. Unabhängig voneinander und in Unkenntnis oder Mißverstehen der Erneuerungsarbeit der anderen, zeitlich und räumlich getrennt, wünschten diese bescheidenen Anregungen die Erneuerung der Literaturgeschichte und sehnten sich nach geistigerer und umfassenderer Betrachtungsweise. Während sie in der Regel nur bis zur Kritik gelangten, erschien an bescheidener Stelle, im Jahrbuch einer Mittelschule, in aller Stille und ohne Aufsehen im Jahre 1908 eine Abhandlung unter dem Titel „Die Hauptmomente der Entwicklung unserer Literatur“.¹³ Der Verfasser dieser Abhandlung war János *Horváth*, heute Professor der Literaturgeschichte an der Pázmány-Universität in Budapest, dessen Wirken eines der bedeutendsten Kapitel in der Entwicklung der ungarischen Literaturwissenschaft darstellt.

Horváth's Abhandlung ist auch darum bemerkenswert, weil er in der Epoche der Detailforschungen seinen Blick auf die Gesamtentwicklung heftet, anstatt der Analyse eine Synthese bietet und in der Blütezeit einer philologischen Akribie, die sich um die theoretischen Gesichtspunkte nicht kümmert, auf prinzipieller Grundlage zu der ganzen Entwicklung der ungarischen Literatur Stellung nimmt. Sein geistiger Standpunkt ist vom europäischen Gesichtswinkel aus darum überaus beachtungswert, weil in jener Zeit — wir schreiben 1907 und 1908! — sein Vorgehen nicht nur für Ungarn, sondern auch für ganz Europa bahnbrechend ist. Persönlich genommen aber ist diese Abhandlung János *Horváth's* deshalb wichtig, weil in dieser 1908 veröffentlichten Arbeit bereits sein ganzes System wahrnehmbar ist; was die literarische Öffentlichkeit als Verdienst seiner berühmten

Studie betrachtet, die 1922 in der Zeitschrift „Minerva“ erschien, ist bereits in dieser Jugendabhandlung festzustellen und in ihrer Reflexion über das *literarische Bewußtsein*, also in ihrem grundlegenden Teile bereits vollkommen ausgearbeitet. Solcherart ist die Erneuerung der ungarischen Literaturwissenschaft von 1908 zu datieren; hier tritt die von der Mode der Geistesgeschichte unabhängige, eine Synthese erstrebende, geistige Gesichtspunkte anwendende moderne ungarische Literaturanschauung zum erstenmal auf. Selbstverständlich wurde ihre grundlegende Bedeutung in ihrer eigenen Zeit nicht bemerkt; und sogar heute muß man noch betonen, daß diese erste prinzipielle Stellungnahme *Horváth's* der entscheidende Faktor in der Entwicklung der modernen ungarischen Literaturwissenschaft ist, und daß nicht die verschiedenen Richtungen, die zu Beginn der zwanziger Jahre unter dem Sammelnamen „Geistesgeschichte“ auftraten, die Arbeit des Bahnbrechens vollendet haben. Wir wollen jetzt die wichtigeren Feststellungen in *Horváth's* Arbeit betrachten.

Horváth geht davon aus, daß der Literaturbegriff der mehr als hundertjährigen ungarischen Literaturgeschichtsschreibung immer wechselte: zuerst bezog sie alle ungarländischen, dann alle in ungarischer Sprache geschriebenen, später nur die einen nationalen Inhalt umfassenden, zuletzt die künstlerisch bedeutsamen literarischen Werke in den Kreis ihrer Untersuchung ein. Die Abfassung der Literaturgeschichte vom Gesichtspunkte einer prinzipiellen (in der Sprache ungarischen, nationalen, künstlerischen) Forderung aus kann nur dann vor sich gehen, wenn die Entwicklung der Literatur nach demselben Prinzip schon stark in Fluß geraten oder schon angeschlossen ist. Solcherart bedeuten die erwähnten vier Abstufungen der Literaturgeschichtsschreibung eigentlich, rückwirkend, ebenso viele Momente der literarischen Entwicklung. Nach diesem Ausgangspunkt — der die Bestimmung des Begriffs Literatur und die richtige Auslegung der Aufgaben der Literaturgeschichte ermöglicht — weist er darauf hin, wie Notwendigkeiten, die nicht in unserer Macht stehen, jede menschliche Entwicklung antreiben und mit der Zeit im körperlichen Leben irgendeine Praxis hervorrufen, im moralischen aber eine Tradition, unter deren Einfluß der Verstand sich auf sich selbst besinnt und das bis dahin Instinktive, Zufällige, Zwangsmäßige von nun an bewußt, planmäßig, aus freiem Willen weiter betreibt. Deshalb vermag auch die Entwicklung der Literatur kein wesentlicheres Moment aufzuweisen als die Entwicklung *des literarischen Bewußtseins*, deren Vorbedingung die Ausbildung einer gewissen *literarischen Überlieferung* ist. Was ist das literarische Bewußtsein? Das bewußte Verhältnis des Schriftstellers zu seinen Vorgängern und zu seinem Lesepublikum. Wenn ich Schriftsteller bin:

das Wissen, das Bewußtsein darum, daß mein Werk keine isolierte Erscheinung ist, sondern Fortsetzung einer bestimmten Überlieferung, Teil der großen kollektiven Arbeit, die nur dann fruchtbar sein kann, wenn sie in lebendiger Verbindung mit einem möglichst großen, möglichst breiten Leserkreis steht. Wenn ich aber Leser bin: das Wissen darum, daß das von mir Gelesene mit anderem verwandt Gearteten zusammen auch auf meine Aufmerksamkeit rechnet, mein Gefallen sucht, mir Bildung bietet, ob es nun die Literatur der Gegenwart oder die literarische Tradition ist. Aus dem Gefühl dieser moralischen Zusammengehörigkeit, das Schriftsteller und Leser, Neues und Überlieferung verbindet, sprießt die Literaturkritik als verkörpertes literarisches Bewußtsein an sich empor. Nach dieser prinzipiellen Grundlegung bestimmt János Horváth den Zweck der Synthese: in der alten Literatur die Erforschung der noch blassen Spuren einer Entwicklung des literarischen Bewußtseins, die Ermittlung seiner Grundursachen; dann, bei der neuen Epoche angelangt: Feststellung des Charakters dieses bereits ausgebildeten literarischen Bewußtseins und die Verfolgung seines Einflusses auf die literarische Produktion. Während er in der Entwicklung der ungarischen Literatur die technischen und dann die geistigen Wirkungskräfte des literarischen Bewußtseins erforscht, wichtige Daten über den Geschmack des Publikums der Literatur aufzeigt und prinzipielle Feststellungen macht, hebt er unzählige feine, bis dahin unbeachtete Momente der literarischen Entwicklung hervor. Für sehr wichtig halten wir noch seine Feststellungen über die Veränderung des Begriffes Literatur. Dieser Begriff ist relativ. Ende des 18. Jahrhunderts bedeutete er etwas anderes als Mitte des 19. Jahrhunderts. Eine Bestimmung von ihm zu geben, der in jedem Abschnitt seiner Entwicklung die gleiche Geltung hat, ist nicht möglich. Unsere Literaturgeschichten pflegen als Einleitung in der Regel den Begriff Literatur zu umreißen. Doch was sehen wir? Einer betrachtet die ungarische Sprache, der Zweite die Offenbarung des nationalen Geistes, ein Dritter die künstlerische Offenbarung des nationalen Geistes als ihr Hauptmerkmal. Jeder zwingt also die Auffassung seiner eigenen Zeit dem ganzen Gang der literarischen Entwicklung auf, indem er die breiteren Grundlagen der literarischen Tradition mit dem engerem Maße einer späteren Zeit schmälert. „Das Überblicken der Geschichte der Literatur ist von jedem Gesichtspunkt aus berechtigt und lehrreich... Doch *die Geschichte der ungarischen Literatur*, die die ganze Literatur umfaßt, kann nur ein Ganzes sein, so wie auch die ungarische Literatur eins ist. Sie geht nicht von einer im voraus festgesetzten und nur die heutige Auffassung spiegelnden Bestimmung aus, sondern entfaltet,

getreu der geschichtlichen Wirklichkeit, mit der geduldigsten Unvoreingenommenheit das immer klarer und entschiedener aus dem gemeinsamen Chaos des Ursprungs hervortretende Bild der Literatur. Selbstverständlich beachtet sie aber schon im Alten das Folgende und behandelt mit besonderem Nachdruck die Erscheinungen, die Keime einer späteren Entwicklung in sich tragen.“

Das sind einige herausgegriffene Gedanken aus *Horváths* Abhandlung. In ihr erneuert er die edle Überlieferung des ungarischen nationalen Klassizismus, der getreu der geschichtlichen Wirklichkeit, in beneidenswertem Gleichgewicht von Materie und Geist das entscheidende Moment der Entwicklung suchte und fand; er kehrt zu *Aranys* und *Gyula's* Erbe zurück: die Schau des *Ganzen* auf Grund der möglichst genauen Kenntnis der Wirklichkeit; auch bringt er uns die Studien *Zsigmond Keménys* ins Gedächtnis: Ermittlung der Wechselwirkung zwischen Idee und Gesellschaft durch die Literatur hindurch. Das Verhältnis zwischen Schriftsteller und Leser, das in der nationalen Gemeinschaft verschmilzt, moralische Würde trägt und Ausdruck der Entwicklung des nationalen allgemeinen Geschmacks ist: dieser bei der Erforschung von Spuren des literarischen Bewußtseins gewonnene leitende Gesichtspunkt ist *Horváths* Erfindung, der in seiner Haltung das ideelle und methodische Erbe des nationalen Klassizismus weiterführt. Eine synthetische Anschauung geistigen Ursprungs, die in der Zeit des philologischen Positivismus wegen ihrer „geistesgeschichtlichen“ Gewinne, in den zwanziger Jahren aber, in der Zeit der manchmal in leere Spekulationen abgeglittenen und auf Fiktionen bauenden Geistesgeschichte, mit ihrer Wirklichkeitsverehrung und ihrer Struktur, die ein klassisches Gleichgewicht bewahrt, für ihr Recht und ihre Anwendbarkeit einsteht. Außerdem ist sie organisch aus der Anschauung der ungarischen Literaturentwicklung emporgewachsen und hat die Wirklichkeit nicht von fremden Standpunkten aus verzerrt. Sie überblickt ihren Gegenstand nicht auf Grund eines anderen Wissenschaften entliehenen Prinzips, sondern nach den eigenen Gesetzen der Literaturentwicklung. Die Forderung einer eigengesetzlichen Deutung der Literatur erscheint hier zum erstenmal.

Dieser Abhandlung *Horváths* folgten seine Forschungen über die Geschichte des Geschmacks¹⁴; sie suchten die in unserer literarischen Tradition verwurzelten Züge der sich erneuernden modernen ungarischen Dichtung und verbanden das Alte mit dem Neuen, wie sehr verschieden auch diese nach allgemeiner Auffassung und nach der zeitgenössischen Überzeugung der Kritik erschienen. Als Sekretär der Ungarischen Gesellschaft für Literaturgeschichte bestimmt er in seinem Bericht vom Jahre 1913¹⁵ endgültig das wechselseitige Ver-

hältnis zwischen philologischer und geistesgeschichtlicher Methode. „Die Würdigung von Epochen, Werken und Persönlichkeiten kann heute nicht mehr ohne philologische Grundlegung bestehen; hinwieder ist auch die philologische Arbeit nur Vorbereitung und unvollendeter Anfang, wenn sie bei den Ergebnissen der Datensammlung und Datenbereinigung Halt macht, ihr aufgehäuftes Rohmaterial nicht verarbeitet und es nicht nach seinem historischen und ästhetischen Verdienste wertet.“ Hierauf deutet er betont auf die Wichtigkeit des Publikums der Literatur: auch das Leserpublikum muß Gegenstand der Literaturwissenschaft sein, da es der andere Faktor ist, der mit dem Schriftsteller zusammen das literarische Leben zustande bringt.

Der Weltkrieg 1914—1918 hemmte nicht nur die ungarische Literaturwissenschaft in ihrer Entwicklung, sondern unterbrach auch János Horváth's Wirksamkeit für lange Jahre. Er leistete Frontdienst: so konnte er erst nach dem Kriege sich wieder an seine Arbeit machen und seine literaturgeschichtlichen Forschungen, jetzt bereits als führende Persönlichkeit der sich erneuernden ungarischen Literaturwissenschaft, fortsetzen. Im Jahre 1921 wird er einer der Begründer der Minerva-Gesellschaft, die sich zur zeitgemäßen Pflege der ungarischen Geisteswissenschaften konstituierte, dann, zusammen mit Tivadar Thienemann, Schriftleiter ihrer 1922 ins Leben gerufenen stark wirkenden Zeitschrift „Minerva“, die geistesgeschichtliche Standpunkte vertrat. Im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift veröffentlichte er sozusagen richtunggebend seine Studie „Ungarische Literaturkunde“¹⁶, mit den Grundsätzen seines Systems, die er bereits in seiner 1908 geschriebenen Übersicht berührte und jetzt vollkommen entfaltete. Auch hier blickt er auf die anderthalb Jahrhunderte umfassende Vergangenheit der ungarischen Literaturgeschichtsschreibung zurück und stellt fest, daß unsere sämtlichen Literaturhistoriker die Vergangenheit mit der literarischen Auffassung ihrer eigenen Epoche betrachteten und aus dem Gesichtswinkel der Gegenwart Geschichte schrieben. Hieraus folgt, daß Literatur kein ständiger, sondern ein sich historisch gestaltender, wechselnder Begriff ist; in seiner zeitbedingten Gebundenheit darf er also nicht als Leitprinzip für eine Synthese angenommen werden, die das ganze geschichtliche Material der Literatur systematisiert. Das 19. Jahrhundert ist das Zeitalter der Entwicklung und Ausbildung der nationalen Idee; so fußt die Systematisierung mit nationalem Prinzip auf sachlicher Wahrheit, denn an ihrer bewegenden Macht nehmen alle Zweige des Geisteslebens teil, so auch die Literatur. Doch hieraus folgt auch, daß das nationale Prinzip nicht ausschließlich der Literatur angehört, kein *Eigenprinzip* der Literatur ist. Also muß die Literaturgeschichte für ein

literarisches Prinzip, für eigengesetzliche Systematisierung vorsorgen, wenn sie als Fachwissenschaft auf ihren eigenen Beinen gehen will. Welches sind die prinzipiellen Vorbedingungen dieser Systematisierung? — fragt Horváth. *Sachliche Treue* und *Eigengesetzlichkeit*. An der sachlichen Treue muß deshalb festgehalten werden, weil die Anwendung jeder anderen Leitidee das Erbe der Vergangenheit verstümmelt. Deshalb hat die Herrschaft des sprachlichen Gesichtspunktes die ungarländische Latinität aus der Entwicklung unserer Literatur ausgeschaltet. Doch auch das Prinzip der Nationalität und des Künstlerischen würde das Alte dezimieren; die sachliche Treue wiederum schließt jedes a priori systematisierende Prinzip und die Einteilung in Perioden aus, wenn diese nicht in dem Gegenstand ihren Ursprung haben. Die Forderung der Gegenstandstreue umfaßt auch die Individualisierung: denn da die ungarische, deutsche, französische Literatur und die anderen alle Literaturen sind, wird es unbedingt ein gemeinsames Prinzip in ihren Synthesen geben, doch auch wenn ihr leitendes Prinzip identisch ist, werden sie jeweilig ein anderes Wirklichkeitssystem zur Folge haben und sich als selbständige Individuen voneinander unterscheiden, da doch ihre historischen Umgrenzungen verschiedenartig waren. Aus dieser Erkenntnis folgt eine Literaturanschauungs-Lehre und Verpflichtung von entscheidender Wichtigkeit: wir dürfen von anderen keine Schablone für unsere eigene Synthese leihen, aber auch nicht einmal ein allgemeines philosophisches System. „Mit Freude ergreifen wir alle anregenden Lehren der ausländischen Fachwissenschaft, doch zugleich müssen wir jedes fremde Systemmuster abweisen und dürfen uns nur dem Geständnis des eigenen geschichtlichen Materials unserer Literatur anvertrauen... Befragen wir unser eigenes Material, dann wird unsere literaturgeschichtliche Synthese nicht nur von Gegenstandstreue, sondern auch zugleich ungarisch sein.“

Während die Gegenstandstreue uns auf die geschichtliche Wahrheit der *ungarischen* Literatur hinweist und die individuellen Züge betont, drängt die andere Forderung zu Eigengesetzlichkeit, zu begrifflicher Verallgemeinerung. Während das Verlangen nach Gegenstandstreue zur Berücksichtigung der *wechselnden* (individuellen) Momente verpflichtet und die Geltung der konkreten Wirklichkeit in dem aufzubauenden System sichert sowie die historische Wahrheit des zu zeichnenden Bildes ermöglicht, zwingt uns die Forderung nach Eigengesetzlichkeit, das zu bezeichnen, was in jeder Literatur *ständig* ist und den Abstraktionsanspruch des Denkens befriedigt, was einer Synthese von einheitlichem Gesichtspunkt den Grund legt. Da man der Literatur keine Bestimmung von ewiger Gültigkeit geben kann,

weil sie ein in der Zeit wechselnder Begriff ist, muß bezeichnet werden, was das Ständige in allem ist, was man bisher Literatur genannt hat, das heißt, man muß die endgültigen Bedingungen der Literatur jeder Art festsetzen. „Damit irgendwo und irgendwann immer Literatur zustandekommt“, — setzt Horváth fort — „brauchte man Jemanden, der etwas schrieb, und Jemanden, der es auch las. Man brauchte den Schriftsteller, das geschriebene Werk und den Leser dazu. *Das geistige Verhältnis zwischen Schriftsteller und Leser durch Vermittlung von Werken*: auf eine abstraktere, breitere und zugleich wahrhaftere Basis als diese läßt sich das wesentlich *Ständige* der Literatur wohl kaum zurückführen.“ Natürlich hat dieses Ständige auch wechselnde Momente, und zwar: die Herausgeber (Verkäufer, literarisches Leben), Teilhaber (Schriftsteller, Leser), Vermittler (Werke, literarische Überlieferung) des literarischen Grundverhältnisses, die Art seiner Ausübung (Formen der Literatur).

Das literarische Verhältnis bringt durch diese wechselnden Äußerlichkeiten auch ein *kollektives* Ergebnis zustande, in dem wir das Endglied in der Kette der Wechselbeziehungen erkennen müssen: es ist die *gemeinsame seelische Form*, die Schriftsteller und Leser literarisch zu Gleichartigem weiht, die über die individuellen Verschiedenheiten hinaus und oft im Gegensatz zu ihnen zustande kommt. „Diese gemeinsame seelische Form ist einesteils ein Entwicklungsprodukt, die jeweils aktuelle Resultante der ganzen literarischen Vergangenheit . . . , vererbter Trieb: *literarischer Geschmack*; andererseits jedoch von vornherein Stellungnahme allem Weiteren gegenüber, der gegebene Rahmen für die aktuelle Literatur, Aufnahmefähigkeit und Wollen, Maß und Urteil, Anschauung und Reflexion: mit einem Wort *literarisches Bewußtsein*.“ Das literarische Bewußtsein ist die letzte Resultante der Entwicklung (so war das bereits in *Horváths* Abhandlung vom Jahre 1908!), deren zeitbedingte Veränderungen zeigen am klarsten die Gliederungen der Entwicklung. Infolgedessen muß der führende Gesichtspunkt der Systematisierung im Momente des literarischen Bewußtseins bezeichnet werden. Solcherart ist die Entwicklung der Literatur mit der Entwicklung des literarischen Bewußtseins, die Geschichte der Literatur mit der Geschichte des literarischen Bewußtseins identisch, und die zeitbedingten Veränderungen des literarischen Bewußtseins bedeuten die Epochen der Literaturgeschichte. Auf der obersten Stufe ist Literaturgeschichte nichts anderes als das *Organ der genetischen Selbsterkenntnis des literarischen Bewußtseins*.

Wir haben hier nur die Skizze von *Horváths* Studie entwerfen können; wir sehen, wie sein System bereits im Jahre 1908 fertig war,

jetzt sich nur erweiterte, zum System reife und sich bis auf alle Einzelheiten der Synthese erstreckte. Wir brauchen auch nicht besonders zu beweisen, daß dieses Denken, das der konkreten Geistigkeit entsproß, von der Wirklichkeit ausging; nicht die Romantik der Geistesgeschichte ist sein philosophischer Hintergrund, sondern der klassisch inspirierte ungarische Klassizismus, und seine Ahnen sind *Arany*, *Kemény* und *Gyulai*. Diese Literaturanschauung wuchs zwar auf einheimischem Boden und paßte sich dem ungarischen Bedürfnis an, dennoch beansprucht sie — wie jedes tief verwurzelte ungarische Denkergebnis — auch allgemeine Gültigkeit, und die europäischen Richtungen der Literaturwissenschaft können in ihr Platz erhalten: sie schmilzt in ihre Theorie das geschmacksgeschichtliche System mit dem Begriff des literarischen Geschmacks ein, der Begriff des literarischen Bewußtseins hinwieder fördert die ideen-, problem- und geistesgeschichtlichen Forschungen, natürlich in den Grenzen der Gegenstandstreue.¹⁷

Wenn wir *Horváth's* Literaturtheorie mit dem Aphorismus „jede Theorie ist soviel wert, als sie in der Praxis verwirklicht wird“ messen, dann können wir uns auch hier auf wichtige Ergebnisse berufen. Abgesehen von *Horváth's* kleineren und größeren Abhandlungen, die überwiegend geschmacks- und formengeschichtliche Probleme lösen, setzen sich alle seine bisherigen großen Werke („*Sándor Petöfi*“, „Das Volkstümliche in der ungarischen Literatur von *Faludi* bis *Petöfi*“, „Die Anfänge der ungarischen literarischen Bildung“, „Die Spaltung in der literarischen Bildung: der ungarische Humanismus“, seine Universitätsvorlesungen über die großen ungarischen Dichter des 19. Jahrhunderts) in der Praxis für seine Theorie ein. Seine Theorie wird lebendig, sein Wirklichkeitsgefühl entfaltet auf dem Boden von tausend und abertausend Daten das geistige Bild, Zeitalter, Menschen und Werke erwachen im Lichte der selbstzwecklichen Beurteilung zum Leben; er ist auch Meister der Analyse, seine Zergliederungen sind Meisterwerke der Detailarbeit, seine philologische Vorbildung vernachlässigt selbst die winzigste Angabe nicht. Einzelheit und Ganzes, Zergliederung und Zusammenfassung, materielle Vollständigkeit und geistige Entfaltung werden bei ihm zu einem organisch zusammenhängenden, unzertrennbaren Ganzen nicht nur in der Konzeption, sondern auch in der Komposition. Sein Stil ist in seinen Gliedern, in seinem wurzelhaften Ungartum, in seiner Fähigkeit des Schattierens, in seiner Kraft und Biegsamkeit beste ungarische abhandelnde Prosa: in *Pázmány's* und *Arany's* Heimat verwurzelt, erwacht in seinen Worten alle Kraft und europäische Überlieferung des alten Ungartums zum neuen Leben. Die Überzeugung, die seiner

Persönlichkeit entspricht, erhob die Literaturgeschichte zum Mittel ungarischer Selbsterkenntnis; so gehört seine Tätigkeit in ihrem tiefen moralischen Ernst zu den gestaltenden Kräften der Nation.

4. Nach dem Weltkrieg hat es im ersten Augenblick den Anschein, als wolle eine konservative philologische Richtung um sich greifen, die sich an die alte Wertordnung hält. Das ist kein Wunder. Nach dem moralischen und geistigen Chaos der Revolution kommt die „Restauration“, die auch auf geistigem Gebiete die alten, erprobten Werte in den Dienst der aufbauenden nationalen Arbeit zu stellen wünscht. Die Ungarische Akademie der Wissenschaften, die Universitäten, die literarischen Gesellschaften lassen jene verantwortlichen Männer wieder zu Worte kommen, die nach den Erfahrungen der „revolutionären“ Umgestaltungen an dem Alten, Erprobten, Bestehenden festhalten wollen. In der Literaturwissenschaft vermag die geistesgeschichtliche Richtung erst 1922 mit größerer Kraft vorzudringen, als unter der Schriftleitung von Tivadar *Thienemann* und János *Horváth* und unter Mitwirkung der Gelehrten, die den geistigen Gesichtspunkt anwandten, die Zeitschrift „*Minerva*“ zu erscheinen beginnt. Sie wird zum repräsentativen Organ der ungarischen Geisteswissenschaften, zur Sammelstätte der Abhandlungen, die das Werk der „Umwertung“ vollbrachten, zum Sprachrohr der modernen Richtungen, die man etwas leichtsinnig unter dem Titelwort „Geistesgeschichte“ zusammenfaßt. Doch wie charakteristisch für die Natur des ungarischen Denkens ist das Programm und die Tonart dieser par excellence „revolutionären“ Zeitschrift! Tivadar *Thienemann*, einer der hervorragendsten ungarischen Vertreter der geistesgeschichtlichen Richtung, Schriftleiter der „*Minerva*“, sendet die Zeitschrift mit diesen Worten auf ihren Weg¹⁸: „Jedermann, der auch nur halbwegs einen Blick in die Werkstatt der wissenschaftlichen Arbeit geworfen hat, muß einsehen, welch großzügige, jeder ernstesten wissenschaftlichen Erkenntnis als Grundlage dienende Arbeit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von den ungarischen Geschichtswissenschaften auf diesem Gebiete geleistet wurde. Daß aus der Luft keine Geschichte gemacht werden kann, daß die unmittelbare Kenntnis der vorhandenen Quellen Alpha und Omega jeder Geschichtswissenschaft ist — dieses Axiom prägte sich in dieser Zeit für alle Zeiten dem öffentlichen Bewußtsein ein.“ Anstatt Kampf und Kritik verkündet *Thienemann* Verständnis und Anerkennung: die mühsame Materialsammlung der philologischen Richtung — sagt er — hatte wissenschaftliche Berechtigung und Erfolg. Deshalb sündigt gegen die Wissenschaft, wer mit der überlegenen Kritik der anspruchslosen Detailarbeit, wie wir sie in der Tagespresse oft genug antreffen, den bescheidenen Daten- und

Materialsammlern der Wissenschaft die Arbeitslust nehmen will. Siehe, der Literaturhistoriker, der die geschichtslenkende Aufgabe der geistigen Faktoren am stärksten betont hat, verband mit solcher Mäßigung, mit dem auf ungarischem Boden heimischen Wirklichkeitsgefühl, mit seiner auf dem Wesentlichen beharrenden Stellungnahme die Gegenwart mit der Vergangenheit, die geistesgeschichtliche Methode mit dem Philologismus.

Dieses nüchterne Maßhalten der Erneuerer charakterisiert auch die Worte von János Koszó, der mit Tivadar Thienemann und Béla Pukánszky vereint das meiste getan hat, um die Richtungen und Ideen der modernen deutschen Literaturwissenschaft auf ungarischem Boden bekannt zu machen. Bei der Besprechung des Werkes „Deutsche Klassik und Romantik“ von F. Strich¹⁹ stellt Koszó fest, daß die Epoche „Philologie — an und für sich“ abgelaufen ist. Darüber brauchen sich aber — sagt er — diejenigen, die gewissenhafte Arbeit durch Geistreichelei oder einfach durch Kühnheit ersetzen wollen, durchaus nicht zu freuen. Die neue Richtung hat nur zu sehr von ihren Vorgängern, von ihren Meistern gelernt und will nur mit der Vorbereitung, die auf sorgfältigen Studien und Bergen von Angaben fußt, den heiligen Boden der Wissenschaft betreten und sich dort ans Bauen machen, wo sich das Material bereits aufgetürmt hat und den freien Ausblick auffängt. „Wenn die neue Richtung keine Luftschlösser bauen will, muß sie eigentlich viel härtere Arbeit leisten, als das bisher Brauch war“. Béla Zolnai, Schriftleiter der Szegeder Zeitschrift „Széphalom“, die einen verwandten Geist wie „Minerva“ vertritt, — selber ein anerkannter Arbeiter der neuen Richtung — protestiert gegen die Fiktion der in zwei Teile gespaltenen Literaturwissenschaft und deutet treffend²⁰ auf einige Ursachen dieser kampflosen Wachablösung hin: in der Praxis hat die neue Richtung ohne Ideenkampf und Reibung den Sieg erfochten; wurde doch ihre Selbstverständlichkeit auch von dem konservativen Philologismus anerkannt. Dies konnte um so eher geschehen, als das Maßhalten der Erneuerer die schädlichen Extreme nicht hervorbrechen ließ, weil ja auch die Anhänger der neuen Richtung mit ihrer ganzen Erziehung und Bildung in der „veralteten“ positivistischen Epoche wurzeln. Fügen wir Zolnais Meinung hinzu, daß die hervorragenden Pfleger der „konservativen“ Literaturgeschichte dieser nüchternen Geistesgeschichte nicht fern standen; ihre Mäßigung, ihr Verstehen, ihre mit der Entwicklung der Wissenschaft schritthaltende Anschauung hatten ebenfalls ihren Anteil daran, daß das wissenschaftliche Leben nicht vom Schlachtenlärm widerhallte. In den Besten der konservativen Literaturgeschichte lebte

die Sehnsucht nach Synthese, und gerade in den zwanziger Jahren gelangten sie auch auf praktischem Gebiete zu großzügigen Zusammenfassungen (Elemér Császárs Geschichte des Romans und Geschichte der Kritik, Jenő Pintérs zusammenfassende ungarische Literaturgeschichte). Übrigens ließ sich die dem einheimischen Boden entsprossene Geistesgeschichte, der ungarischen Natur entsprechend, abgesehen von wenigen Ausnahmen, nicht in leere Spekulationen ein und entschied sich lieber für die geistesgeschichtliche und problemgeschichtliche Lösung. Im Sinne des ungarischen Denkens wählte sie sich als Lehre und Methode genau das aus, was László Mátrai in Verbindung mit der philosophischen Bedeutung der Geistesgeschichte ausführt²¹: ohne programmäßige Betonung vermochte sie fast unbemerkt die Geschichtswissenschaft mit philosophischer Auffassung zu durchtränken. „Als lebendige Übung, als angewandte Philosophie verkündet sie nicht ihre immanenten Grundsätze, sondern dokumentiert sie eher und beschreitet weise den Mittelweg zwischen der nur-synthetischen Systemschöpfung und der nur-analytischen Detailforschung.“ Nun, dem ungarischen Gedankengang entspricht gerade diese Dokumentierung am besten, sein immer waches Wirklichkeitsgefühl ließ nicht zu, daß die neue Richtung nur zum geistigen Abenteuer werde oder sich zum philosophischen Ausflug des Fachmannes gestalte. Wir wissen bereits, daß außer dieser natürlichen Anlage auch das Beispiel János Horváths am Kreuzweg Wache hielt und die Abirrenden auch unwillkürlich an der Hand faßte.

Auf die Frage, wie Geistesgeschichte in Ungarn anzuwenden ist, stieß übrigens bei uns jeder Literaturhistoriker, der bei der Behandlung der Entwicklung unserer Literatur auch die zeitgemäßen theoretischen und methodologischen Lehren der ausländischen, hauptsächlich der deutschen Literaturwissenschaft benützte. So Gyula Farkas, der die neue ungarische Literaturwissenschaft mit aufsehenerregenden Werken bereicherte²² und zu unseren hervorragenderen Literaturgelehrten gehört, die eine neue Synthese fordern und sie durchführen; gerade anläßlich des kritischen Wellenschlages nach Veröffentlichung eines seiner Werke stellt er fest²³, daß die Anschauungsmethode von Sauer und Nadler eine deutsche ist und als Methode auf die Literatur keiner anderen Nation angewendet werden kann. Wohl bietet die deutsche Theorie Standpunkte, doch läßt sie sich nicht auf die Gesamtheit der ungarischen literarischen Entwicklung übertragen, die trotz ihres europäischen Geistes ihre ganz eigenen Gesetze hat. Selbstverständlich bedeutet die Forderung der Eigengesetzlichkeit keineswegs, daß wir die fremden Theorien zurückzuweisen haben: diese bieten mit ihren methodologischen

Gesichtspunkten — setzt Farkas fort — einesteils einen geeigneten Rahmen für die Forschung, andererseits führen sie sehr oft zum Verständnis des europäischen Wesens ungarischer Erscheinungen.

5. Die synthetisch orientierten, eine geistige Erklärung erfordernden neueren Richtungen, die unter der Benennung „Geistesgeschichte“ zusammengefaßt werden, fanden also bei der konservativen Literaturanschauung keinen größeren Widerstand; denn beide Parteien erkannten einander ihre Berechtigung und Bedeutung an, und die Besten erklärten sich der Natur der Dinge gemäß, unabhängig von jeder Mode, für die nebeneinander und ineinander lebende Bedeutung von Materie und Geist. Für die „nur“ mit der Mode Gehenden, denen die Geistesgeschichte nur ein Mittel war, um ihren Leichtsinn und ihre Scharlatanerie zu verdecken, kamen alsbald schlechte Zeiten, denn rasch stellte sich heraus, daß die „Gelehrten“, die ohne Arbeit und Forschung „geistesgeschichtliche“ Zusammenfassungen boten, um vieles nutzloser und unbedeutender waren als die grauen und fleißigen Philologen, die zwar hinter ihrem Material nicht hervorzuschauen vermochten, aber wenigstens für andere mit Nutzen wirkten. Abgesehen von einigen Arbeiten, die größere Debatten entfesselten (die Bücher von Gyula *Farkas*, die ungarische Literaturgeschichte von Antal *Szerb*), leistete die erneuerte ungarische Literaturwissenschaft ihre Arbeit, die in mehr als einer Hinsicht auch die Vergangenheit umwertete, in verhältnismäßiger Stille: besonders die zehn Jahre der „*Minerva*“, von 1922 bis ungefähr 1932, „kodifizierten“ die Anregungen, die wir bereits bei der Behandlung der Literaturanschauung beleuchteten, jener Anschauung, die für die Zeitschrift „*Nyugat*“ vor dem ersten Weltkrieg bezeichnend war. Auch die Abhandlungen der „*Minerva*“ erforschten und betonten die Übergangsepochen und vorbereitenden Geschmacksrichtungen, die dem philosophischen Hintergrund der Geistesgeschichte entsprechenden romantischen Elemente. Abgesehen von einigen Übertreibungen wurden diese Abhandlungen auch der „philologischen“ Anforderung vollkommen gerecht und erwarben allgemeine Anerkennung.

Dennoch folgte aus dem Begriff der Geistesgeschichte und aus der Vielfältigkeit ihrer Methoden, daß sie früher oder später gewisse Zweifel und Unzufriedenheit herausforderte. Jetzt denken wir nicht an die leisen Zänkereien, wie sie von der traditionellen Literaturgeschichte, die selbstbewußt ihren Besitz hütete, hier und dort angestiftet wurden, sondern berufen uns auf die Kritik, die gerade von dem edlen Skeptizismus der früher für sie kämpfenden Geister, der zweifelnden Denker ausging, als folgende Spannung der Literatur-

anschauung. Dies sind ein wenig die Gewissensbisse der „Spießgesellen“, die auch selber halfen, den Geist heraufzubeschwören, und ihn jetzt ein wenig satt bekamen; ihr feines Gefühl erkannte in dem Neuen und Anderen, das noch vor kurzem als Lösung galt, die Widersprüche, die ewigen menschlichen Unvollkommenheiten. Auch in diesen kritischen Bemerkungen ist Subjektivität, doch über ihr persönliches Interesse hinweg regt sich in ihnen wieder die Literaturanschauung und durch sie wird die fast schon statische Anschauung wieder dynamisch.

Die Sensibilität des Dichters Mihály Babits warf eine ganze Menge Fragen auf, als zu Beginn der dreißiger Jahre die damals erschienenen Werke führender Denker der geistesgeschichtlichen Richtung ihm Gelegenheit gaben, seine Zweifel sprechen zu lassen.²⁴ Seine kritische Wachsamkeit regt sich: befreit die geistesgeschichtliche Methode nicht die Subjektivität des Gelehrten? Impliziert sie keine philosophischen Hypothesen? Verlockt sie nicht zur Vernachlässigung wichtiger Dinge und zur Überbetonung der unbedeutenden? Die Geistesgeschichte hat viele Theorien; locken und verpflichten sie nicht übermäßig, wie jede Theorie? Und dann: den Geisteshistoriker interessieren die kollektiven literarischen Kräfte. Der Kollektivgeist kann durch die Gruppierung gewisser Tatsachen erfaßt werden. Was gibt nun dem Geschichtsforscher die Sicherheit, daß er aus diesen Tatsachen nicht willkürlich seine Auswahl trifft? Nur seine Intuition? Doch auf diese „Intuition“ kann sich auch der Romanschriftsteller berufen! Hier liegt die große Gefahr der geistesgeschichtlichen Methode: die aus den Tatsachen der Vergangenheit zusammengesetzten Mosaikzeichnungen sind notwendigerweise willkürlich. Kollektive Tatsachen: Mode, Publikum, öffentliche Meinung interessieren sie in erster Reihe; aber diese sind keine literarischen, sondern gesellschaftliche Tatsachen. Man darf jedoch nicht vergessen, daß der wirkliche Strom der Literatur durch die Seele der Großen fließt.²⁵ Wenn wir jede Schöpfung mit den Augen ihrer eigenen Epoche beurteilen, geht die Aesthetik, die Norm verloren; was bleibt dann als Kriterium der Bedeutung der literarischen Werke? Jemand könnte sagen: es bleibt die geistesgeschichtliche Bedeutung, deren Wesen die Harmonie mit den Zeittendenzen und deren Merkmale Wirkung und Erfolg sind. Doch hier lauert bereits der drohende Schatten des Relativismus, und hinter ihm versteckt sich der „philosophische“ Schrecken: gibt es denn keine andere Moral hoch über dem wechselnden Aberglauben der Epochen? Kann alles gerechtfertigt werden, wofern es von der Stimmung der Epoche und der Kollektivität gedeckt wird?

Diese feinen Regungen der aristokratischen Literaturanschauung eines Mihály Babits entstanden gerade aus der Anerkennung der wissenschaftlichen Wichtigkeit der Geistesgeschichte. Aehnliche Zweifel quälen auch László Németh, einen der führenden Geister der jüngsten Essayisten-Generation,²⁶ der ebenfalls nach dem Durchdringen der Geistesgeschichte zu einer Auffassung gelangte, die mit dem Aristokratismus von Babits verwandt war: er glaubt, daß es sich lohnen würde, sozusagen als Gegenübertreibung (und wahrscheinlich als Version) der Werke dieser geistesgeschichtlichen Methode die *historia litteraria* aus dem Staube zu ziehen. Für sie ist Literatur kein Verhältnis, nicht einmal ein Prozeß, sondern ein Haufe von Büchern, und ihr Gelehrter ähnelt eher dem Naturforscher, der Blumen und Minerale beschreibt. Diese Literaturgeschichte würde vor allem das ästhetische Niveau der Literatur feststellen und nur das in Betracht ziehen, was darüber steht, das übrige würde sie der Kulturgeschichte überlassen. Nicht das literarische Leben in seiner materiellen Wirklichkeit würde sie interessieren, sondern das irrealer Leben, das zwischen den Werken flutet; nicht mit der Gesellschaft der Menschen würde sie sich abgeben, die sich mit Schreiben befassen, sondern mit der Natur der Werke, in denen sich das Leben selbst übertroffen hat.

Am folgerichtigsten stellte sich Gábor Halász, ein tiefschürfender Pfleger des ungarischen Essays von heute,²⁷ der geistesgeschichtlichen Richtung entgegen. Seine Haltung, dem Aristokratismus von Babits verwandt, sucht seine Vorgänger im 18. Jahrhundert diesseits von Positivismus und Geistesgeschichte; er verachtet die „Sklaverei“ der Entwicklung, der geschichtliche Gedanke interessiert ihn nicht, nur die schaffende Persönlichkeit und das hinter ihr stehende Werk in ihrer ewigen Gegenwärtigkeit. So groß seine Ehrfurcht vor der Ratio ist, so wenig schätzt er die Romantik. Deshalb ist er selbst dem Positivismus gegenüber versöhnlicher, obwohl er wegen seiner romantischen Herkunft mehr in seiner Betonung als in seinen Worten die Distanz fühlen läßt, die auch ihn von jenem trennt: „Die Geistesgeschichte ist im Zeichen der weltanschaulichen Synthese geboren, dennoch ist sie verästel, oft in ganz gegensätzliche Methoden zerklüftet; ihr gegenüber schien der Positivismus, der die Vielfältigkeit der Tatsachen anerkennt, mit seiner abgeklärten Methodik einheitlicher, aber auch großzügiger, zusammenfassender.“ Die feine, fernhaltende Betonung des Wortes „schien“ beweist, daß er auch im Positivismus nicht sein Ideal finden kann. Seine Stimme taut erst dann aus ihrem Ernste auf, wenn er sich auf Sainte-Beuve beruft, der mit einer komplizierten Mischung der Mittel das literarische Porträt

geschaffen hat, im Gegensatz zu dem weitergehenden Positivismus der romantischen Geschichtsbetrachtung. Sainte-Beuves Methode — sagt er — kann für den seither nach vielen Richtungen abschweifenden Literaturforscher eine Grundlage sein. Das Wesen der Methode ist: mit kritischen Gesichtspunkten den literaturgeschichtlichen ersetzten, die lebende Persönlichkeit zum Mittelpunkt des Porträts, das Werk zu seinem ständigen Hintergrund machen. „Das Übergewicht des Kritikers über den Literaturhistoriker — in diesem Zustande, der unserer heutigen Erziehung fremd ist und unsinnig erscheint, wird im Grunde genommen die vor dem 19. Jahrhundert natürliche Lage wieder hergestellt.“²⁸ Indem seine Denkweise hinter den Schein dringt und ihn beiseite stößt, führt sie ihn auch dazu, die literaturgeschichtliche Übung zu kritisieren, die mit dem bequemen Begriff Zeitgeist operiert. Das Anhängen der Epitheta „klassisch“, „romantisch“, „barock“, „aufgeklärt“ ist keine Lösung, sondern eigentlich der Anfang der Analyse: jeder Gedanke ist in seinen Nuancen interessant, jede Wirkung in ihren Versionen.²⁹

László *Mátrai* kritisierte die letzten Grundlagen der Geisteswissenschaften von der kulturphilosophischen Seite und faßte sein System jenseits seiner Kritik in der Typologie des Erlebnisses und des Werkes zusammen.³⁰ Er sieht klar, daß die Typologie nur dann einen Sinn hat, wenn sie auf die Zusammenhänge geistiger Universalität und seelischen Einzeldaseins ein Licht wirft: „sobald sie dem Universalen zuliebe — wie die Geistesgeschichte so oft — das Einzelne, oder dem Einzelnen zuliebe das Universale — wie die fachwissenschaftliche Typologie — vernachlässigt, hört sie auf, nicht nur moderne, sondern überhaupt Typologie zu sein.“ Sein Ziel ist natürlich kein Schaffen von Typen, sondern das Verstehen der Typen. Die viererlei Zusammenhänge des „unmittelbaren“ und „mittelbaren“ Erlebnisses und Werkes macht er in seinen Essays über Balzac, Flaubert, Proust und Victor Hugo verständlich. Seine Arbeit hat unter anderem die Bedeutung, daß sie endlich einen zeitgemäßen Ausblick auf die Naturwissenschaften bietet und die einseitigen Schranken des geisteswissenschaftlichen Denkens gerade im Namen des Geistes entfernt, andererseits führt er die einseitig betonten und mechanisch gewordenen Sätze der geistigen und geschichtlichen Entwicklung in die Welt des Erlebnisses und Werkes und auf ihre Zusammenhänge zurück. Diese antiromantischen Tendenzen werden dem Reinigungsprozeß der Geistesgeschichte, dessen sie — wie wir alle wissen — sehr bedarf, nur von Nutzen sein.

6. Wir wollen noch kurz die Wendung der ungarischen Literaturanschauung von heute erörtern, die sich erst jetzt herausgestaltet

und damit den Weg der praktischen Verwirklichung zu beschreiten beginnt. Diese Literaturanschauung stammt von schriftstellerischer Seite; sie enthält viele Gefühlelemente, hat verschiedenartige romantische Motive in sich aufgenommen, sowohl aus dem Boden der Heimat wie aus dem Auslande. Ihre führenden Vertreter haben das Gehirnturnen der Geistesgeschichte durchgemacht, kennen gut ihre einheimischen und ausländischen Richtungen; doch einesteils sind sie der Meinung, daß die Geistesgeschichte fremder Herkunft und deshalb auf ungarischem Boden falsch ist, andererseits halten sie sie für papieren und fernstehend aller Wirklichkeit des Lebens, was sie zur Behandlung der ungarischen Literatur ungeeignet und blutarm macht.

Der Ahne dieser Anschauungshaltung ist die Ady-Generation. Einzelne Züge dieser Literaturanschauung haben wir bereits bei der Wertung großer ungarischer Schriftsteller mit „tragischem“ Schicksal gesehen: die Erforschung der „echten“ ungarischen Haltung in der Vergangenheit unserer Literatur. In erster Reihe wurden die Romane, Erzählungen, Studien und Kritiken von Dezső Szabó zu reichen Quellen, aus denen diese Literaturanschauung zur Charakterisierung der literarischen Rolle der ungarischen Rasse Argumente, Gedanken und sogar ihre ganze Haltung schöpfen konnte. Dezső Szabó sprach es klar und ohne Umschweife noch im Jahre 1922 aus,³¹ daß das rassische Selbstbewußtsein des Ungartums, die im Blute wurzelnde, fast tierische Kraft der rassischen Solidarität, die tiefverwurzelte Mystik der Rassenseele von dem überdimensionierten Heer der offiziell mit großer Freude aufgenommenen Assimilanten aufgelöst, verwässert wurde. „Mir bangt nur noch um die Rasse, um diese kleine verwaiste Rest-Rasse: die möchte ich für morgen aufsparen, wie die glimmende Kerze.“ Die älteste und wertvollste Schicht dieser Rest-Rasse ist das Volk. Diese im vorigen Jahrhundert bereits zur Überzeugung gewordene These wurde von der neuen ungarischen völkischen Literatur in zeitgemäßer Abwandlung erneuert. Wenn Zsigmond Móricz, der große ungarische Romandichter, nach den wirklichen Quellen der ungarischen Volksseele forscht:³² deutet er auf die Tagelöhnerschicht, auf das Volk der Puszten, der Gehöfte, auf die Kätner am Dorfrand hin. Die nationale Literatur müßte von diesem tiefsten Element ausgehen und immer größere Kulturwerte schaffen, bis hinauf für die Schichten mit der höchsten Bildung. Daß dieser Ausgangspunkt und dieses hochrangige Kulturschaffen kein romantischer Traum sind, sondern Wirklichkeit: dies hat auf dem Gebiete der Musikliteratur gerade vor der gegenwärtig lebenden Generation die Wirksamkeit von Béla Bartók und Zoltán Kodály bewiesen.

Auf die literarische Wichtigkeit der Volksüberlieferungen hat János Horváth in einem seiner großen Werke („Das Volkstümliche in der ungarischen Literatur von Faludi bis Petőfi“) die Aufmerksamkeit gelenkt. Übrigens haben sich Horváths Einfluß selbst die neueren Anhänger der schriftstellerischen Literaturanschauung nicht entziehen können, auch dann nicht, wenn sie diesen persönlich gar nicht von ihm herleiten. Wir kennen Horváths Satz, daß die Literaturgeschichte das Organ der nationalen Selbsterkenntnis ist. Nun, dieses zugleich zur Moral veredelte Prinzip taucht, manchmal von Lyrik umwoben, mit Stimmungselementen gesättigt hier und dort immer öfter auf;³³ die Aufgabe der Literaturgeschichte ist nämlich für einen Teil unserer Schriftsteller und Essayisten nicht nur und nicht vornehmlich Angelegenheit der Fachwissenschaft, sondern die Antwort auf unser menschliches und ungarisches Sein, die Antwort auf große und erregende Fragen unseres Schicksals, Lehre und Bekenntnis zur Lösung unserer menschlichen, nationalen und sozialen Probleme, mit einem Worte *Dienst* und keine Wissenschaft, und ihre Qualität ist ebenso wichtig im Interesse des Dienstes, wie in dem der Wissenschaft. So wird in László Némeths Fassung die Literaturgeschichte zur „Wissenschaft des Ungartums“, als Antwort des vom Schicksal bedrängten ungarischen Menschen auf die großen Grenzfragen: was bin ich? was ist mein Wesen? in welcher Richtung soll ich gehen? Der uns interessierende innerste Kreis der allgemeinen Schicksalswissenschaft — sagt László Németh³⁴ — ist die Wissenschaft des Ungartums, deren Gegenstand das Ungartum. „Um es Europa und der Gürtel der kleinen Völker; in ihm die ungarische Tradition, unter ihm die ungarischen Landschaften. Was ist der Genius dieses geschichtlich-geographischen Platzes? Wie ist das Volk, das auf diesem Platze steht? Wie bewegte es sich unter den anderen Völkern, was ist sein unterscheidendes natürliches Merkmal, was ist das wesentlich Ungarische, die ungarische Sendung und welche Haltung fordert sie von denen, die sie tragen?“ Diese „Wissenschaft“ — betont auch Németh — bewegt sich an der Grenze des Dilettantismus, denn der Gelehrte will dienen, der Dilettant sich entfalten, und sein Heil ist ihm wichtig, nicht aber die Reinheit des Dienstes . . . Lauter Gefahren und Schlingpflanzen für den Gelehrten, besonders wenn wir László Némeths Erörterungen weiterlesen und erfahren, daß erst die vom Schicksal bedrängte Menschlichkeit die wahre Befähigung für die Schicksalswissenschaft bietet. Hier stoßen wir schon oft auf Frobenius' Spuren, wenn wir gerade im Zusammenhang mit ihm von László Németh hören, daß die „vom Schicksal ergriffenen“ Seelen sich hier und dort vom kalten Dienst der „absoluten Wissen-

schaft“ losreißen. Siehe das Pathos der „Ergriffenheit“, das nur eine einzige menschenformende Leidenschaft kennt, und dem die blaue Blume der Romantik nicht mehr fern ist.

Wenn wir uns jetzt wieder unserer Fachwissenschaft zuwenden, dann können wir mit László Némeths Worten³⁵ die Entwicklung der ungarischen Literatur und so die Aufgaben, die sich für die Literaturgeschichte aus dieser Entwicklung ergeben, folgendermaßen umreißen: wollen wir die dem Volkstümlichen ähnlichen Werte unserer Literatur aufdecken, so müssen wir uns ins *alte Ungartum* zurückversetzen. Das 19. Jahrhundert hat trotz aller seiner Errungenschaften damit einen großen Fehler begangen, daß es diese schätzbare Vergangenheit von sich warf. Wer waren die geheimnisvollsten, magyarischesten Schriftsteller des verwässerten 19. Jahrhunderts? Die an der Entwicklung des Jahrhunderts nur mit halber Seele teilnahmen, doch mit ihrem Wurzelwerk in diese vergessene, tiefe ungarische Schicht hinabgriffen (Berzsenyi, Katona, Csokonai, Arany, Kemény). Und was ist die größte Tat der ungarischen Literatur im 20. Jahrhundert? „Daß sie diese verschüttete ungarische Grundsicht in solchen glühenden modernen Erscheinungen emporwarf, wie Endre Ady und Zsigmond Móricz“. Sie sind die modernen Entdecker des alten Ungartums, die Vertreter des tiefen Ungartums im 20. Jahrhundert. Welches ist also die perspektivische Ansicht der Entwicklung der ungarischen Literatur für den Literaturhistoriker von sagen wir vor zwanzig Jahren? — fragt László Németh. Nach einer langen, viele Jahrhunderte währenden Lähmung der große Aufschwung im 19. Jahrhundert, der neue Gesetze formt, dann wieder Verwirrung und Dekadenz. Und welches ist sie für uns? Eine viele Jahrhunderte währende Beständigkeit, die in den Allergrößten zu unterdrücken selbst dem 19. Jahrhundert nicht gelang, die sich aber in unserem Leben mit unwiderstehlicher Macht zu einem europäischen Wert empordrängt. László Németh erörterte diese Entwicklung ausführlich in seiner Studie „In der Minderheit“ von 1939, die zu einem der meistzitierten und tiefstwirkenden Schriftwerke der letzten Jahre geworden ist, besonders im Kreise der Jungen, die — wie Ákos Koczogh bemerkt — mehr von den Schriftstellern als von der „offiziellen“ Wissenschaft Methode und Literaturanschauung lernen.

Die praktischste und fast einzige Verwirklichung dieser Richtung ist die zweibändige Literaturgeschichte von Géza Féja. Sie verpflanzt die Literaturanschauung von Dezső Szabó und László Németh in die Praxis, ergänzt durch eigene Überzeugungen und theoretische Gesichtspunkte. Vor allem tritt seine völkische und soziale Anschauung in seiner Literaturgeschichte hervor, die

keine Entwicklungsschilderung im Sinne der Geistesgeschichte ist, sondern eine Serie von nebeneinanderstehenden Porträts. Überall forscht sie nach den Spuren des Aufbruchs der ungarischen Tief-schichten, und wo es möglich ist, sucht sie Lehren im literarischen Wurfbild des ungarischen Schicksals. Europa und der nahe Westen interessieren Féja nicht, um so mehr die ost-mitteleuropäischen Lebensformen und die geistigen Strömungen, die sich in diesem Raume melden.

Die praktischen Ergebnisse der „schriftstellerischen“ Literaturanschauung sind heute noch unbekannt; die Antwort auf diese Frage wird die Zukunft erteilen. Jedenfalls steht sie mit der „wissenschaftlichen“ Literaturanschauung — sowohl der konservativen, wie der erneuernden — in starkem Gegensatz, und die Spannungen werden noch wachsen. Als die Geistesgeschichte mit dem Positivismus um den Vorrang kämpfte, spielte sich dieser Kampf „innerhalb der Wissenschaft“ ab, er blieb sozusagen Familienangelegenheit der Wissenschaft selbst dann noch, als sich auch Schriftsteller mit den Problemen befaßten. Diesmal jedoch empören sich die „Schriftsteller“ gegen die „Tyrannei“ der Wissenschaft und bekennen stolz ihr Dilettantentum, ihre von fachwissenschaftlichen Gesichtspunkten freie Stellungnahme. Wir können uns wieder nur auf die Zukunft berufen: sie wird entscheiden, ob die Spannungen wachsen werden oder ob nüchterne Mäßigung die Übertreibungen und Gegensätze ausgleichen wird.

*

Wir haben versucht, einige auf ungarischem Boden entstandene Probleme der Literatur und der Wissenschaft darzustellen. Zwischen Positivismus und Geistesgeschichte, Kritizismus und Hungarologie, dann zwischen Philologismus und Essayismus tauchten natürlich noch ungeheuer viele Gedanken auf; viele Ideen reiften bis zur Verwirklichung, viele vergingen im Wirbel der Zeiten ungeboren. Da unsere Aufgabe nicht die Skizzierung des statischen Situationsbildes war, sondern wir den Weg der ungarischen Literaturanschauung „in statu nascendi“ zeigen wollten: hatten wir es nicht mit Namen und nicht mit Werken zu tun, sondern mit Richtungen und mit Ideen. Unsere Zeitschrift wird noch öfter Gelegenheit finden, die wichtigen oder charakteristischen Ergebnisse der neuen ungarischen Literaturwissenschaft auch vom sachlichen Gesichtspunkte aus zu behandeln. Diese Literaturwissenschaft braucht weder Ankläger, noch Verteidiger, sondern objektive Darstellung wissenschaftlicher Anschauungsweise.

Gy. Haraszthy.

¹ (Die Titel der zitierten Werke und Artikel sind hier nur in deutscher Übersetzung angegeben.) Béla *Pukánszky*: Die hundertjährige ungarische Literaturwissenschaft. „Széphalom“, 1928. S. 90.

² Unsere neuere Literatur und unsere neueste Literaturgeschichte. „Nyugat“, 1913. I. S. 658.

³ „Nyugat“, 1913. II. S. 50.

⁴ Ungarische Literaturhistoriker. „Nyugat“, 1910. II. S. 1286—1291.

⁵ Nach der Revolution (Vörösmarty und die heutigen Stilromantiker). „Magyar Figyelő“ (Ungarischer Beobachter), 1912. S. 207—213.

⁶ „Nyugat“, 1908. I. S. 584.

⁷ Die poetische Sprache und Csokonai. „Nyugat“, 1910. II. S. 474—475.

⁸ Die „ungarischen Beziehungen“ (Goethe. Schon wieder ein neues Buch von Ábel Barabás). „Nyugat“, 1911. II. S. 238—239.

⁹ Die zwei revolutionären Dichter. 1919.

¹⁰ Strophen über „Budas Tod“. „Nyugat“, 1911. I. S. 33—34.

¹¹ Die Arbeit der ungarischen Literaturgeschichtsschreibung im Jahre 1913. „Irodalomtörténet“ (Literaturgeschichte), 1914. S. 22.

¹² Die Arbeit der ungarischen Literaturgeschichtsschreibung im Jahre 1916. „Irodalomtörténet“, 1917. S. 118—119.

¹³ János *Horváth*: Die Hauptmomente der Entwicklung unserer Literatur. Jahrbuch der Budapester staatlichen Oberrealschule im II. Bezirk, 1907/08.

¹⁴ Ady und die neueste ungarische Lyrik. Budapest, 1910. S. 71; Nach der Revolution (Vörösmarty und die ungarischen Stilromantiker). „Magyar Figyelő“, Jahrg. 1912.

¹⁵ Sekretärsbericht. „Irodalomtörténet“ 1913, S. 206.

¹⁶ „Minerva“, 1922. (I), S. 187—207.

¹⁷ Diese letztere Feststellung ist von István *Fábián*. „Irodalomtörténet“ 1941, S. 56.

¹⁸ Der Positivismus und die ungarischen Geschichtswissenschaften. „Minerva“, 1922.

¹⁹ „Napkelet“ (Osten), 1923. I. S. 270—272.

²⁰ Die gespaltene Literaturwissenschaft. „Széphalom“, 1928, S. 472—473.

²¹ Geistesgeschichte und Existenzphilosophie. „Athenaeum“, 1935.

²² Die ungarische Romantik, 1930. — Das Zeitalter des „Jungungarn“, 1932. — Die Geschichte der ungarischen Literatur, 1934. — Das Zeitalter der Assimilation in der ungarischen Literatur, o. J. —

²³ Landschafts- und Generationsanschauung in der ungarischen Literatur. „Minerva“, 1931.

²⁴ Geistesgeschichte. „Nyugat“, 1931. Nach dem Erscheinen der Werke: *Tivadar Thienemann*: Literaturgeschichtliche Grundbegriffe; *János Horváth*: Die Anfänge der ungarischen literarischen Bildung; *Gyula Farkas*: Die ungarische Romantik, schließlich: Die neuen Wege der Geschichtsschreibung, hrsg. durch *Gyula Szekfü*.

²⁵ Ähnlich wurde die aristokratische Literaturanschauung des *Mihály Babits* von mehreren Kritikern des Subjektivismus angeschuldigt, als er in seiner „Europäischen Literaturgeschichte“ diesen die Seele der Großen durchfließenden „echten“ Strom zu bannen versuchte.

²⁶ „Tanu“ (Zeuge), I. Band. 1932/33. S. 125—126. Meinung im Zusammenhang mit der Besprechung des Werkes „Das Zeitalter des „Jungungarn““ von *Gyula Farkas*.

²⁷ Ein Teil seiner Studien erschien im Bande „Die Suche nach dem Sinn“.

²⁸ Literaturgeschichte und Kritik. „Nyugat“, 1933. II. S. 422—426.

²⁹ „Die Suche nach dem Sinn“, S. 34.

³⁰ Erlebnis und Werk. Budapest, 1940. S. 200.

³¹ „Ankläger und Angeklagte“ im Bande „Klage“.

³² Zsigmond Móricz: Nationale Literatur. „Nyugat“, 1921. I. S. 246.

³³ De ső *Kerccsényi*: Literaturgeschichtliche Symptome. In „Magyar Csillag“, 1941. Heft 3. S. 192—198.

³⁴ Die Aufgaben der Wissenschaft des Ungarums. „Magyarságtudomány“ (Wissenschaft des Ungarums), 1935.

³⁵ Das reformierte Liederbuch. „Kelet Népe“ (Volk des Ostens), 1941, Heft 2.

ZUR GESCHICHTE DER UNGARISCHEN ROMANLITERATUR¹

Die Literaturwissenschaft hat von den literarischen Gattungen die erzählende Prosa am spätesten zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht, — bei uns in Ungarn genau so wie in den westlichen Ländern. Diese Erscheinung kann auf die Herrschaft allgemeiner poetischer Regeln zurückgeführt werden, die diese spät entstandene Gattung stets außer acht gelassen haben. Das lebende literarische Bewußtsein hatte jedoch die führende Rolle des Romans bereits seit langem berücksichtigt, lange bevor die wissenschaftliche Forschung sich mit großer Vorsicht an ihn herangemacht hätte. Die erste Anregung auf diesem Gebiet ging in Ungarn von Zsolt Beöthy, dem heute bereits etwas oberflächlich wirkenden, von Rhetorik erfüllten Professor aus, der gerade durch dasjenige seiner Werke, welches sich auf das von uns untersuchte Gebiet bezieht, vor dem Urteil der Zeit am besten besteht. In seinem zweibändigen Werk, „Die belletristische Erzählung in Ungarn“ (*A magyar szépprózai elbeszélés*) versucht er die Geschichte der ungarischen Prosa von ihren Anfängen an auf breiter Grundlage zu erzählen, indem er kultur- und literaturgeschichtliche Zusammenhänge heranzieht, die philologischen Beziehungen oft selbständig erforscht und die der ästhetischen Stellungnahme seiner Zeit gemäßen Ergebnisse überall feststellt. Er kam mit seinem bahnbrechenden Unternehmen nicht über das Ende des XVIII. Jahrhunderts hinaus, so daß er auf den eigentlichen Roman gar nicht zu sprechen kam. Die erste und einzige Gesamtzusammenfassung, geschrieben von Elemér Császár, dem jüngst verstorbenen Professor der Budapester Universität, wurde für die große

Öffentlichkeit gemacht. Infolge ihrer relativen Kürze und auch in Anbetracht des Zieles, das sie verfolgt, kann diese Studie nur als eine Skizze betrachtet werden, obwohl ihre Systematik dem Interessierten mit wertvollen Anleitungen zu dienen vermag.

Die Werke *Lajos Györgys* und *Ferenc Szinnyeis* brachten die Forschung um ein großes Stück weiter. Manch ein dunkler Fleck der Geschichte des Romans wird hier zum ersten Mal aufgehellert, und wenn man diese drei Werke nebeneinander stellt und mit der Beöthy'schen Systematisierung verbindet, so vermitteln sie das zusammenhängende und zuverlässige Bild des ungarischen Romans und der ungarischen Novelle bis 1850.

Lajos György beschäftigt sich mit den Vorläufern des ungarischen Romans. Seine Terminologie, die unseren besonderen Verhältnissen entspricht, bedarf einer speziellen Erklärung. Den Roman-durst des Publikums beginnt man — abgesehen von seltenen Versuchen — erst nach 1772 regelmäßig zu stillen. Dieses Jahr ist dadurch, daß mehrere literarische Ereignisse in ihm zusammenfallen, das sog. „Jahr der Erneuerung der ungarischen Literatur.“ Es ist ein sonderbarer Zufall, daß die vier Jahrzehnte, die vor diesem Zeitpunkt liegen, nur acht solche Werke hervorgebracht hatten, die zu unserem Thema gehören; von 1772 bis 1836, dem Jahr, in welchem der originale ungarische Roman von europäischem Niveau geboren wurde, zeitigt dagegen jedes Jahr — ohne Unterbrechung — seine 3 bis 4, manchmal sogar noch mehr Werke. György beschäftigt sich mit jedem einzelnen der 385 Roman-Versuche in seiner chronologischen Aufzählung, die die bibliographische Beschreibung der Werke, die Inhaltsangabe der wichtigeren Bücher enthält. Bei den weniger bedeutungsvollen wird der umfassend dargestellte Gegenstand angegeben, und bei jedem, wo es nur bekannt ist, das ausländische Original oder zum mindesten jenes fremde Werk, das als Vorbild gedient hatte. Außerdem berichtet der Verfasser über die Beziehungen der einzelnen Romane zur ungarischen Literatur und stellt auch ihre Nachwelt zusammen.

Diese Werke wurden zu ihrer Zeit mit dem westlichen Lehnwort *román* genannt. Das mit Akzent versehene Wort bezieht sich im Ungarischen nur auf die vorhin erwähnten Werke, es ist also zeitlich begrenzt. Das dem deutschen „Roman“ entsprechende *regény*, das aus *rege* ('Sage') abgeleitet wird, taucht zuerst in *Jósikas* Roman „Abafi“ auf, und verdrängt innerhalb eines Jahres das Wort *román*, welchem von nun an ein ironischer Beigeschmack innewohnt. Doch ist es wieder ein sonderbarer Zufall, daß der echt ungarische Roman tatsächlich mit dem „Abafi“ seinen Anfang nimmt.

Die Geschichte des „román“-s wurde von Lajos György nicht nur philologisch geklärt und dargestellt, der Verfasser hat vielmehr auch auf geistes- und geschmacksgeschichtliche Zusammenhänge hingewiesen. Er hat keine Mühe gescheut und erforscht, was unsere Großmütter eigentlich gelesen hatten, ist es doch ihre Lesewut gewesen, die diese Gattung nährte und sie somit am Leben erhielt. Während die ungarische Lyrik und Dramatik in diesem Zeitalter — die besten Kräfte der Literatur an sich ziehend — bereits Werke von weltliterarischem Format zustande gebracht hatte, blieb der Roman ein Aschenbrödel: die bekannteren Schriftsteller ließen sich höchst selten zu ihm herab. Die Namen der meisten Schriftsteller liegen im schlechten Papier und in den schlecht gedruckten, oft die Grenzen der Schmöker berührenden Büchern begraben, in Büchern, die, fast ausnahmslos ohne literarischen Anspruch geschrieben, ihre Sendung durch die Erweiterung der Leserschichten und durch die Gewinnung der breiten Massen für die ungarische Literatur erfüllten.

Diese Tatsache bestimmt den Charakter der Györgyschen Untersuchungen. Bar des ästhetischen Interesses für die einzelnen Bücher beschäftigt er sich mit dem Ganzen als Erscheinung und legt das Gewicht in erster Linie auf das Leben und die verschiedenen Variationen der Gattung. Er wendet die alten und die allerneuesten Methoden der Biologie, Soziologie und Werktypologie der Literatur in gleichem Maße an, um den Gegenstand ins richtige Licht stellen zu können. Er verzichtet auf die üblichen kulturgeschichtlichen Kapitel, deren Aufgabe die Skizzierung des Zeitbildes zu sein pflegt. Statt dessen geht er von den literarischen Produkten aus, um eine Welt aufzubauen, in der jener Teil des Zeitalters, der noch organisch zur Literatur gehört, seinen gebührenden Platz findet. Somit ist sein Buch einheitlich, ohne dabei an Reichtum einzubüßen. Die Kapitel, die sich mit der Terminologie, mit den äußeren Merkmalen der Gattung befassen und auf ihren Leserkreis, auf die Möglichkeiten ihres Erfolges und auf ihre Aufnahme durch die öffentliche Meinung hinweisen, zeigen die Forschungstüchtigkeit des Verfassers auf ihrer höchsten Stufe. In seiner Monographie können wir keine müßige Erörterung und kein unnützes Herumgrübeln finden: nahezu hinter jedem einzelnen Satze seines Werkes verstecken sich durch Fußnoten genau bestimmte Daten, die in ihrer Ganzheit das Leben der Vorläufer des Romans samt und sonders klären.

Der zweite Teil ist ebenso interessant, doch hat er einen großzügigeren Charakter. Er befaßt sich mit den einzelnen Typen: die politischen und historischen, die orientalischen und sentimentaln Romane, die Robinsonaden, Reisebeschreibungen, die Familien-,

Feen-, Ritter- und Abenteuerromane und schließlich die Romane vom Typ Rinaldo und Pitaval sind die Gegenstände seiner Untersuchung. An Stelle der Ausführungen über die ausländischen Typen und Muster wäre uns die eingehendere Untersuchung der ungarischen Beispiele lieber gewesen. (Natürlich fehlen diese auch so nicht gänzlich.) Dem Leser wäre eine Annäherung an die Werke von ihrem Stil her auch angenehm. Zeigen doch Ferenc *Zsigmonds* diesbezügliche Forschungen, wie fruchtbar solche Untersuchungen sein können.

Von der zusammenfassenden Schau Ferenc *Szinnyeis* sind bis jetzt vier dicke Bände erschienen. Die ersten zwei behandeln die 14 Jahre bis zum Freiheitskampf 1848—49, die zwei folgenden unterziehen die ersten zehn Jahre des Absolutismus einer unabhängigen, mit dem ersten Teil jedoch eng zusammenhängenden Untersuchung. Der Verfasser bleibt uns also mit der Geschichte der letzten 80 Jahre schuldig, und die wissenschaftliche Welt erwartet die Fortsetzung seines Werkes mit großem Interesse. Der erste Band seines Werkes, dessen Erscheinen zeitlich vor die Zusammenfassung Lajos Györgys fällt, berührt nur gleichsam die Vorgeschichte des Romans und beschäftigt sich ausschließlich mit den unzweifelhaft originalen Arbeiten. Seine Gründlichkeit auf diesem Gebiet steht allerdings der Györgys in nichts nach: er erwähnt jeden einzelnen Roman und jede einzelne Novelle, die die 24 Jahre hervorgebracht haben, und befaßt sich mit ihnen in der Reihenfolge der Entwicklung. Der Umfang seiner Ausführungen ist — der ständig kräftiger werdenden ungarischen Literatur entsprechend — ungewöhnlich groß, obwohl er nur bei Werken von bleibendem Wert oder bei solchen, die in nationaler Hinsicht von Bedeutung sind, verweilt.

Seine Methode ist nicht so frisch wie die Lajos Györgys, indessen entspricht er mit seiner positivistischen Genauigkeit und Gründlichkeit den durch das Material gestellten Forderungen und dem Aufgabenkreis der Bahnbrecher in vollem Maße. Jeden wichtigeren Teil seines Werkes leitet er mit einer kulturgeschichtlichen Übersicht ein, doch sind seine Einleitungen niemals schablonenhaft und wollen auch keinen Eigenwert darstellen. Er beschränkt sich auf diejenigen Einzelheiten, die den Hauptstoff erklären, und dementsprechend hebt er die bedeutenderen unter ihnen mit besonderem Nachdruck hervor. Er weiß, daß die Entwicklung unserer Romanliteratur mit der Schöpfung des zusammenhängenden literarischen Lebens eng zusammenhängt. Diese fällt nun in Ungarn mit der Zentralisation zusammen, die Budapest schließlich zur politischen und literarischen Hauptstadt des Landes gemacht hat. Der erklärende Charakter der Zeitbilder wird oft nicht nur an die äußeren Umstände der Werke angewandt,

sondern auch an ihren inneren Gehalt. Dies bezieht sich noch mehr auf die Bach-Epoche, in der unsere Literatur an Stelle der fremden und für die Gegenwart irrealen Themen die ungarische Wirklichkeit entdeckt.

Der Übergang von der Romantik zum Realismus fällt gerade in die von Szinnyei's Werk bearbeitete Zeitspanne. Doch auch solche Versuche finden in ihr statt, welche zum Teil auf die ausländische Praeromantik zurückgreifen, andere wieder nehmen in den Nachklängen der Aufklärung ihren Anfang. Die Feststellung der besonderen gattungsmäßigen Schwankungen, in der der wissenschaftliche Reiz des Györgyschen Buches liegt, wird bei Szinnyei, genau so wie in der von ihm behandelten Epoche, schematisiert, obwohl er am Anfang die Gattungen mit vollem Recht in lustige Novellen, Lebensbilder, gesellschaftliche Novellen und Romane und schließlich in historische Novellen und Romane einteilt. Innerhalb der einzelnen Gattungen versucht er die Vertreter der deutschen, französischen und englischen Schulen von einander zu scheiden, und auch diejenigen, welche die Nachfolger der damals bereits wirkenden großen ungarischen Schriftsteller waren, werden besonders untersucht. Die großen ungarischen Romanschriftsteller: Jósika, Kemény, Eötvös und Péter Vajda erhalten je ein besonderes Kapitel, und auch die zehnjährige Tätigkeit des fruchtbarsten, in seiner in- und ausländischen Wirkung größten ungarischen Romanciers Jókai bildet im Rahmen des Buches gewissermaßen eine Monographie für sich. Diese Gründlichkeit und das Festhalten an den Epochen bringt manchmal den Nachteil mit sich, daß an Stelle einheitlicher dichterischer Portraits in jeder Zeitspanne nur ein Bruchstück des Gesamtwerkes bewältigt werden kann. Diese Schwierigkeit wird nun von Szinnyei so überbrückt, daß er die allgemeinen Ausführungen und die Analyse in derjenigen Epoche vornimmt, in welcher der entscheidende Teil der Tätigkeit des Schriftstellers stattgefunden hat. Die anderwärts untergebrachten Kapitel haben nur einen ergänzenden Charakter.

Im übrigen zielt sein letzter Gesichtspunkt stets auf das Werk, das in jeder Beziehung untersucht wird, damit seine Stelle in der Entwicklung bestimmt und sein Platz in der aesthetischen Rangordnung festgestellt werden kann. Dies ist nun der diametrale Gegensatz zu der Györgyschen phänomenologischen Auffassung und stellt auch das Gegenteil von dessen Suchen nach geistesgeschichtlichen Richtlinien dar. Allerdings darf man dabei eines nicht vergessen: bei Szinnyei handelt es sich um solche Werke, die bereits im Zeichen des literarischen Ehrgeizes konzipiert worden sind. Mögen nun noch so große Unterschiede die Werke beider Verfasser trennen, eines steht fest:

sie entsprechen einander darin, daß sie — neben ihrer Eigenschaft als Bahnbrecher auf dem von ihnen behandelten Gebiet — synthetischer Art sind.

E. Vajda.

György, Lajos: A magyar regény előzményei. (Die Vorläufer des ungarischen Romans.) Budapest, 1941. Ungarische Akademie der Wissenschaften, S. 540 — *Szinnyei, Ferenc: Novella- és regényirodalmunk a szabadságharcig.* (Unsere Novellen- und Romanliteratur bis zum Freiheitskampf.) I—II. Budapest, 1925—26., Ungarische Akademie der Wissenschaften, S. 292, 370. — *Szinnyei, Ferenc: Novella- és regényirodalmunk a Bach-korszakban.* (Unsere Novellen- und Romanliteratur in der Bach-Epoche.) Budapest, 1939—41. Ungarische Akademie der Wissenschaften, S. 611, 748

QUERSCHNITT DER UNGARISCHEN KATHOLISCHEN KIRCHENGESCHICHTSCHRIBUNG (1936—1942)

Unsere Zusammenfassung kann sich nicht auf sämtliche, in den Bereich der katholischen Kirchengeschichtsschreibung fallenden, selbständigen oder in Zeitschriften erschienenen Arbeiten der letzten 5—6 Jahre erstrecken, sondern muß sich lediglich auf die Besprechung jener Schriften beschränken, welche zufolge ihres methodologischen oder stofflichen Charakters oder wegen ihres Wertes eine besondere Beachtung verdienen.

Die ungarische katholische Geschichtsschreibung weist in letzter Zeit in ihrer Methodik einen bedeutenden Fortschritt und in ihren Produkten und Ergebnissen eine reichhaltige Zunahme auf.

In der Gruppierung der erschienenen kirchengeschichtlichen Schriften sind an erster Stelle die mit den Fragen der Geschichtsdeutung (Geschichtsphilosophie) und Methodik sich befassenden Werke zu erwähnen. Es meldet sich der Versuch eines tieferen Verständnisses der metaphysischen Perspektive der geschichtlichen Ereignisse; die methodischen Grundsätze der neueren Geschichtsschreibung werden auch auf die Kirchengeschichtsschreibung angewendet. Diese gibt sich mit der einfachen Zusammenfassung der Daten, mit einer oberflächlichen Betrachtung nicht mehr zufrieden, sie schätzt die Detailarbeiten und hält sie für unerläßlich, ihrem Blick schwebt jedoch die Notwendigkeit der Aufklärung der größeren Zusammenhänge vor. Teils instinktiv, teils bewußt tritt die Notwendigkeit der organisierten Arbeit in den Vordergrund. So entsteht eine Arbeitsgemeinschaft der katholischen Geschichtsschreibung: der Zusammenschluß der jüngeren katholischen Kirchenhistoriker. Die Ergebnisse ihrer Tätigkeit werden

in ihrem jährlich erscheinenden Jahrbuch: dem *Regnum* veröffentlicht. Auch andere größere Einheiten, Diözesen und geistliche Orden, suchen organisiert die Arbeit aufzunehmen.

I.

In der Gruppe der geschichtsphilosophische Fragen anschnidenden Werke ragt das Buch *Anton Schütz*¹ hoch hervor. Es ist zwar etwas vor dem erwähnten Zeitraum erschienen, da jedoch im Jahre 1940 eine neuere Auflage die Presse verließ, kann es hier mit vollem Recht erwähnt werden. Für seine Bedeutung spricht auch der Umstand, daß es auch ins Deutsche übersetzt wurde und einen großen Erfolg hatte. Eine eingehendere Rezension widmet dem Werk unser philosophischer Referent.

Der erste Band des Jahrbuches *Regnum* behandelt Fragen der Methodik, sowie der Geschichtsphilosophie.² Die Arbeit F.-s bringt eine Analyse des Wesens der katholischen Kirche: mit den Gegebenheiten der aus göttlichen und menschlichen Elementen bestehenden Natur der Kirche wird die Forderung begründet, die geschichtliche Wahrheit, selbst wo diese für die Kirche ungünstig erscheint, ungeschminkt darzulegen. Der zweite Teil des Aufsatzes bezeichnet die der Lösung harrenden Aufgaben.

Ganz praktisch gehalten gibt der im Jahre 1937 im *Regnum* erschienene Aufsatz von *Tihamér Vanyó* eine gute methodische Anleitung zur Diözesengeschichtsschreibung.³ Der Verfasser schließt sich in seinen Betrachtungen den französischen Beispielen an. Zunächst führt er die theoretischen Feststellungen und praktischen Resultate der berühmten französischen Diözesenhistoriker Degert, Dufourq, de Font Réaulx und Bonnefant an, und zieht daraus Schlüsse für die ungarischen Aufgaben. Umfangreicher und wesentlich bedeutender ist das andere methodische Werk Vanyó's, in welchem er die Methode der Parochialgeschichtsschreibung bearbeitet.⁴ Gleich am Anfang bezeichnet er als erste wichtige Bedingung der Parochialgeschichtsschreibung das einführende Erfassen der Stimmung. „Ein unerläßlicher Charakterzug des idealen Historikers ist die Fähigkeit, sich in den Stoff unmittelbar einzufühlen . . .“⁵ „Glaube, Idealismus, Ehrfurcht und Liebe zur Wahrheit sind die unbedingt erforderlichen Grundlagen zur Lösung solcher historischen Aufgaben.“⁶ Weiter bespricht er den Zweck, die Methode und Quellen der Parochialgeschichtsschreibung. Die bibliographische Aufzählung und Wertung der grundlegenden Werke der ungarischen Kirchengeschichtsschreibung, ein guter Anfang zu einer für den weiteren Aufbau nötigen ausführlichen Literaturschau, ist von besonderem Nutzen. Es finden

sich auch viele wertvolle, praktische Ratschläge für die richtige Anordnung und Instandhaltung der pfarramtlichen Archive. Die Erörterung der methodischen Fragen wird durch Vollständigkeit und praktischen Sinn gekennzeichnet.

Wertvolle Gedanken zur Geschichtsphilosophie der Betrachtung der ungarischen Geschichte von katholischer Seite bietet die Studie von Gyula *Szekfü*,⁷ die sich die Beantwortung der Frage zum Ziel setzt, „wie der katholische Ungar über Vergangenes denken soll, ohne daß sein Ungartum und sein katolischer Glaube Schaden erleide, ja daß diese beiden Züge seines Wesens durch die Lehren der Geschichte gekräftigt werden.“⁸ Seine Untersuchungen gründen sich auf folgende Erkenntnis: „Der Standpunkt unserer Kirche hat sich der irdischen Welt gegenüber nie geändert und wird sich im Besitz der Offenbarung und der Lehren Jesu auch nie ändern. Durch diese ewige Identität wird es uns ermöglicht, daß wir, auf einem einzigen Punkt der Geschichte stehend, dennoch in den Besitz solcher Erkenntnisse gelangen, die im ungarischen katholischen Leben durch tausend Jahre, obwohl nicht zu Ende gedacht, doch unter der Schwelle des Bewußtseins stets den Maßstab der menschlichen Handlungen bildeten.“⁹ Die weiteren Reflexionen berühren folgende Fragen: 1. Die Fortdauer der Sünde und des Bösen, und ihre bedeutende geschichtliche Rolle nach der Gnade und Reinigung bringenden Erlösung (Vf. erörtert äußerst geistvoll die hieraus sich ergebenden schwierigen Probleme.). 2. Der katholische Standpunkt in der Bewertung der Tätigkeit Stephans des Heiligen und der christlich-ungarischen Staatlichkeit der nach ihm folgenden fünfhundert Jahre. 3. Die geschichtliche Synthese der katholischen Betrachtungsweise nach dem Schisma, einer seiner bedeutendsten Schlüsse lautet: „Wir haben also gar keine Ursache, die katholischen Ungarn unserer Geschichte für schlechtere Patrioten zu halten als die Protestanten und uns ihrer zu schämen. Wir können uns das Bestehen unseres Staates und unseres Volkes weder ohne unsere historischen Größen: Pázmány, Eszterházy, Franz Rákóczi II, Széchenyi, noch ohne die tägliche Arbeit der großen katholischen Mengen vorstellen. In betreff der nationalen Politik verteilten sich übrigens Treue und Begabung, Unbeständigkeit und Mangel an Einsicht in gleichem Maße zwischen dem katholischen und protestantischen Lager, was ganz selbstverständlich ist: in beiden befanden sich ja Ungarn mit denselben Tugenden und Sünden, als Beute desselben Mißgeschicks. Weder im Glaubensbekenntnis des römischen Papstes, noch in dem Luthers und Calvins ist ein besonderer Artikel für die Ungarn enthalten, der denjenigen, der das betreffende Glaubensbekenntnis angenommen hat, ohne weiteres zu einem guten

Ungarn gemacht hätte. Allein die Befolgung der Gebote des Evangeliums, die ja von allen drei Religionen gefordert wurde, und das Festhalten an den ungarischen nationalen Traditionen konnten sowohl Katholiken wie auch Protestanten zu guten Ungarn machen.¹⁰

II.

Bedeutende literarische Werke der Kirchengeschichte brachten die Jahreswenden wichtiger geschichtlicher Ereignisse. Der Zeitfolge nach müssen wir als erstes das dritte Centennarium der Gründung der Budapester Péter-Pázmány-Universität erwähnen. Die Universität ließ die Geschichte der einzelnen Fakultäten schreiben. Die der theologischen Fakultät bearbeiteten Egyed *Hermann* und Edgar *Artner*.¹¹ Ihr gemeinsames Werk ist eine der hervorragendsten der kirchengeschichtlichen Arbeiten in den letzten Jahren. Die überaus sorgfältige Sammlung der Daten, das Einfügen der Geschichte der Universität in einen allgemeinen Entwicklungsrahmen und schließlich das richtige Hervorheben der Rolle der Fakultät im wissenschaftlichen Leben des ungarischen Katholizismus sind die größten Werte des Buches. Von der ersten Seite an bis zur letzten entfaltet sich dem Auge immer mehr in stets größeren Dimensionen das äußere und innere Leben der Fakultät in den verflössenen dreihundert Jahren. Eine besondere Beachtung verdient jener Teil, welcher sich mit der wissenschaftlichen Tätigkeit der Professoren befaßt. Das Werk leistet der ungarischen Theologiegeschichte sowohl mit seinen Daten als auch seiner nüchternen Kritik einen nützlichen Dienst. — Die Darstellung der Geschichte der Universität richtet sich nach den Epochengrenzen der letzten drei Jahrhunderte der ungarischen politischen Geschichte. Die Geschichte der Fakultät wird durch Hermann von der Gründung der Universität (1635) bis zum Tode Josefs des Zweiten (1790) und durch Artner von diesem Zeitpunkte bis 1935 behandelt. — Hermann teilt sein Material in zwei große Gruppen. Die erste ist die Geschichte der Fakultät unter der Leitung des Jesuitenordens; diese wird dann naturgemäß wieder in zwei Gruppen geteilt und zwar in die autonome jesuitische Epoche (bis 1753), dann in die Zeit Maria Theresias bis zur Auflösung des Ordens (1773). Der zweite Teil stellt das bewegte Leben der Fakultät in der Epoche des aufgeklärten Absolutismus dar — Die die nachfolgenden 145 Jahre umfassende Periode teilt Artner in fünf Gruppen: allmähliches Emporsteigen aus dem Josefinismus; Epoche des Freiheitskrieges und des Absolutismus; Zeitalter des Liberalismus; die Zeiten während und nach dem Weltkrieg; Beginn des sechsjährigen Lehrganges.

Zwei Jahre nach dem Jubiläum der Pázmány-Universität (1937) wurde die dreihundertjährige Todesfeier des Kardinals Péter Pázmány, der leitenden Persönlichkeit der katholischen Gegenreformation, eines der größten Führer aller Zeiten der ungarischen Kirchengeschichte begangen. Aus der reichen Literatur¹² soll hier das bedeutendste Werk, das Buch Sándor Sik's über Pázmány,¹³ hervorgehoben werden. Obzwar vorwiegend eine literaturgeschichtliche Schilderung, erweitert sich das Werk zu einer umfangreichen Lebensgeschichte Pázmány's, ja seines ganzen Zeitalters; man erhält gleichsam das geistige Bildnis des großen Kirchenfürsten. Die Kapitel des Buches sind: Die Wurzeln seines Lebens. Der Theolog. Der Missionar. Der polemische Schriftsteller. Der Erzbischof. Der Politiker. Der Mensch. Der Prediger. Der Sprachkünstler. In mancher Pázmány-Frage wurde der Autor durch die umfangreiche literarische Bearbeitung vor schwierige Aufgaben gestellt, doch auch in solchen Fällen beherrscht er sicher das große Material und hebt das Wesentliche richtig, doch ohne Weitschweifigkeit hervor. In Fragen, wo er auf ungebrochenen Pfaden wandeln mußte, fand er ebenfalls stets die gute Richtung, erfaßte richtig das Problem und gab eine treffende Antwort. So herrscht in jedem Teil des Buches Ebenmaß, Gleichgewicht, Ruhe der schönen Regelmäßigkeit. Von großem Belang ist, daß Sik Pázmány's größtes Werk: „Führer zur Wahrheit Gottes“, nicht nur von jener trockenen, überholten Fragestellung aus erfaßt hat, ob und inwiefern Pázmány in diesem Werk selbständig sei und in welchem Maße er unter dem Einfluß der polemischen Literatur seines Zeitalters stehe, sondern sehr richtig auch auf seinen positiven Wert hinweist. In dieser Beziehung ist die Feststellung von großer Bedeutung, daß der „Führer“ Pázmány's kein vorwiegend polemisches Werk sei (wofür das Buch nach allgemein verbreiteter literarischer Auffassung irrtümlicherweise gehalten wurde), sondern eine aus den Tiefen der Seele geschöpfte Schrift, eine erfrischende Quelle für andächtig gläubige Seelen. Er erblickt im „Führer“ die erste großzügige Schöpfung in der Geschichte des ungarischen Denkens, die seiner Ansicht nach bis zum Werke von Baron József Eötvös: „Die führenden Ideen des XIX. Jahrhunderts“ nicht ihresgleichen findet. „Der Führer verhalf nicht nur dem geistigen Kampf der katholischen Wiedergeburt des XVII. Jahrhunderts zum Siege, es gelangte darin auch der ungarische Geist, die ungarische Schöpfungskraft glorreich zum Durchbruch“.¹⁴ Verfasser führt folgende Ursachen für den großartigen Erfolg des „Führers“ an: Den felsenfesten Glauben; das ungeheuer starke kirchliche Erlebnis;¹⁵ die seelische Verfassung des paulinischen „Charitas Christi urget nos“; das Bestreben

sämtliche Glaubensbrüder im beglückenden wahren Glauben zu unterweisen, um alle selig zu machen; „sein beispiellos dastehendes Wissen“,¹⁶ endlich seine „verblüffende Gewandtheit in der protestantischen Literatur.“¹⁷ In diesem Zusammenhange wird öfters betont, daß Pázmány ein „leuchtendes ungarisches Genie“ gewesen sei. „Begabte Menschen (Alvinczi, Balduinus) stehen hier dem Genie gegenüber“.¹⁸ Pázmány, der größte Redner (daher sein Beinamen: der ungarische Kardinal-Cicero) huldigt keiner der in seinem Zeitalter gebräuchlichen dreierlei Arten der Redekunst, sondern schafft sich eine ganz neue, von den früheren abweichende Art des Vortrages: die Pázmány'sche Form. Wesentliche Elemente der neuen Form sind: Kraft der Einfühlung, anziehende, lebensvolle Vortragsweise, Fähigkeit, die Dinge dem Hörer ganz nahe zu bringen; endlich, als letztes Geheimnis seiner großen Wirkung als Redner: Pázmány war durch und durch ein Mann des Evangeliums.¹⁹ Unter sämtlichen großen Rednern der Welt führt Pázmány am öftesten die Bibel an. Die eigenartig individuellen Merkmale in der Ausdrucksweise des Sprachkünstlers Pázmány sind: die sinnliche Kraft des Vortrages, die innere Bewegtheit, der individuelle Rhythmus. Zeilen voll dramatischen Lebens führen uns den Kirchenfürsten, den Staatsmann und den Menschen vor Augen. Besonders prächtig ist die Schilderung der politischen Theorie und Praxis jenes Zeitalters, das Gewebe der Pázmány'schen Politik, der Vergleich seines politischen Verhaltens mit dem Stil Macchiavelli's, Bodin's, Richelieu's und Mazarin's. Tief ergreifend ist Pázmány's Schmerz über das im Untergang begriffene Ungartum. Seine Seele ist von glühendem Verlangen entflammt, das Volk zu retten. „Ich möchte diesen Haufen Ungarn für bessere Zeiten bewahren“²⁰ Gern will er sich für seine Rasse opfern: „Ich genüge nicht, ein so großes Feuer zu löschen. Wäre es aber möglich, bei Gott, ich würde es selbst mit meinem Blut löschen.“ Er bittet Bethlen, den Fürsten Siebenbürgens, das Ungarblut zu schonen: „Würden Eure Majestät schließlich in sich kehren, um Gott wegen Eurer bisherigen Handlungen zu versöhnen, so würdet Ihr das Ungarblut und das Land besser schonen.“²²

In 1936 feierte das Ungartum die 250-ste Jahreswende der Befreiung der Stadt Ofen (Buda) von der Türkenherrschaft. Mehrere Erinnerungsfeste riefen die Einzelheiten dieses bedeutenden geschichtlichen Ereignisses ins Gedächtnis zurück. Der großen Rolle des Papsttums, und besonders des heroischen Kampfes des Papstes Innocent des Elften, um die Umgestaltung der ungünstigen politischen Verhältnisse Europas im Dienste eines Befreiungskrieges, sowie seiner großen materiellen Opfer wurde mehrfach mit Aner-

kennung gedacht. Die Vorbereitungen zur Gedenkfeier gaben Vilmos *Tower* den Anlaß, ein zusammenfassendes Werk über die Bedeutung des Papsttums für Ungarns Dasein zu schreiben.²³ Es wird bezweckt, über die Verdienste der Päpste und der päpstlichen Legate um unser Vaterland einen zusammenfassenden, bisher fehlenden Überblick zu geben und zugleich die durch die ungarische Geschichtsschreibung nicht richtig bewertete Fürsorge des Heiligen Stuhles für das Ungartum in das richtige Licht zu stellen. Towers Ziel ist also — wie es Verf. in der Vorrede selbst betont — nicht bloß ein geschichtliches, sondern auch ein apologetisches. Er trachtete nicht nach der Erforschung neuer Daten, sondern sammelte mit großem Fleiß die bereits veröffentlichten, doch an verschiedenen Orten zerstreuten Angaben. Die Quellen führt er stets mit tadelloser Genauigkeit an. Mit seiner auf die geringsten Einzelheiten sich erstreckenden synthetischen Betrachtungs- und Arbeitsweise erreichte er ein überraschendes Resultat. Das Buch zeigt, daß es in der ungarischen Geschichte kein Zeitalter, ja nicht einmal ein wichtigeres Ereignis gibt, in welchem dem Ungartum die moralische und sehr häufig auch eine wirksame materielle Unterstützung des Heiligen Stuhls nicht zuteil geworden wäre.

Ein schönes literarisches Denkmal wurde auch dem neunten Centennarium der Kirchenregierung des ersten Bischofs von Fünfkirchen (Pécs), Maurus', des Heiligen (1036—1936) im St.-Maurus Gedenkbuch²⁴ gewidmet, namentlich in den kritischen Studien über das Leben und den Kult des Heiligen (Vargha, Kühár, Erdélyi, Angyal, Gálos usw. . .).

Viel bedeutungsvoller ist das anläßlich der neunhundertsten Todesfeier des ersten ungarischen Königs, Stephans des Heiligen herausgegebene dreibändige wissenschaftliche Werk.²⁵ Von den kirchengeschichtlichen Abhandlungen des wertvollen Werkes sollen zunächst erwähnt werden: Der sorgfältige, klare Aufsatz von György *Balanyi* über die Tätigkeit des Heiligen Königs als Kirchenorganisator;²⁶ eine weitblickende Schrift von Ferenc *Galla* über die geistlichen Mitarbeiter Stephans des Heiligen und die ideale Wirkung der Reform von Cluny in Ungarn.²⁷ Ferenc *Luttor* weist auf die geistlichen Beziehungen Stephans des Heiligen zu den wichtigsten ausländischen Kirchenzentren hin;²⁸ László *Erdélyi* entfähelt die Geschichte der ersten ungarischen Heiligsprechungen;²⁹ Géza *Karsai* stellt die Ehrung Stephans des Heiligen im Laufe der ungarischen Jahrhunderte dar.³⁰

Die fünfhundertste Geburtsfeier des großen Renaissance-Königs Matthias Hunyadi gab die Veranlassung zur Herausgabe des König-Matthias-Gedenkbuches. Von kirchengeschichtlichem Gesichtspunkte aus ist nur eine Studie dieses Buches hervorzuheben und

zwar die Abhandlung von Ferenc *Galla* über die Kirchenpolitik des Renaissance-Königs.³¹ Diese gründliche Arbeit beleuchtet das zentrale Problem der Politik des zeitgenössischen Europas: die Türkengefahr und das fürchterliche Vorspiel der seelischen Spaltung des in seinem christlichen Glauben einheitlichen Europas: die Hussiten-Bewegung. Auf Grund der geschichtlichen Daten entwirft Vf. ein überraschendes Bild von dem Vorgang, wie der ungarische König in den Mittelpunkt der europäischen Ereignisse gelangt ist. Er erfaßt richtig und bearbeitet eben deshalb mit äußerster Sorgfalt eines der grundlegendsten Momente der inneren ungarischen Kirchenpolitik, das Oberpatronatsrecht des ungarischen apostolischen Königs, das sich, wie es der Gebrauch der späteren Jahrhunderte zeigt, als Ergebnis der zielbewußten und mehr als einmal gewalttätigen Politik des Königs Matthias in seiner in der ganzen Welt eigenartig dastehenden Form herausgebildet hat.

III.

Erfolgreich wirkt die Diözesen-Geschichtsschreibung im Kirchensprengel Csanád, wo die geschichtliche Vergangenheit der Diözese von Kálmán *Juhász* mit großem Eifer, Gründlichkeit, Fleiß und auch glücklicher Hand bearbeitet werden.³² Ein großer Wert des Werkes liegt in der Sammlung der bisher noch nicht verwendeten, stets auf die ersten Quellen zurückgreifenden wertvollen Daten und in der auf diese gründenden, unbedingt verlässlichen Bearbeitung des Stoffes. — Der Kirchensprengel Veszprém läßt eine Reihe von Veröffentlichungen über seine Geschichte erscheinen.³³ — Im Zusammenhang mit der Geschichte des Kirchensprengels Eger verdient noch das bedeutende Werk Antal *Meszlény's* über die Aufteilung des großen Kirchensprengels, die Entstehung zweier neuer Kirchensprengel und die Erhebung Egers, das bis dahin Bistum war, zum Erzbistum eine besondere Erwähnung.³⁴ Die schöne Arbeit führt uns durch die Geschichte des von Stephan dem Heiligen gegründeten Kirchensprengels, schildert seine Entwicklung, begründet die Notwendigkeit seiner Aufteilung, gibt ein anschauliches Bild von den großen Bischöfen von Eger, deren acht auch den Erzbischofstuhl von Esztergom errangen, erzählt die Geschichte des Verfalls, die Zeit der Reformation (in der Gespanschaft Bereg gab es zu der Zeit keinen einzigen katholischen Priester), sodann das schwungvolle Jahrhundert des katholischen Wiedererwachens. Der unermüdlichen Arbeit der großen Organisatoren (der Kirchenfürsten István Telekesy, Gábor Erdódy, Ferenc Barkóczy, Károly Esterházy) ist die Wandlung

zu verdanken, daß im Jahre 1799 im Kirchensprengel bereits wieder 353 katholische Parochien, mehr als 150 im Entstehen begriffene neue Pfarrstellen und 481,699 Gläubige zu finden sind. Die Diözese umfaßte ein so großes Gebiet wie das spätere Trianoner Ungarn. Die gewaltigen Dimensionen machten die Aufteilung der Diözese erforderlich. Bereits der so klar blickende Péter Pázmány erkannte, daß die Aufteilung notwendig sei. Er erklärte, die Diözese Eger erstrecke sich auf neun so große politische Gespanschaften, daß jede einzelne die ganze Kraft eines Bischofs erschöpfen könnte. Seinen Vorsatz konnte er jedoch nicht durchführen. Auch der Plan des Bischofs Gábor Erdődy scheiterte (1733) und später der der Maria Theresia ebenfalls. 1804 griff schließlich König Franz I. in die Sache energisch ein, bekämpfte die Hindernisse, und so wurde die überaus große Diözese in drei Teile aufgeteilt. — Die ausgedehnte, gründliche Quellenforschung, die geläuterte Methode und hervorragende Vortragskunst sind die größten Werte des Werks Meszlényi.

Auf dem Gebiete der historischen Bearbeitung der Diözesengeschichte führt derzeit die Diözese Győr.³⁵ Einer besonderen Würdigung macht sich Vince *Bedy* durch seine fleißige, gewissenhafte Quellenforschung verdient. Er schrieb die Geschichte der wichtigsten Institutionen der Diözese: die der Kathedrale, der bischöflichen Residenzstadt, des Kapitels und der Erziehungsanstalt für Geistliche.³⁶

IV.

Bei der Aufzählung der Bearbeitungen der Geschichte der Mönchsorden aus den vergangenen 5—6 Jahren ist an erster Stelle der Paulinerorden, der ungarischen Ursprungs ist, zu erwähnen. Der größte Teil der geleisteten Arbeit ist jedoch nicht den Mitgliedern des Ordens zu verdanken, sondern einem weltlichen Forscher, Emil *Kisbán*,³⁷ der nicht nur die Ergebnisse der älteren Literatur zusammenfaßte, sondern sich auch auf ausgedehnte, eigene Quellenforschungen stützte. Er erzählt die Gründung des Ordens durch den Domherrn Eusebius den Seligen, die 1262 vom Papst bekräftigt wurde, und ihr Schicksal von den bescheidenen Anfängen bis zur großartigen Erfüllung, die sich in Ungarn Ende des Mittelalters im Leben von gut über hundert, zum Teil sehr bevölkerten Klöstern offenbarte (das in Budaszentlőrinc zählte z. B. mehrere hundert Ordensmitglieder). Die ungarische Gründung wurde über die Grenze der Länder der Heiligen Krone auch nach Portugal, Frankreich, Italien, Österreich, in erster Reihe aber nach Polen (Czenstochowa, 1382) verpflanzt.

Die Niederlage bei Mohács, die Türkenherrschaft und die Reformation stürzten auch den Paulinerorden. Kaum 10—12 seiner Häuser überlebten das XVI. Jahrhundert, seine innere Disziplin ging verloren; er fiel auch materiell dem Untergang anheim. Dennoch bewahrte er eine gewisse Lebenskraft und wurde am Anfang des XVII. Jahrhunderts durch die Visitation Pázmány's sich wieder seiner Berufung bewußt. — Der zweite Band berichtet über die weitere Ausdehnung des Ordens im XVIII. Jahrhundert; über äußeres und inneres Leben; über die Richtlinien und den Geist des Ordens, über seine geistliche und soziale Tätigkeit, seine Erfolge auf dem Gebiete des Unterrichtswezens und der Literatur. Die Arbeit schließt mit der Schilderung der Auflösung des Ordens. — Das Werk Kisbáns ist für die Geschichte des Ordens von grundlegender Bedeutung. — Wertvolle Quellen zur Geschichte der Reformation des Paulinerordens im XVII. Jahrhundert bringt Ferenc *Galla* in dem bisher unausgebeuteten Material der Archive in Rom, das von ihm mustergültig bearbeitet wurde.³⁸ Der Paulinerbruder Ágoston *Gyéressy* beschreibt das Leben des den Orden gründenden Eusebius des Seligen in einer zwar kurzen, aber äußerst sorgfältigen und fachmäßigen Bearbeitung.³⁹ — Zum Gedächtnis der 400 jährigen Gründung des Jesuitenordens erschienen mehrere Werke, darunter ein Gedenkbuch, von Béla *Bangha*, dem seither verstorbenen berühmten Jesuiten redigiert,⁴⁰ unter dessen Abhandlungen einige auch für die Kirchengeschichte von Interesse sind. Eine besondere Hervorhebung verdienen folgende Aufsätze: István *Borbély*: Die Gesellschaft Jesu und die geistlichen Wissenschaften; Bertalan *Biró*: Die Gesellschaft Jesu und die weltlichen Wissenschaften; Zsolt *Alszeqhy*: Die Jesuiten in der ungarischen Literatur. — Antal *Meszlenyi* befaßte sich in zwei bedeutenderen Studien ebenfalls mit der Geschichte der ungarischen Jesuiten. Im Jahrgang 1936 des *Regnum* Jahrbuches behandelte er die Religionspolitik des Aufstandes Ferenc *Rákóczi* des Zweiten und in diesem Zusammenhange auch die Verbannung der Jesuiten. Er wies darauf hin, daß auch von Seiten der Mitglieder der Gesellschaft Fehler begangen wurden; ein weiteres Übel wurde dadurch verursacht, daß infolge des Widerstandes der Habsburg-Dynastie eine besondere ungarische Ordensprovinz nicht gegründet werden konnte. All dies rechtfertigte jedoch noch nicht die Verbannung der Gesellschaft. Der Fürst selbst hätte sie gerne geschützt, ließ er doch in Siebenbürgen, wo er selbst über diese Frage entscheiden konnte, ihre Entfernung nicht zu, ja er erklärte, nach erfolgreicher Beendigung des Freiheitskrieges sie auch nach Ungarn zurückzurufen. In der Versammlung zu Szécsény (1705), wo der Verbannungsbeschluß gefaßt wurde, setzte sich aber die Mehrheit

aus Protestanten zusammen, und die um Rákóczi gebildete protestantische Kamarilla zwang den Fürsten, den Beschluß gutzuheissen. — Die zweite einschlägige Abhandlung Meszlényi's⁴¹ stellt das pulsierende Leben der Stadt Kassa im 18. Jahrhundert dar, die Verhältnisse der der Auflösung des Jesuitenordens vorangegangenen Zeiten, sowie die Verbreitung der präjosephinistischen Ideen. Ein großer Gönner des in Kassa auch schon früher wiederholt erschienenen, endgültig jedoch erst 1650 dort Wurzel fassenden Ordens ist der Bischof Benedek Kisdy in Eger gewesen, der ihn auch mit reichen Stiftungen bedacht hat. Die geistige Leitung der Stadt Kassa ging langsam in die Hände der Jesuiten über. Aus dem Gymnasium wurde eine Akademie, sodann eine Universität. Dabei hatten die Jesuiten auch eine stark besuchte Apotheke, für deren Größe und Einrichtung jene 1682 verlautbarte Erklärung bezeichnend ist; in ganz Ungarn gäbe es keine zweite so gut eingerichtete Apotheke wie die der Jesuiten in Kassa. Mit dem großen Einfluß und dem steigenden materiellen Wohlstande stellte sich jedoch allmählich der Verfall ein. Bereits im Jahre 1735 erhielten sie von dem zu Eger siedelnden Bischof Erdödy eine gelinde Mahnung; von 1745 an besuchte der Bischof Ferenc Barkóczy öfters ihr Kolleg und hielt ihnen die beobachteten Mängel und Fehler vor. Sein Nachfolger, Károly Eszterházy, nahm trotz allen Protestes der Jesuiten und trotz des Hinweises auf ihre Ausnahmestellung eine gründliche Domherrenvisitation vor und verordnete in mehreren Punkten durchgreifende Änderungen. Nach Auflösung des Ordens wurde die Universität von Kassa unter staatliche Aufsicht gestellt, sie wurde von Weltgeistlichen und weltlichen Gelehrten geleitet und schwand bald ganz dahin. — In einem schönen Werke befaßt sich Ince *Takács* mit der Geschichte des Franziskanerordens.⁴² Die wesentlichen Momente des geschichtlichen Lebensprozesses des Franziskanerordens werden uns hier in einer mit sicherem Blick entworfenen Skizze vor Augen geführt. Über die Geschichte der Dominikaner in Szombathely erhalten wir von János *Szalay* einen ausführlichen Bericht.⁴³

Unter den kirchengeschichtlichen Biographien steht das wertvolle Werk von Elemér *Lovas* über die selige Margarete aus dem Hause Árpád an erster Stelle.⁴⁴ Eine strenge kritische Analyse der Quellen, die vollständige Kenntnis der einschlägigen Literatur und selbständige Verwertung der richtigen Feststellungen, sowie ein reiches Wissen über die geistigen Verhältnisse jenes Jahrhunderts, auch die Anwendung der verwertbaren Feststellungen der individuellen und Rassenpsychologie in der Deutung des Seelenlebens der Seligen, das innige Sicheinleben in den Gegenstand und ein auf alle Umstände

sich erstreckender, unbestechbarer Scharfblick kennzeichnen diese Biographie als ein mustergültiges Werk. — Ferenc *Galla* bietet uns bisher unbekannte Angaben zur Biographie des bosnischen Bischofs János Marnavics Tomkó, dessen Gestalt zu verschiedenen geschichtlichen Beurteilungen Anlaß gegeben hat⁴⁵ György *Balanyi* entwirft über den hl. Josef von Kalasanz,⁴⁶ András Gyenis über den hl. Robert Bellarmin⁴⁷ eine sorgfältige, auf die ausländische Literatur sich gründende biographische Zusammenfassung. Bertalan *Röss* schreibt über den einflußreichen Mönch Marcus von Aviano, der in den gegen die Türken geführten ungarischen Befreiungskriegen eine große Rolle spielte.⁴⁸ Antal *Fekete* schildert das Glaubensleben des „größten Ungarn“, des Grafen István Széchenyi.⁴⁹

V.

Mit einem traurigen Abschnitt der Kirchengeschichte, mit den 18. Jahrhundert, das ein Sinken des Ansehens des Papsttums mit sich brachte, beschäftigt sich Lajos *Csóka*.⁵⁰ Er stellt den behandelten Zeitabschnitt gleichsam in einem großzügigen Rundgemälde dar. Als Einleitung und zur Veranschaulichung der Gegensätze erhalten wir den Querschnitt des katholischen Wiedererwachens. Dann folgt eine ausführliche Erörterung über das Wesen der nach dem westfälischen Frieden eingetretenen Änderung der Ideen: als Ursachen dieser Wandlung werden der Gallikanismus, Jansenismus, Quietismus, Josefinismus und die Freimaurerei bezeichnet und der Reihe nach geschildert. Vollständigkeitshalber richtet der Verfasser seine Aufmerksamkeit auch auf die kirchenpolitischen Verhältnisse der westlichen und nördlichen protestantischen Staaten und schließt seinen Vortrag mit der Auflösung des Jesuitenordens.

Einen um ein Jahrhundert späteren Zeitpunkt und eine ausschließlich ungarische kirchenpolitische Ereignisfolge wählte Gábor *Salacz* zum Gegenstand seiner historischen Arbeit: die Geschichte des ungarischen Kulturkampfes, d. h. der Kämpfe um die ungarische kirchenpolitische Gesetzgebung am Ende des vergangenen Jahrhunderts in ihren aussen- und innerpolitischen Auswirkungen.⁵¹ Aus dem sehr sorgfältig gezeichneten Bilde tritt der in jenen Zeiten herrschende orthodoxe Liberalismus, der im katholischen Glauben und in der Kirche nur den mit allen Mitteln niederzukämpfenden Gegner erblickte, in seiner ganzen diabolischen Macht lebendig vor's Auge. Die Führer des politischen Lebens, die Ministerien und staatlichen Ämter nahmen gleicherweise Teil an diesem Kampf gegen die Kirche. Der liberale Geist hielt auch in das katholische Lager

mit vollem Erfolg Einzug. Die Weltlichen wurden in großer Mehrheit, aber auch die Geistlichen, wenn auch in einem geringeren Masse von ihm angesteckt. — Verfasser beweist nicht nur eine gründliche Kenntnis des Gegenstandes, sondern auch ein Einfühlen in die Geschichte, in den Geist der vergangenen Zeiten; er deckt auch die bewegendsten Kräfte auf. Das einschlägige Material wurde in den bedeutenderen Diözesen-Archiven in Wien, Budapest und anderwärts sorgfältig gesammelt.

Unter dem Einfluß der im Aufschwung begriffenen ethnographischen und ethnologischen Forschungen betritt Lajos *Pásztor*, in seinen Untersuchungen ein ganz neues Gebiet und bringt neue Farben in die Kirchengeschichtsschreibung.⁵² Er behandelt anstatt kirchenpolitischer Fragen oder der Geschichte von Kirchenfürsten, Diözesen und Mönchsorden das Glaubensleben vergangener Zeiten und zwar das der breiten Volksschichten, in der Zeit zwischen 1490—1526, d. h. unter der Herrschaft der Jagellonen. Er zeigt eine andere Seite des von seiner allgemeinen Dekadenz bekannten Zeitalters und beweist, daß der moralische und religiöse Verfall zur Zeit der Jagellonen in den breiten Volksschichten durchaus nicht allgemein war, im Gegenteil die Religion als eine überraschend lebensvolle Kraft im Volke gelebt hat. Das Werk hebt die Bedeutung der Bettelorden für die Bewältigung der neuen Aufgaben, die durch die gewandelten Verhältnisse an jeden einzelnen gestellt wurden, würdigend hervor. Diese Orden galten sozusagen als Ausdruck des Seelenlebens des Volkes. Das Gemeinschafts- und das Religionsgefühl verbrüdereten sich in zahlreichen religiösen Vereinigungen. Sogar in den wirtschaftlichen Interessengenossenschaften, in den Zünften herrschte ein inniges religiöses Leben; die moralischen Grundsätze wurden hier ebenso als Ideal verehrt wie die Arbeitstüchtigkeit oder die soziale Gerechtigkeit. Die Bildung, die soziale und charitative Fürsorge wurde von den Staaten des Mittelalters noch ganz und gar der Kirche überlassen. Die Krankenpflege lag in den Händen der einzelnen Orden. Der Mittelpunkt des geistlichen Lebens war die heilige Messe. Im Pilgern wurde der Gang der Jünger nach Emmaus nacherlebt. Der Besuch der ausländischen Pilgerstätten war auch in kultureller Hinsicht von großer Bedeutung. — Interessant ist, daß, während die völkische Zugehörigkeit bei den meisten Heiligen kaum beachtet wurde, das Ungartum unserer Heiligen auch bei ihrer Ehrung im Auslande stets nachdrücklich betont wurde.

Wertvolle Ergänzungen zur Geschichte der katholischen Theologie liefert der sich um die Erforschung der ungarisch-französischen geistigen Beziehungen besonders verdiente Asztrik *Gábel* in mehreren

lichtvollen Abhandlungen.⁵³ — Mustergültig ist auch die theologiegeschichtliche Studie von Ferenc *Ibrányi* über das theologische Werk des heiligen Gerhard, Bischofs zu Marosvár, der, wie allgemein bekannt, der hervorragendste Mitarbeiter des heiligen Stephan war.⁵⁴ — Der erste Band einer auf mehrere Bände geplanten, hauptsächlich aber die ungarischen Beziehungen berücksichtigenden wissenschaftlichen Theologiegeschichte ist vor kurzem erschienen.⁵⁵ Nach einer Kritik (Katholische Rundschau, 1942. S. 285.) bedeutet dieses Unternehmen „ein Bebauen der brach liegenden Felder der ungarischen theologischen Literatur. Es verdient auch außerhalb unserer Grenzen Beachtung.“

VI.

Auf dem Gebiete der universalen Kirchengeschichte treten unter den ungarischen Historikern besonders Edgar *Artner* und Endre *Ivánka* hervor, die sich mit großer Aufmerksamkeit und Fachkenntnis der Erforschung des geistlichen Lebens der ersten christlichen Jahrhunderte zuwenden. Ihre wertvollen Studien erscheinen in der repräsentativen Zeitschrift der ungarischen katholischen Theologiewissenschaften „Theologia“. — Ein universales kirchengeschichtliches Werk ist die von Mihály *Lévay* redigierte katholische Missionärgeschichte.⁵⁶ Das prunkvoll ausgestattete und in lebendigem Stil verfaßte Werk schildert mit warmem Enthusiasmus, das einschlägige Material zugleich vollständig beherrschend, die in stets mächtigeren Wellenringen sich verbreitende Entwicklung des Missionsgedankens von der Gründung der Kirche bis zu unseren Tagen. Den ungarischen Beziehungen wird eine besondere Beachtung geschenkt. Die Bekehrung der heidnischen Ungarn zur christlichen Religion wird ausführlich behandelt, ebenso die Christianisierung der auf ungarischem Gebiete angesiedelten heidnischen Volksreste, sowie die Tätigkeit der in neuerer Zeit unter nichtchristlichen Völkern dienenden ungarischen Missionäre. Ein ausserordentlich reichhaltiges und gut gelungenes Illustrationsmaterial hebt die Ausstattung des Buches.

Eine zeitgemäße Synthese der universalen katholischen Kirchengeschichte fehlte bis zur neuesten Zeit in der ungarischen Literatur. Um diesen Mangel zu beheben, gaben Béla *Bangha* und Antal *Ijjas* eine acht Bände umfassende, vollständige Kirchengeschichte heraus; jeder Band wurde durch einen andern Fachmann verfaßt.⁵⁷ Das Ziel war, den gebildeten katholischen Schichten eine Kirchengeschichte in die Hand zu geben, die mit den Waffen der Wissenschaft ausgerüstet, auf Grund der neuesten und besten ausländischen wissenschaftlichen Monographien und Zusammenfassungen den heutigen

Stand unserer Wissenschaft darstelle. Die Art und Weise der Bearbeitung sollte aber (bei aller Fachmäßigkeit und Genauigkeit) die trockenen Aufzählungen vermeiden und nach leichtem, genußvollem Vortrag streben. Die achtbändige Kirchengeschichte ist wahrhaftig zu einem der beliebtesten und am meisten gelesenen geschichtlichen Werke geworden: dies bestätigt die erfolgreiche Lösung der gestellten Aufgabe.

J. Félegyházy.

¹ Gott in der Geschichte. Budapest, 1934. 320 Seiten. 3. Auflage 1940.

² József Félegyházy: Katholische Geschichtsbetrachtung und die Aufgaben unserer Kirchengeschichtsschreibung. Budapest, 1936. 25 Seiten. Sonderabdruck aus Jahrgang 1936 des Regnum.

³ Wie wird die Geschichte einer Diözese geschrieben? Pannonhalma, 1937. 19 Seiten. Sonderabdruck aus Jahrg. 1937. des Regnum.

⁴ Methodik der Parochialgeschichtsschreibung. Pannonhalma, 1941. 67 S. Sonderabdruck aus dem Jahrg. 1941. Regnum.

⁵ A. a. O. 3.

⁶ A. a. O. 7.

⁷ Ungarische katholische Geschichtsbetrachtung. — Katolikus Írók Új Magyar Kalauza. Redigiert von József Almásy. Budapest. Ohne J. (1941.) S. 396—418.

⁸ I. m. 396.

⁹ A. a. O. 397.

¹⁰ A. a. O. 415.

¹¹ Geschichte der theologischen Fakultät, 1635—1935. Geschichte der Péter Pázmány-Universität. Band I. Budapest 1938. 596 Seiten.

¹² Gyula Kornis: Die Persönlichkeit Pázmány's. Budapest. 1935. 66. S. István Gerencsér: Pázmány, der Philosoph. Budapest. 1937. 135. S. József Félegyházy: Die Philosophie Pázmány's. Budapest, 1937. 229 S. József Félegyházy: Der Einfluß Wiens und Roms auf den Werdegang Pázmány's. Katholische Rundschau, (Budapest) April 1937. Antal Schütz: Pázmány, der Erzieher der Nation. Budapest, 1938. 21 S.

¹³ Pázmány, der Mensch und der Schriftsteller. Budapest, 1939. 449 S.

¹⁴ A. a. O. 132.

¹⁵ A. a. O. 145.

¹⁶ A. a. O. 150.

¹⁷ A. a. O. 152.

¹⁸ A. a. O. 151.

¹⁹ A. a. O. 313.

²⁰ A. a. O. 214.

²¹ A. a. O. 226.

²² A. a. O. 227.

²³ Das Wirken der Päpste für die Rettung und das Weiterbestehen unseres Vaterlandes. Budapest, 1935. 368 Seiten.

²⁴ Pécs, 1936. 464 Seiten.

²⁵ Gedenkbuch zur neunhundertsten Todesfeier des Königs Stephan des Heiligen. Auf Ersuchen der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgeg. von Justinian Serédi. Budapest, 1938. I. Band 602 S., II. Band

638 S., III. Band 691 S. Unsere Zeitschrift wird dem Gedenkbuch eine besondere Studie widmen.

²⁶ Stephan der Heilige als Gründer und Organisator der ungarischen christlichen Kirche. I. 329—360.

²⁷ Die apostolische Tätigkeit Stephans des Heiligen und seine bekannteren Mitarbeiter auf diesem Gebiete I. 293—328.

²⁸ Die geistlichen Beziehungen Stephans des Heiligen zu Rom, Montecassino, Ravenna, Venedig, Jerusalem und Byzanz. I. 423—446.

²⁹ Die Heiligsprechung des ungarischen Königs Stephan des Ersten, des Herzogs Emmerich und des Bischofs Gerhard. I. 557—570.

³⁰ Ehrung des Königs Stephan des Heiligen. III. 155—256.

³¹ König Matthias und der Heilige Stuhl. Budapest. o. J. 76 Seiten.

³² Geschichte des Csanáder Bistums von seiner Gründung bis 1242. Makó, 1930. Die Geschichte des Csanáder Bistums von 1243 bis 1307. Makó, 1933. Deutsch: Laienapostel während der Türkenherrschaft. Paderborn, 1935. — Andreas Dudich. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus und der Gegenreformation. (Sonderdrucke aus Heft I/1935 des Historischen Jahrbuchs.) S. 20. — Gerhard der Heilige, Bischof von Maroschburg. München, 1930. S. 35. Das Tschanad-Temesvárer Bistum während der Türkenherrschaft 1552—1699. Dülmen in Westfalen, 1938. — Das Csanáder Domkapitel im Mittelalter (1030—1552). Makó, 1941. 163 Seiten.

³³ Ernő Molnár: Das Paulinerkloster in Nagyjenő-Tuskevár. Veszprém, 1936. 128 S., 31 Abbildungen. Konstantin Horváth: Geschichte der kirchlichen Abhandlungen und Berichte. (Die erste ungarische katholische theologische Zeitschrift.) 1820—1824. Briefwechsel zwischen Ferenc Verseghy und János Horváth 1819—1822. Veszprém, 1937. VIII. 100. 356. Antal Meszlényi: Der Kirchenbesuch des Veszprémer Bischofs Graf Domonkos Zichy (1842—1849) in den Jahren 1845—1846. Veszprém, 1941. 159 S.

³⁴ Geschichte der Errichtung des Erzbistums Eger und der Ausscheidung der Bistümer Kassa und Szatmár. Budapest, 1938. 378 Seiten.

³⁵ Jenő Házi: Die Kirchengeschichte Soprons im Mittelalter. Sopron, 1939. 381 S. János Bán: Die Kirchengeschichte Soprons in der Neuzeit. Sopron, 1939. 485 S. Béla Szabady: István Telekesy, Bischof von Eger, Historiker der Diözese Győr. 1941. 44. S.

³⁶ Geschichte der Domkirche zu Győr. Győr, 1936. 172 S. Die Geschichte der Klerikerbildung in der Diözese Győr. Győr, 1937. 446 S. Geschichte des Domkapitels zu Győr. Győr, 1938. 564 S. Vergangenheit des katholischen religiösen Lebens der Stadt Győr. Győr, 1939. V. 188 S. Geschichte der Propstei und des Priorats Pápóc. Győr, 1939. IV. 124 S.

³⁷ Geschichte des ungarischen Paulinerordens. Budapest, 1938. I. Band 361 S. II. Band Budapest 1940. 478 S.

³⁸ Reformation des Paulinerordens im XVII. Jahrhundert. Budapest, 1941. 110 S. Sonderdruck aus dem Jahrbuch Regnum, Jg. 1941.

³⁹ Das Leben Eusebius' des Seligen. Budapest, 1941. 80 S.

⁴⁰ Die vierhundertjährige Gesellschaft Jesu. Budapest, 1940. 368 S.

⁴¹ Kanonistischer Besuch in der Jesuiten-Universität zu Kassa. Theologia (Budapest). Jahrgang 1941. Nr. 2. S. 140—152. Nr. 3. S. 222—233. Nr. 4. S. 302—315.

⁴² Der Orden des Heiligen Franziskus. Budapest, 1937. 352 S. Ein weiteres, auf eigene Quellenforschung begründetes Werk über den Franziskaner-

orden, das Erwähnung verdient, ist die Arbeit Adorján Szabó's: Die Franziskaner von Kassa in längstverflossenen Zeiten. Kassa, 1940.

⁴³ Die geistliche Tätigkeit des heil. Dominikanerordens in Szombathely von 1638 bis 1938. Szombathely, 1938. 192 Seiten.

⁴⁴ Die selige Margarete aus dem Hause der Arpaden. Budapest, o. J. (1939). 337 Seiten.

⁴⁵ Die ungarischen Beziehungen des bosnischen Bischofs János Marnavics Tomkó. Budapest, 1940. 261 S.

⁴⁶ Der hl. Josef von Kalasanz, Budapest, o. J. (1941) 213 S.

⁴⁷ Der Fürst der Glaubenverteidiger. Budapest, o. J. (1941.) 307 S.

⁴⁸ Marcus von Aviano. Budapest, 1936. 203 S.

⁴⁹ Das Glaubensleben des Grafen István Széchenyi. Budapest, 1936.

⁵⁰ Staat und Kirche zur Zeit des fürstlichen Absolutismus, Budapest, o. J. (1941) 347 S.

⁵¹ Geschichte des ungarischen Kulturkampfes. Wien, 1940. 399 S.

⁵² Das religiöse Leben des Ungartums zur Zeit der Jagellonen. Budapest, 1940. 181. S.

⁵³ Ungarische Studenten und Professoren im Paris des Mittelalters. Budapest 1938. 27 S. Das „Ketzertum“ Jakobs von Ungarn im Frankreich des XIII. Jahrhunderts. Pécs 1941. 31 S. Meister Alexander von Ungarn, Professor an der mittelalterlichen Sorbonne. Budapest, 1941. 21 S.

⁵⁴ Die Theologie des hl. Gerhard. Sankt Stephan-Gedenkbuch. I. 493—556.

⁵⁵ József Félegyházy: Universale und ungarische Geschichte der theologischen Wissenschaften. I. Die scholastische Philosophie. Budapest, 1942. 189 S.

⁵⁶ Geschichte der katholischen Mission Bd. I—II. 515, 563 S. Budapest, o. J. (1938).

⁵⁷ Béla Bangha—Antal Ijjas: Geschichte der christlichen Kirche, Budapest. Bd. I.: Béla Bangha—István Borbély: Die Urkirche. 1937, 303 S. — Bd. II.: Kázmér Loschert: Zeit der Kirchenväter, 1937, 270 S. — Bd. III.: László Gálos: Die Kirche und die Barbaren. 1937. 320 S. — Bd. IV.: József Félegyházy: Die Kirche des Mittelalters. 1939. 403 S. — Bd. V.: Antal Ijjas: Die Zeit der Renaissance und des Schismas. 1940. 366 S. — Bd. VI.: Lajos Csóka: Die Zeit der katholischen Restaurierung. 1940. 347 S. — Bd. VII.: Antal Meszlényi—Antal Ijjas: Die Kirche, der Absolutismus der Herrscher und die französische Revolution. 1941. 359 S. — Bd. VIII.: Antal Ijjas: Die Kirchengeschichte der Gegenwart. 1941. 271. S.

GESCHICHTE DES DEUSCHTUMS IN UNGARN

I. METHODIK

Es sind kaum zehn Jahre vergangen, seit sich die ungarländische Deutschtumsforschung auf Methodik und Zielsteckung hin zu besinnen begann. Zwar erörterte *Jakob Bleyer* bereits 1926 die allgemeinen Richtlinien „von der Erforschung des deutschen Kultureinflusses im südöstlichen Europa“,¹ die Zielsteckung blieb jedoch noch bei einem allgemeinen Rahmen und vorwiegend auf die Literaturgeschichte hin ausgerichtet. Die erste Anregung zu einer Selbstbesinnung, zu einem Abwägen des Geleisteten und des zu Leistenden gab wohl *Gideon Petz*, der 1930 die Vergangenheit der ungarländischen Deutschtumsforschung erschloß² und dadurch unmittelbar auf Fragen, die der Lösung harften, hinwies. Es mag heute fast symbolisch erscheinen, daß ein Jahr nach der Zusammenfassung der Bestrebungen, die von der vorangehenden Forschung verfolgt wurden, auch die Ergebnisse dieser Forschung zusammenfassend vorgelegt werden konnten. *B. v. Pukánszky* wies durch die Stofffülle seiner „Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn“³ (eine erweiterte deutsche Bearbeitung der 1926 erschienenen ungarischen Fassung) auf die geistesgeschichtliche Bedeutung der geleisteten, natürlich vor allem positivistisch eingestellten philologischen Arbeit hin. Das Buch war die erste Bilanz der ungarländischen Deutschtumsforschung⁴ und mußte als solche auf die weitere Entwicklung der Forschung natürlicherweise befruchtend und anregend wirken. In der Besprechung des Werkes, das in der deutschen Fassung bis an die Mitte des 18. Jahrhunderts reicht, hebt *Th. Thienemann*⁵ bereits die drei Zielsteckungen, nämlich die sprachwissenschaftliche, die literaturgeschichtliche und die heimatkundliche Forschung hervor. In geistesgeschichtlichem Zusammenhang erörtert Thienemann Fragen einer deutschungarischen Literaturwissenschaft, während die ganze Problematik der sprachlich-literarischen Forschung von ihren beiden größten Vorkämpfern, *Gideon Petz* und *Jakob Bleyer* erfaßt und ausgebaut wurde.⁶ Die beiden letzten kehrten dann wiederholt zur Klärung des Bereiches, der Aufgabe und der Methode zurück und wiesen auf die zu lösenden Fragen mit einer Eindringlichkeit, die bis in praktische Einzelfragen ging. Während Bleyer vor allem die geistesgeschichtliche Rolle, die das ungarländische Deutschtum im Kulturaustausch zwischen dem deutschen und dem ungarischen Geist einnahm, zu erhellen suchte, wendete sich Gideon Petz dem Sprachleben des Deutschtums zu und lenkte

durch die Mundartforschungen seiner Schüler die Aufmerksamkeit auf die Siedlungsgeschichte des Deutschtums.⁷ Der Generation von *R. Huß* (†1941), *H. Schmidt* und *E. v. Schwartz* sowie ihren Schülern blieb es vorenthalten, die sprachlichen Untersuchungen in die Richtung der Heimatskunde zu erweitern. Die ungarländische Germanistik machte diese Wendung im Rahmen der Entwicklung der ungarischen Geschichtswissenschaft mit, die sich von der politischen Geschichtsforschung über Geistesgeschichte allmählich zur Volkstumsgeschichte verschob. Das ungarländische Deutschtum machte eine ähnliche politische Wandlung mit und entwickelte sich vom Deutschungartum zum ungarländischen Volksdeutschtum. Diese Entwicklung wird äußerlich durch die Auflösung des „Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereins“ und zugleich durch Gründung des „Volksbundes der Deutschen in Ungarn“ (26. Nov. 1938), sowie durch das Zustandekommen des Wiener Abkommens (30. August 1941) gekennzeichnet. Den geistigen Inhalt und die geistesgeschichtliche Haltung spiegelt das Organ der ungarländischen Germanistik wider, das unter Jakob Bleyer als „Deutsch-ungarische Heimatsblätter“ redigiert, nach seinem Tod durch *R. Huß* als „Neue Heimatblätter“ (1936–1938) und seit 1939 als „Deutsche Forschungen in Ungarn“ (jetzt hrsg. von *F. Basch*, geleitet von *A. Tafferner*) weitergeführt wurde. Die politische Entwicklung brachte die Betonung der Volksforschung mit besonderer Rücksicht auf Siedlungsgeschichte und Volkskunde mit sich und so ist es verständlich, daß das neueste Arbeitsprogramm der ungarländischen Deutschtumsforschung eben von einem deutschen Volkskundler vorgelegt wurde.⁸

Damit erhielt die ungarländische Deutschtumsforschung auch das letzte Element ihrer Struktur. An dieser gingen die wissenschaftlichen Auswirkungen der großen politischen und sozialen Umwälzung, die das Deutsche Reich seit 1933 mitmachte, natürlich nicht wirkungslos vorbei. Und so können wir im neuen Wesensaufbau der ungarländischen Deutschtumsforschung drei Faktoren hervorheben: die reichsdeutsche, die ungarländisch-volksdeutsche und die ungarische Forschung. Dem Zweck dieser Zeilen entsprechend möchten wir im Folgenden vor allem über Ergebnisse der ungarischen, bzw. in ungarischer Sprache erschienenen Forschung berichten.

In der „Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn“ arbeitete *B. v. Pukánszky* den Anteil des ungarländischen Deutschtums am geistigen Leben des ungarischen Raumes heraus. Er verfolgte die geistige Haltung des ungarländischen Deutschtums bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Die ersten Belege für das Emporkeimen eines deutschen Bewußtseins in Ungarn (die Siebenbürger Sachsen ausge-

nommen) stammen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, vermehren sich aber erst von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an. Mit dieser Zeit beginnt Pukánszky sein neuestes Buch über „Deutsches Städtebürgertum in Ungarn“,⁹ das den Gesinnungswandel des ungarländischen Deutschtums untersucht. Der ungarländische Deutsche, der sich seit 1641 stolz „Deutsch-Ungar“ nannte, bekennt sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Staatspatriotismus, macht mit dem Ungartum die Wandlung zum partiellen Patriotismus mit und wird im Zeitalter des aufflammenden ungarischen Nationalismus Anhänger der ungarischen Staatsidee. Im Verlauf der Entwicklung bilden sich immer klarer drei Typen heraus, deren Schicksal und geistige Haltung bis in unsere Tage verfolgt werden kann. Auf Grund eines reichen literarischen Stoffes analysiert Pukánszky mit feiner psychologischer Einfühlung die Stellungnahme des *assimilationsfähigen, kompromißfähigen und bewußten* Deutschen zu den verschiedenen Schicksalswendungen des ungarischen Volkes. So werden die Triebkräfte, die den Anschluß des Deutschungartums an die ungarische Revolution 1848/49, die Stellungnahme an der Seite des Ungartums während des Absolutismus und nach dem Ausgleich von 1867 erklären, gezeigt. Er erhellte zugleich den Hintergrund, auf welchem sich die allmähliche Assimilation des deutschen Städtebürgertums abspielte und weist auf die Rolle hin, die mit der Erstarkung der deutschen Bewegung, im Gegensatz zum Städtebürgertum, dem Bauerntum (*Jakob Bleyer*) zufiel. Das Buch ist also gewissermaßen eine Fortsetzung der „Geschichte des Schrifttums“ und für die künftige Forschung von grundlegender Bedeutung. Wenn wir heute über deutsche Volksforschung sprechen, darf nicht vergessen werden, daß die Begriffe „deutsches Volk“ und „Deutsche in Ungarn“ seit dem Wiener Abkommen eine wesentliche Änderung erfahren haben. Als Deutscher, bzw. Volksdeutscher wird seit 1940 nur derjenige betrachtet, der als solcher vom „Volksbund der Deutschen in Ungarn“ anerkannt wird. In bezug auf die Vergangenheit wäre es aber falsch, die Forschung nur auf die Träger des bewußten Deutschtums zu beengen oder nur von Deutschen im heutigen Sinne zu sprechen. Die Entwicklung, die von Pukánszky entrollt wird, kann von der zukünftigen Forschung, will sie den geschichtlichen Tatsachen gerecht bleiben, nicht übergangen werden.

Die ungarische Forschung hat zwischen 1931—1941 vor allem Einzeldarstellungen geleistet. Sie trug zwar zur Abrundung des Bildes, das im „Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums“ in zusammenfassenden Schilderungen erschien,¹⁰ ihr Möglichstes bei, lieferte eine „Geschichte der deutschen Kalenderliteratur in Ungarn

bis 1821“, eine Studie über „das ungarländische deutsche Volkslied“,¹¹ im allgemeinen blieb aber das Interesse dem Stand der Forschung gemäß auf die einzelnen Siedlungsgebiete, auf einzelne Teilfragen beschränkt.

II. DAS DEUTSCHTUM IM HISTORISCHEN WESTUNGARN

Die erste zusammenfassende Darstellung über die Siedlungsverhältnisse des historischen *Westungarns* legte 1932 *E. v. Schwartz* in seinen „Deutschen Ortsnamen Westungarns“¹² vor. Das Buch ist eigentlich eine Entgegnung auf die Arbeit von *E. Moór*¹³ und *W. Steinhäuser*¹⁴ und hat ihren Vorteil diesen Arbeiten gegenüber im größeren Arbeitsbereich, in der vollständigeren Heranziehung der ungarischen Quellen und Literatur. Die endgültige Lösung der siedlungsgeschichtlichen Fragen konnte natürlich auch Schwartz nicht erbringen. Hätte er auch die Urkundensammlung der Stadt Sopron (Ödenburg)¹⁵ benützt, wäre das Namensmaterial noch immer nicht vollständig erschlossen. Solange das ganze in Betracht kommende archivalische Material nicht durchforscht ist, ist eine beruhigende Lösung der Frage nicht zu erwarten.¹⁶ Dasselbe gilt auch für die in deutscher Sprache erschienene, in vieler Hinsicht verdienstliche zweite Arbeit von *E. Moór*,¹⁷ der mit scharfer Kritik an seine beiden Vorgänger herangeht, ihre Arbeit jedoch mit einer klar durchdachten Methode nicht zu ersetzen vermag. Was die Arbeiten von Steinhäuser und Schwartz als Quellen noch heute nützlich macht, ist das zuverlässige mundartliche Ortsnamenmaterial, das bei Moór, der ein größeres Namensmaterial bearbeitet als seine Vorgänger, nicht vermehrt wird. Statt einer Aufzeichnung des lebendigen mundartlichen Ortsnamenmaterials begnügt er sich mit einer erschlossenen mundartlichen Form, die natürlich mit der wirklich vorhandenen, lebendigen Form nur selten übereinstimmt. Die gewonnenen lautgeschichtlichen Feststellungen sind daher oft unsicher und dürfen für siedlungsgeschichtliche Schlüsse (Eindeutigung u. s. w.) nur mit Vorsicht verwendet werden.

Mehr von der historischen Seite her betrachtet *St. Polány* die Volkstumsgeschichte des historischen Westungarns in einem längeren Aufsatz,¹⁸ der zum erstenmal in der 1934 gegründeten heimatskundlichen Zeitschrift „*Vasi Szemle*“ (Eisenburger Rundschau)¹⁹ erschien. Er ist eigentlich ein Aufriß der westungarischen Siedlungsgeschichte. Die Mängel der Arbeit sind vor allem auf die Lücken der Forschung

zurückzuführen. Polány hebt bereits die Wichtigkeit der deutschen und kroatischen Flurnamen neben den ungarischen hervor und drängt auf ihre Sammlung.

Ein engeres Kapitel aus der Volkstumsgeschichte Westungarns behandelt das Buch von *L. Veszelka*,²⁰ das eigentlich ein Seitenstück zur Arbeit von *F. Merkel*²¹ darstellt, wobei jedoch dem niederen Adel, den ungarländischen Umständen entsprechend, bei weitem nicht die Rolle zukommt wie bei Merkel. Die deutsche Sprache tritt in der Ödenburger (*Soproner*) städtischen Kanzlei mit dem Jahre 1361 auf, was mit der raschen Eindeutschung der ursprünglich ungarischen Siedlung zusammenhängt. Veszelka untersucht auch die Frage der germanischen Kontinuität und kommt zu dem Schluß, daß das *castrum Suprun* nicht an der Stelle der „fränkischen“ Siedlung entstand. Er verfolgt die Entwicklung bis zum Jahre 1400, als sich das Deutschtum, das sich aus verschiedenen Gegenden hier ansiedelte, auch sprachlich zu einer einheitlichen städtischen Bevölkerung zu gestalten begann. Mit dem 15. Jahrhundert vermehren sich dann die Quellen der Stadt Sopron (Ödenburg) derart, daß eine bevölkerungsgeschichtliche Untersuchung auf familiengeschichtlicher Grundlage unternommen werden kann. Der Schreiber dieser Zeilen machte in einer kleinen Arbeit den ersten Versuch, Methode und Prinzipien einer Bearbeitung des archivalischen Bestandes in sprachwissenschaftlicher und heimatkundlicher Betrachtung zu erörtern und mit konkreten Beispielen die harrenden schwierigen Fragen (Name und Volkstum, Erklärung des Namens) anzudeuten. Das Beispiel einer synthetischen sprachwissenschaftlich-heimatkundlichen Ausbeutung des Materials lieferte er dann in der Geschichte einer Ratsbürgerfamilie, die in der 1937 gegründeten heimatkundlichen Zeitschrift „Soproni Szemle“ (Ödenburger Rundschau)²³ erschien.²⁴

Es fehlte auch nicht an Monographien kleinerer Ortschaften. So wurde z. B. neben der in deutscher Sprache abgefaßten „Geschichte von Lockenhaus“²⁵ von *Ä. Schermann* als Frucht der aufblühenden Dorfforschung die Monographie der deutschen Gemeinde *Sopronbánfalva* (Wandorf)²⁶ von *K. Rozsondai* und *J. Sümeghy* vorgelegt. Die Arbeit ging eigentlich aus der Werkstatt einer soziographischen Arbeitsgemeinschaft hervor und stellt einen Versuch dar, die Dorfintelligenz (der eine der Verfasser ist Lehrer in der Gemeinde) in der heimatkundlichen Forschung zum Wort kommen zu lassen. Über die wissenschaftliche Darstellung hinaus ging es aber noch um die Untersuchung der Möglichkeiten, die dem sozialen Übel und der gebundenen Lage eines Stadtranddorfes abhelfen sollten. Man wurde dem Wunsch nach „lebendiger Wissenschaft“ gerecht.

Kleine Beiträge, besonders geistesgeschichtlichen Inhaltes über das Deutschtum in Westungarn boten natürlich auch die bereits erwähnten zwei heimatkundlichen Zeitschriften, zu denen ergänzend noch die 1930 gegründete „Győri Szemle“ (Raaber Rundschau)²⁷ erwähnt werden kann. Die Ödenburger und die Raaber Rundschau sind mehr kulturgeschichtlich, die Eisenburger Rundschau hingegen naturwissenschaftlich und ethnographisch eingestellt. Der bereits geschilderten Entwicklung gemäß erfuhr die volkskundliche Forschung einen neuen Aufschwung. Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, von der westungarischen Volkskundeforschung zu berichten. Zwei Arbeiten mögen aber hier doch Erwähnung finden. Es sind dies die „Geschichte des deutschen Theaters in Győr (Raab)“ von Fr. Lám²⁸ und die „Volksliedersammlungen vom Heideboden“ von J. Severin Kögl²⁹. Die letzte Arbeit bearbeitet den handschriftlichen Nachlaß des verdienstvollen Benediktiners, Remigius Stachovics. Zur Gesinnung des Städtebürgertums im 19. Jahrhundert liefert S. Németh mit einer Monographie über den deutschungarischen Literaten Moritz Kolbenheyer einen neuen Beitrag³⁰.

III. DAS DEUSCHTUM IM ÜBRIGEN TRANS-DANUBIEN

Was nun das übrige Deutschtum *Transdanubiens* anbelangt, fiel der Schwerpunkt der Forschung auf die sog. *Schwäbische Türkei* (die Komitate Somogy, Tolna und Baranya). In diesem Zusammenhange sind besonders die Arbeiten von J. Weidlein hervorzuheben, der sich auch mit dem südungarischen Deutschtum beschäftigte. In mehreren methodologischen Aufsätzen wies er auf die Zusammenhänge zwischen Flurnamenforschung und Siedlungsgeschichte hin³¹ und schilderte die deutsche Besiedlung des Komitates Tolna.³² Die Einwanderung evangelischer Siedler von Hessen in die Schwäbische Türkei bearbeitete J. Schmidt³³ und über die bevölkerungsgeschichtlichen Verhältnisse des Komitates Baranya am Ende des 17. Jahrhunderts brachte St. Taba eine aufschlußreiche Studie³⁴. Der letzten Arbeit kommt besonders bei der Beurteilung der deutschen Besiedlung der Schwäbischen Türkei im 18. Jahrhundert erhöhte Bedeutung zu. Eine mustergültige siedlungsgeschichtliche Monographie auf sprachwissenschaftlicher und historischer Grundlage lieferte R. Schilling in der „Siedlungs-, Volkstums- und Sprachgeschichte der beiden deutschen Gemeinden Dunakömlőd und Németskér“³⁵. Auf diesem Gebiet kam es vor allem darauf an, die Lücken der archivalischen Belege inbezug auf Urheimat und Besiedlung durch vergleichende

sprachgeographische Untersuchungen auszufüllen. Mehr sprachwissenschaftlich eingestellt, daher enger begrenzt blieben indessen die Arbeiten von *K. Tóth*³⁶, *Fr. Dugonics*³⁷ und *A. Schlitt*³⁸. Die bisher erwähnten Arbeiten behandelten besonders die Geschichte der Dorfbevölkerung; es blieb jedoch auch *Pécs* (Fünfkirchen), die bedeutendste Stadt des Gebietes, nicht unbeachtet. Während *E. Kardos* eine „Geschichte der deutschen Presse und des deutschen Theaters in Pécs-Fünfkirchen“ vorlegte³⁹, erschloß *St. Bárdos* „Die alten deutschen Straßennamen von Pécs-Fünfkirchen“⁴⁰. Die bisher geleistete Arbeit führt zur Kenntnis der deutschen Besiedlung des Gebietes um einen Schritt weiter und ändert in mancher Hinsicht das Bild, das von deutscher Seite *R. Hartmann* entwerfen konnte⁴¹.

Über *das ungarische Mittelgebirge* erschien von reichsdeutscher Seite 1931 die zusammenfassende Arbeit von *O. Albrecht Isbert*⁴², die ihrer sprachwissenschaftlichen und historischen Fehlschlüsse halber von der ungarischen Wissenschaft ungünstig aufgenommen wurde, wenn man auch die Neuheit der Methode, das Streben nach gleichzeitiger Verwertung der statistischen, historischen und volkundlichen Angaben anerkannte. Die ungarische Forschung näherte sich der Siedlungsgeschichte auch hier von der sprachwissenschaftlichen Seite her. So teilte *O. Péterdi* „Die Flurnamen der deutschen Dörfer vom nördlichen Bakony-Gebirge“ mit⁴³ und leistete damit eine wichtige Vorarbeit. Seine Ergebnisse erfuhren in einem flurtoponymkundlichen Aufsatz über „die deutschen Dörfer des Plateaus nördlich vom Plattensee (*Balaton*)“⁴⁴ eine weitere Verwertung. Einzeldarstellungen brachten *J. Bakonyi*⁴⁵ und *A. Tafferner*⁴⁶ in den Monographien der Gemeinden *Márkó* und *Vértesszőlő*. Archivalische Forschungen als Grundlagen für sprachgeschichtliche und sprachgeographische Erörterungen können hier, dank des geeigneten Arbeitsstoffes, neben der Erforschung der Siedlungsgeschichte auch zur Klärung methodologischer Fragen, die für andere Gebiete Bedeutung haben, beitragen.

Das Städtedeutschtum fand in der Arbeit von *J. Kósa* über die Assimilation des deutschen Bürgertums in *Pest* und *Buda* (Ofen) bis 1848⁴⁷ eine Bearbeitung. Das Buch gesellt sich hiemit, seinem Stoffe gemäß, zum oben besprochenen Werk von *Pukánszky*. *Kósa* arbeitet die zahlenmäßige Auswirkung der beiden Assimilationskräfte, der Zentralisation und des ungarischen Nationalismus heraus, vergißt aber auch die soziologischen Momente (Rolle des Adels usw.) nicht.

Weniger Beachtung fiel dem übrigen Deutschtum des altungarischen Bodens zu. Der Grund hiefür liegt darin, daß dieses Deutschtum

im Friedensvertrag von Trianon dem ungarischen Staatskörper zum größten Teil abgetrennt und erst in den letzten Jahren, auch da nur teilweise (die Deutschen in Sathmar, in Nordsiebenbürgen und in der Batschka) wieder an Ungarn angegliedert wurde.

IV. DIE ZIPS, DIE UNGARISCHE TIEFEBENE, DAS BANAT, SIEBENBÜRGEN

Der Zips und dem *Zipser Deutschtum* widmete *A. Fekete Nagy* eine umfangreiche Arbeit⁴⁸. Sie behandelt die Territorial- und Sozialgeschichte der Zips im Mittelalter und befaß tsich natürlich außer mit dem Ungartum auch mit der Ansiedlung der Sachsen, die zum größten Teil nach dem Tatareneinfall (1241) auf ungarischem Volksboden erfolgte. Eine glücklich angewandte soziologische Methode ermöglichte ihm eine ganze neue Einstellung der Siedlungsgeschichte und der Volkstumsgeschichte der Zips. Der Strafrechtspflege der Zipser Sachsen galt die Arbeit von *E. Kelemen*⁴⁹, die aber eben wegen der ungenügenden Kenntnis der Zipser Sozial- und Verwaltungsgeschichte — die Arbeit erschien drei Jahre vor der von *Fekete Nagy* — die kennzeichnenden Züge der sächsischen Autonomie nicht genügend hervorheben vermochte. Sie bietet eine Darstellung der Strafrechtspflege in der ganzen Zips schlechthin, ohne die Tätigkeit des Komitatsstuhles von der des Stuhles der Zehnlanzenschaft und der Sachsen zu trennen.

Das Deutschtum in *Szatmár* (Sathmar) bekam noch 1931 in der Siedlungsgeschichte von *St. Vónház*⁵⁰ seine Monographie. *Vónház* verarbeitet vor allem die Bestände des gräfl. Károlyischen Archivs (Budapest), veröffentlicht die wichtigsten Urkunden und bringt Heimatorte der Siedler. Sein Buch macht sich daher auch als Quellenwerk für die weitere Forschung verdienstlich. Da er jedoch die Bestände des Landesarchivs in Budapest unausgenutzt ließ, mußte das Bild, das er entworfen hatte, natürlicherweise unvollkommen und einseitig werden. Eine Vertiefung in die Geschichte der Landschaft hätte leicht zur Kenntnis der Siedlungsverhältnisse, die die Siedler vorfanden, führen können. Bei der Károlyischen Siedlungsaktion handelte es sich nämlich nicht um Neubevölkerung verlassener Dörfer, um Gründung neuer Siedlungen und Urbarmachung eines verödeten Landes, wie das der Verfasser behauptet, sondern sie führte einer vorhandenen, landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung neuen Volksstrom zu.

Über das bereits untergegangene Deutschtum von Balmazújváros berichtet *E. Lengyel*.⁵¹ Das Deutschtum von Szeged ging seit seiner Ansiedlung in der ungarischen Umwelt ebenfalls unter. Die Rolle, die diesem Deutschtum, meist Gewerbetreibenden, im Wirtschaftsleben der Stadt im 18. und 19. Jahrhundert zukam, schilderte *E. Jenőfi* in den „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Siedler und ihrer Zünfte in Szeged.“⁵²

Kurze Zusammenfassungen über die Siedlungsgeschichte der deutschen Ortschaften *Nagyóbszeg* (Heufeld) und *Rezsőháza* (Rudolfsgnad) in Banat sind zu finden in den Arbeiten von *E. Schnitzl*⁵³ und *E. Schummer*.⁵⁴ Wie sich die Siebenbürger Sachsen den Reformen Josefs II. gegenüber verhalten und wie sie mit dem Ungartum Siebenbürgens zusammengearbeitet hatten, erfahren wir aus der Abhandlung von *H. Markó*.⁵⁵

Die bisherige ungarische Forschung bemühte sich hauptsächlich um das transdanubische Deutschtum. Die Gebietserweiterungen der letzten Jahre erweiterten gleichzeitig das Arbeitsfeld der ungarländischen Deutschtumsforschung. Dies bedeutet neue Möglichkeiten und neue Pflichten.

K. Mollay

¹ Von der Erforschung des deutschen Kultureinflusses im südöstlichen Europa, *Deutsche Rundschau* (Berlin) III (1926). S. 123—133.

² Zur Geschichte der Erforschung des ungarländischen Deutschtums, *Deutsch-ungarische Heimatsblätter* II (1930), S. 81. ff.

³ Münster i. W., 1931. 8°. XX + 490 S.

⁴ Als zweite können wohl die bibliographischen Zusammenstellungen von *H. Róz* gelten: *Bibliographie der deutschen Volkskunde in den Karpatenländern*, Reichenberg, 1934; *Bibliographie zur Volkskunde der Donauschwaben*, Budapest, 1935.

⁵ Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn. Betrachtungen über das Werk von B. v. Pukánszky, *Deutsch-ungarische Heimatsblätter* IV (1932), S. 1—22.

⁶ *Deutsche Philologie*. In: Die Entstehung einer internationalen Wissenschaftspolitik. Hrsg. von *Z. Magyary*, Leipzig, 1932. 4°. S. 73—82.

⁷ Vgl. *Bleyer, Jakob*, Aufgaben der Deutschtumsforschung im altungarischen Raume, *Deutsch-ungarische Heimatsblätter* V (1933), S. 238—249; *ders.*: Über geistige Rezeption und nationales Schrifttum. Ungarische Literatur und deutscher Einfluß. In: *Festschrift für Emil Ermatinger*. Frauenfeld und Leipzig, 1933, S. 233. ff. *Petz, Gideon*: Zu den Aufgaben der ungarländischen Deutschtumsforschung, *Ungarische Jahrbücher* XIV (1934), S. 46—62.

⁸ *Haberlandt, Arthur*: Gegenwartsaufgaben und Probleme der deutsch-ungarischen Volksforschung, *Neue Heimatblätter* II (1937), S. 1. ff.

⁹ *Német polgárság magyar földön*, Budapest, o. J. (1940). 8°. 217 S.

¹⁰ Breslau, 1933. ff.

¹¹ *Monsberger Ulrik*: A hazai német naptárirodalom története 1821-ig. Bpost, 1931. 8^o. 75. S. (Mit einem deutschen Auszug); *Kramer Imre*: A magyarországi német népdal (Das ungarländische deutsche Volkslied), Bp., 1931. (Mit einem deutschen Auszug). Beide in der Reihe: „Arbeiten zur deutschen Philologie“, geleitet von Gideon Petz, Jakob Bleyer und Heinrich Schmidt.

¹² A nyugatmagyarországi német helységnevek, Budapest, 1932. 8^o. 195. S. Die zweite Auflage erschien 1933. Über die vorher geleistete Arbeit berichtet, nicht ausreichend zwar: *Litschauer, G. Franz*: Bibliographio zur Geschichte, Landes- und Volkskunde des Burgenlandes, Linz—Wels, 1933—1938. 8^o. 398 S.

¹³ Zur Siedlungsgeschichte der deutsch-ungarischen Sprachgrenze, Ungarische Jahrbücher IX (1929), S. 41. ff.

¹⁴ Die Ortsnamen des Burgenlandes als siedlungsgeschichtliche Quellen, Mitt. d. Inst. f. öst. Geschichtsforschung XLV (1931), S. 281—321.

¹⁵ *Házi Jenő*: Sopron sz. k. város története, Sopron, 1921. ff. Bisher sind 12 Bände erschienen (Teil I, Bd. 1—7, Teil II, Bd. 1—5).

¹⁶ Vgl. noch: *Schwartz Elemér*: A patrocínium a helynévfejtés és a telepítéstörténet szolgálatában (Die Patrozinien im Dienste der Ortsnamenforschung und der Siedlungsgeschichte), Századok LXVII (1933), S. 185—191; *ders.*: Dülönév és telepítéstörténet (Flurname und Siedlungsgeschichte), Egyetemes Philologiai Közlöny LVII (1933), S. 175—182; *ders.*: Harc a nyugatmagyarországi német helységnevek körül (Kampf um die westungarischen deutschen Ortsnamen), Budapest, 1933. 8^o. 15 S.

¹⁷ Westungarn im Mittelalter im Spiegel der Ortsnamen, Szeged, 1936. 8^o. VII + 336 S.

¹⁸ Nyugatmagyarország néprajzi története, Szombathely, 1936. 8^o. 64 S. (Sonderabdruck aus „Vasi Szemle“). Vergleiche noch ebenda III (1936), S. 163 ff.

¹⁹ Seit 1940: „Dunántúli Szemle“ (Transdanubische Rundschau), geleitet von *A. Pavel* (Szombathely—Steinamanger).

²⁰ Sopron régi németsége és a német nyelv feltűnése a városi kancelláriában (Das alte Deutschtum der Stadt Ödenburg und das Aufkommen der deutschen Sprache in der städtischen Kanzlei), Sopron, 1934. 8^o. 62 S. Zugleich Heft 2 der „Germanistischen Hefte“, herausgegeben von *H. Schmidt* (Szeged).

²¹ Das Aufkommen der deutschen Sprache in den städtischen Kanzleien des ausgehenden Mittelalters, Leipzig und Berlin, 1930.

²² Középkori soproni családnevek (Ödenburger Familiennamen im Mittelalter), Budapest, 1938. 8^o. 66 S. Zugleich Band I der „Arbeiten zur deutschen Sprachwissenschaft“ des Instituts für deutsche Sprachwissenschaft und Volkskunde an der Universität Budapest, herausgegeben von *E. v. Schwartz*.

²³ Geleitet von *K. Heimler*. Die Zeitschrift bringt u. a. in jeder Nummer eine bibliographische Zusammenstellung des einschlägigen heimatkundlichen Schrifttums und fügt den größeren Aufsätzen stets einen deutschen Auszug bei.

²⁴ Soproni élet a 15. század második felében. A Haberleiter-család története (Bürgerliches Leben der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Sopron), Soproni Szemle V (1941), S. 109 ff.

²⁵ Pannonhalma, 1936. 8^o. XII, 197 S.

²⁶ Sopron, 1937. 8^o. 180 S.

²⁷ Geleitet von *E. Lovas*.

²⁸ A győri német színház története, Győr, 1938. 8^o. 221 S.

²⁹ Mosonmegyei német kéziratos énekeskönyvek, Budapest, 1941. 8°. 148 S. Zugleich Band IV der „Forschungen zur deutschen Volkskunde“ des Instituts für deutsche Sprachwissenschaft und Volkskunde an der Universität Budapest, hrsg. von *E. v. Schwartz*.

³⁰ Kolbenheyer Móric, Budapest, 1938. 8°. Band 124 der „Minerva-Bücherei“, herausgegeben von *T. Thienemann*.

³¹ Német dűlőneveink jelentősége a magyar tudományosság szempontjából (Die Bedeutung unserer deutschen Flurnamen für die ungarische Wissenschaft), Egyetemes Philologiai Közlöny LVII (1933), S. 183—186; Elpusztult falvak Tolnában és Baranyában (Untergegangene Dörfer in den Komitaten Tolna und Baranya), Századok LXVIII (1934), S. 611—630; Dűlőnév és telepítéstörténet (Flurname und Siedlungsgeschichte), Magyar Nyelv XXXII (1936), S. 20—33; A dűlőnévkutatás történeti vonatkozásai (Die Beziehungen der Flurnamenforschung zur Geschichtsforschung), Századok LXIX (1935), S. 665—692.

³² A tolnamegyei német telepítések (Die deutsche Besiedlung des Komitates Tolna), Pécs, 1937. 8°. 74 S.

³³ Német telepések bevándorlása Hessenből Tolna—Baranya—Somogyba (Die Einwanderung deutscher Siedler von Hessen in die Schwäbische Türkei), Győr, 1939. 8°. 82 S.

³⁴ Baranya megye népessége a 17. század végén (Die Bevölkerung des Komitates Baranya am Ende des 17. Jahrhunderts), Pécs, 1941. 8°. 63 S.

³⁵ Dunakömlöd és Németkér telepítés- és népiségtörténete, Budapest, 1932. 8°. 179 S. (Arbeiten zur deutschen Philologie Bd. LII).

³⁶ A bikácsi németség és tájszólása (Das Bikácser Deutschtum und seine Mundart), Debrecen, 1934. 8°. 46 S. (In der „Schwemmel“-Reihe, Bd. II, Heft 1, hrsg. von *R. Huß*).

³⁷ Himesháza fuldai település nyelvjárásának hangtana (Lautlehre der Fuldaer Siedlung Himesháza), Szeged, 1938. 8°. 43 S. (Germanistische Hefte, Reihe B, Heft 1).

³⁸ Die Mundart von Szakadát, Debrecen, 1938. 8°. V+106 S. (In der „Wärbel“-Reihe, Bd. I, Heft 3, hrsg. von *R. Huß*).

³⁹ A pécsi német sajtó és színészet története, Budapest, 1932. 8°. 156 S.

⁴⁰ Pécs régi utcanévei, Budapest, 1933. 8°. 61 S.

⁴¹ Die Schwäbische Türkei im 18. Jahrhundert (Schriftenreihe der Neuen Heimatblätter II), Budapest, 1935. 8°. 62 S.

⁴² Das südwestliche ungarische Mittelgebirge, Langensalza—Berlin—Leipzig, 1931. 8°. XVI+240 S.

⁴³ Az északbakonyaljai német falvak dűlőnevei, Budapest, 1934. 8°. 63. S. (Bd. LXI der „Arbeiten zur deutschen Philologie“).

⁴⁴ A Balaton-Felvidék német falvai, Századok LXIX (1935), S. 693—714.

⁴⁵ Márkó. Telepítése és nyelvjárása (Siedlung und Mundart der Gemeinde Márkó), Budapest, 1940. 8°. 145 S. (Arbeiten zur deutschen Sprachwissenschaft Bd. V).

⁴⁶ Vértesboglár. Egy hazai település leírása (Vértesboglár. Eine deutsche Siedlung in Ungarn), Budapest, 1941. 8°. 205 S. (Forschungen zur deutschen Volkskunde Bd. II).

⁴⁷ Pest és Buda elmagyarosodása 1848-ig, Budapest, 1937. 8°. 277 S.

⁴⁸ A Szepesség területi és társadalmi kialakulása, Budapest, 1934. 8°.

⁴⁹ A szepesi szászok büntető igazságszolgáltatása (Die Strafrechtspflege der Zipser Sachsen), Miskolc, 1931. 8^o. 103 S.

⁵⁰ A szatmármegyei német telepítés (Die deutsche Besiedlung des Komitates Sathmar), Pécs, 1931. 8^o. 525 S.

⁵¹ A balmazújvárosi német település (Die Ansiedlung der Deutschen in Balmazújváros), Debrecen, 1936. 8^o. 20 S. („Wärbel“-Reihe, Bd I, Heft 2).

⁵² Adatok a szegedi német telepesek és céheik történetéhez, Szeged, 1932. 8^o. 61 S. (Arbeiten zur deutschen Philologie Bd. XLIX).

⁵³ Adatok Nagytószeg telepítéstörténetéhez és néprajzához (Beiträge zur Siedlungsgeschichte und Volkskunde der Gemeinde Nagytószeg), Budapest 1933. 8^o. IV, 47 S. (Arbeiten zur deutschen Philologie Bd. LV).

⁵⁴ Rezsőháza településtörténete és nyelvjárása (Siedlungsgeschichte und Mundart der Gemeinde Rudolfsgnad), Sopron, 1937. 8^o. 46 S.) (Germanistische Hefte VI).

⁵⁵ II. József és az erdélyi szászok (Josef II. und die Siebenbürger Sachsen), Budapest, 1940. 8^o. 102 S. („Minerva“-Bücherei Bd. 131).

DIE GESTALTUNG DES UNGARISCHEN RECHTS IN DEN ZWANZIG JAHREN NACH DEM FRIEDENSVERTRAG VON TRIANON

1. Das Recht besteht aus Wert- und Wirklichkeitselementen. Eine Auffassung, die im Recht die Erscheinung der psychophysischen Wirklichkeit nicht erkennen will, mag wohl ein tadellos klares und logisches wissenschaftliches *System* erschaffen, doch wird es der wissenschaftlichen *Wahrheit* dieses Systems immer Abbruch tun, daß es sich von der Wirklichkeit, deren Wissenschaft es eigentlich sein soll, losgelöst hat.

Es geht aus der verwobenen Wesenheit des Rechts hervor, daß die Veränderungen seines Inhalts sich auf der zweifachen Ebene der Normen und der zugrunde liegenden Tatbestände vollziehen. Das Recht kann innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft entscheidende Veränderungen erfahren nicht nur dadurch, daß neue Normen geschaffen, sondern auch dadurch, daß die alten Normen auf neue Rechtsfälle angewendet werden. Jeder Fall, der vorkommt, dehnt den Kreis aus, in dem die Norm einen Sinn erhält, jeder Fall bringt eine — wenn auch nur um ein Atom der Veränderung — neue Norm hervor. Ganz besonders gilt diese im Prinzip allgemeingültige Feststellung für Zeiten, in denen infolge von ideologischen Verschiebungen neue Normen entstehen und der Rechtsanwender sich durch deren *Inhalt*, nicht weniger aber auch dadurch, daß die her-

gebrachten sozialetischen *Werturteile problematisch werden*, veranlaßt sieht, auch den alten Normen einen *neuen Sinn* zu geben. Dazu bietet sich ihm hinlänglich Gelegenheit, denn es werden durch die Entwicklung der Technik, durch früher nicht gekannte Bedürfnisse, durch die Einschaltung der unteren Volksklassen in die Kultur und durch noch manches andere neue Rechtsfälle hervorgebracht, die der Rechtsschöpfer nicht voraussehen konnte und in denen der Rechtsanwender dennoch entscheiden muß: er muß die für den Fall gültige Vorschrift finden.

Die Veränderungen, die das ungarische Recht in den letzten zwanzig Jahren erfahren hat, gehen daher zum Teil aus den Ergebnissen der *Normenschöpfung*, zum Teil aus denen der *richterlichen Rechtsschöpfung* hervor. Diese Ergebnisse enthält in systematischer Bearbeitung der von der Universität zu Kolozsvár herausgegebene Sammelband.¹ Der Band enthält sechs Vorträge. Sie wurden von Professoren der juristischen Fakultät an der Universität zu Kolozsvár zu dem Zweck gehalten, daß auch die Juristen Siebenbürgens nach mehr als zwanzig Jahren Fremdherrschaft die Veränderungen kennenlernen, die das ungarische Recht im Laufe dieser Zeit erfahren hat, und damit — so schreibt Ladislaus Buza, Dekan der juristischen Fakultät, im Vorwort zu dem Bande — „auch den Juristen, die die Universität bereits absolviert haben, eine Möglichkeit geboten werde, mit dem jetzt gültigen ungarischen Recht bekannt zu werden“. Dieser Zweck bestimmt naturgemäß von vornherein den Rahmen und den Inhalt der Vorträge. Sie wurden für praktische Juristen, insbesondere für die, die an der Rechtspflege teilhaben, gehalten, darum blieben die Veränderungen des Verwaltungs- und mehr noch die des öffentlichen Rechts unerörtert, obschon gerade auf dem Gebiet des öffentlichen Rechts in den letzten zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren zahlreiche und wichtige Rechtsnormen geschaffen worden sind, die ganz neue Rechtsinstitutionen hervorgebracht oder zumindest die alten völlig umgeändert haben (G. A. I: 1920, G. A. XXVI: 1925, G. A. XXII: 1926 usw.). Dem Inhalt nach wollen die Aufsätze Kenntnisse mitteilen. Das hohe wissenschaftliche Niveau, auf dem die Verfasser stehen, könnte mehr in der Systematisierung als in der juristischen Kritik zum Ausdruck kommen. Aus dem verhältnismäßig geringen Umfang des Bandes geht auch hervor, daß in den einzelnen Aufsätzen nur die Richtlinien der Veränderungen angegeben, die detaillierten Normenkomplexe jedoch, die sich auf die einzelnen Rechtsverhältnisse beziehen, nicht in den Kreis der Untersuchungen aufgenommen werden konnten. Aus demselben Grunde kann es auch für uns kein Gesichtspunkt der Kritik sein,

es den Aufsätzen als einen Mangel anzurechnen, daß die Mitteilung der einen oder anderen Rechtsnorm unterblieben ist.

Der zusammenfassende Titel des Bandes wendet zur Bezeichnung der Veränderungen während der zwanzig Jahre das Wort „*Entwicklung*“ (ungarisch: „*fejlődés*“) an. Es ist uns nicht bekannt, ob in der Anwendung dieses Wortes eine bewußte Wertung liegt oder ob hier lediglich ein in gewissem Sinne synonymem Ausdruck für das Wort „*Veränderung*“ gebraucht wurde. Im Begriff *Entwicklung* muß nämlich, abgesehen davon, daß die Normeninhalte eine Umwandlung, eine Auswechslung, eine Anhäufung erfahren haben, auch eine prinzipielle Veränderung *nach einem* (endgültigen, relativ endgültigen oder immerhin als Ziel anerkannten) *Wert hin* als mitenthaltend angesehen werden.

Da das Recht ein Mittel zur Erreichung eines Zieles ist, bedeutet seine immanente *Entwicklung* zugleich auch, daß es als Mittel an Vollkommenheit zunimmt. Die Rechtsschöpfungen der letzten zwanzig Jahre arbeiteten — so berichten die Aufsätze — unter Berücksichtigung der Aufgaben des Interessenschutzes Formen aus, die den Verkehr nicht unterbinden, ihn vielmehr fördern, und setzten vielfach an die Stelle von dispositiv gehaltenen zwingende Anordnungen; auf diese Weise machte das Recht Fortschritte nach der Berechenbarkeit und der relativen Rechtssicherheit hin. Auf der anderen Seite aber wurden die Garantien, die die relative Rechtssicherheit gewährleisten, um Kosten und Zeit zu sparen — wenngleich die Eile nur in außergewöhnlichen Zeiten als Vorzug zu betrachten ist — wesentlich verringert. So kann also von der „immanenten“ *Entwicklung* des Rechts als allgemeiner Regel nicht gesprochen werden.

Die Frage der inhaltlichen *Entwicklung* hängt mit der Frage nach dem Wert der Ziele, die durch das Recht als Mittel erreicht werden sollen, eng zusammen. Es ist hier nicht der Ort, die betreffenden Ziele einer Kritik zu unterziehen. Feststeht, daß von einer *Entwicklung* des ungarischen Rechts nur insoweit gesprochen werden kann, als die Lebensverhältnisse, die das Recht in den letzten zwanzig Jahren in den Kreis seiner Anordnungen einbezog, und die Art der Anordnungen wertvollen Zielen dienen. Die verschiedenen Ziele, die angestrebt wurden, gehen aus den einzelnen Aufsätzen hervor, die je einen Ausschnitt der Rechtsinstitutionen umfassen.

Die Verfasser beleuchten die einzelnen herausgegriffenen Rechtsgebiete in methodisch aufgebauten Aufsätzen.

2. *Koloman Személyi*² entwirft ein Bild von den Wandlungen des gesamten ungarischen Privatrechts während dieser Zeit, mit Ausnahme des Sachenrechts.

In der konservativen Materie des Personen-, Familien- und Erbrechts (SS. 8—9, 34—39) ist keine wesentliche Änderung eingetreten. Um so mehr war dies der Fall im Obligationenrecht, das besonders im Interesse der gesellschaftlichen Gegenseitigkeit und des wirtschaftlich schutzbedürftigeren Teils um zwingende Anordnungen bereichert wurde.

Unverändert blieb das Rechtsquellensystem des ungarischen Privatrechts. Neben den vereinzelt Gesetz- und den häufigeren Verordnungsschöpfungen tritt in den Gerichtsbeschlüssen des obersten Gerichtshofs (den Plenarentscheidungen der kgl. Kurie, ferner in der besonderen Art von Entscheidungen, die sie zwecks Herbeiführung einheitlicher Rechtsanwendung trifft, schließlich auch in ihren sonstigen Entscheidungen grundsätzlicher sowie kasuistischer Natur) die ergiebigste Erscheinungsform des Privatrechts, das Gewohnheitsrecht, hervor. Ein besonderer Faktor, der Gewohnheitsrecht schafft, ist der Entwurf des Ungarischen Privatrechtsgesetzbuches. (In seiner letzten Abfassung wurde dieser Entwurf am 1. März 1928 dem ungarischen Parlament unterbreitet.³⁾ Aus dem Aufsatz Személyis geht hervor, daß sich die Beziehungen zwischen dem Gewohnheitsrecht und dem Entwurf des Privatrechtsgesetzbuches (im folgenden kurz Entwurf genannt) im Komplex des heutigen ungarischen Privatrechts in drei Abstufungen offenbaren (vorausgesetzt, daß sich das Gewohnheitsrecht überhaupt bejahend zum Entwurf stellt).

Die erste Stufe: der Entwurf beeinflußt die Herausbildung des Gewohnheitsrechts (Beispiel: Abschnitt 1111 des Entwurfes: Tragung des Schadens, der im Falle von vorsätzlicher und schwerer Fahrlässigkeit durch die Einwirkung eines vom Schuldner unverschuldeterweise nicht vorhergesehenen Umstandes entsteht). Die zweite Stufe: die Bestimmungen des Entwurfs werden vom Gewohnheitsrecht angenommen (Beispiel: Entwurf §§ 968, 1150: Formalitäten des Vorvertrages und die Klausel „rebus sic stantibus“ bei aus dem Vorvertrag entstehender Obligation). Die dritte Stufe: die Bestimmungen des Entwurfs werden vom Gewohnheitsrecht angenommen und überholt (Beispiel: § 1114: die Ausdehnung der Haftung für immateriellen Schaden).

Nach der Zusammenfassung, die der Verfasser gibt, gruppieren sich die in den letzten zwanzig Jahren entstandenen Rechtsnormen auf dem Gebiet des Obligationenrecht im wesentlichen um die Ausdehnung der staatlichen Einmischung und die Einschränkung des persönlichen Willens. Die Auswirkungen sind folgende: „die staatliche Kontrolle gewisser Arten von Verträgen, eine zentrale wirtschafts-

politische Lenkung, Kontrahierungszwang, zwingende Vorschriften über Vertragsinhalt, Verbot und Nichtigkeit gewisser Vertragsbedingungen, der Schutz des wirtschaftlich schwächeren Teils bei Vertragsabschlüssen, die nachträgliche Abänderung von vertraglichen Rechtsverhältnissen zwecks Wiederherstellung des wirtschaftlichen Gleichgewichts“.

Die detaillierten Anordnungen der Rechtsschöpfungen teilt Személyi, nach den angegebenen Gesichtspunkten gruppiert, eingehend und in klarer juristischer Fassung mit. Ferner bearbeitet er mit großer Fachkenntnis die weniger bekannten, aber wesentlichen Ergebnisse der ungarischen Gerichtspraxis.

Mit einer einzigen These des Verfassers können wir uns indessen nicht vorbehaltlos einverstanden erklären: er sieht es als ein allgemeines und dringliches Bedürfnis an, daß der Entwurf baldigst zum Gesetz erhoben werde (S. 7), „was keine wesentliche Neuerung bedeuten würde“, da der Entwurf mit dem Gewohnheitsrecht und mit den Sondergesetzen, die die einzelnen Lebensbeziehungen regeln, im wesentlichen übereinstimme. Die Kodifikationsbestrebungen des Privatrechts nahmen im ungarischen Rechtsleben 1869 ihren Anfang; im Laufe der mehr als achtzig Jahre währenden Versuche wurde 1928 bereits der fünfte Entwurf des vollständigen Gesetzbuches fertiggestellt. Während der ersten sechzig Jahre der Kodifikationsbestrebungen ging die Arbeit der Gesetzvorbereitung in relativer Ruhe und bei einheitlicher Auffassung vor sich. In den letzten zwanzig Jahren traten neue Gesichtspunkte und neue Probleme in den Vordergrund. Der Rechtsnormenkomplex der von neuen Gesichtspunkten durchtränkten Gebiete ist — das gibt auch Személyi zu (S. 33) — „noch nicht ausgereift“. Wir glauben nicht, daß die heutigen Zeiten geeignet wären, in einem hauptsächlich gewohnheitsrechtlichen Rechtssystem die Rechtsnormen zu fixieren, nachdem in sechzig in bezug auf die Weltanschauung einheitlichen Jahren die Kodifikation nicht vollbracht werden konnte. Die Rechtseinheit kann auch ohne Kodifikation gewahrt bleiben, dafür bieten der Charakter der geschriebenen Gesetze und auf dem Gebiete des Gewohnheitsrechtes das gefestigte System des Spruchrechts (S. 6) eine Gewähr.

3. *Stefan Székely*⁴ widmet sich hauptsächlich zwei Gruppen der sachenrechtlichen Institutionen. Nach einem Hinweis auf andere Erscheinungen der Veränderungen, die das Sachenrecht in den letzten zwanzig Jahren erfuhr (S. 42), geht Verfasser ausführlich auf das Fideikommißrecht ein, das im G. A. XI : 1936 enthalten ist (SS. 43—64), und befaßt sich sodann mit dem Hypothekenrecht, das im G. A. XXXV : 1927 seine Regelung erfuhr (SS. 64—88). Dieser Ab-

schnitt wird an Hand einer Aufzählung durch einen Hinweis auf das im ungarischen Recht wenig vertretene Mobiliarhypothekenrecht ergänzt (SS. 88—89).

Als die Grundgedanken, von denen die Rechtsschöpfungen der letzten zwanzig Jahre auf dem Gebiet des Sachenrechts getragen wurden, gibt Verfasser den gesteigerten Familienschutz, den Gemeinschaftsgedanken und die wirtschaftlichen Ziele mit sozialpolitischen Rücksichten an (S. 42).

Aus der Art des Vortrags geht hervor, daß Verfasser sowohl den Maßnahmen des Fideikommißgesetzes als auch denen des Hypothekengesetzes unter juristischem und rechtspolitischem Gesichtspunkt zustimmt; ganz besonders gilt dies (SS. 60—61, 63—64) für die Institution des Kleinfideikommisses (etwa dem deutschen „Erbhof“ entsprechend). Diese grundsätzliche Einstellung hindert den Verfasser jedoch nicht, auf die Mängel und Schwerfälligkeiten der Rechtskonstruktion da und dort hinzuweisen (SS. 54—55).

Die erste Hälfte des Aufsatzes legt den Inhalt des Familienfideikommisses (SS. 45—49), die sich daraus ergebenden Rechtsverhältnisse (SS. 49—58), die Gründung eines neuen Familienfideikommisses (SS. 58—60) und das Kleinfideikommiß (SS. 60—64) dar, während in der zweiten Hälfte die Bestimmungen erörtert werden, die sich auf die Verkehrshypothek (SS. 65—76), die Sicherungshypothek (SS. 77—80) und die Grundschuld (SS. 80—82) beziehen. Hierauf werden die Geltendmachung der Hypothek (SS. 82—85) sowie der Hypothekenbrief und der Grundschuldbrief besprochen und der genaue Inhalt der bezüglichen Rechtsvorschrift angegeben (SS. 85—88). Schließlich zählt Verfasser als Erscheinungen aus dem Bereich der Mobiliarhypothek die Schiffs-, Industrie- und Getreidehypothek auf. Da diese Aufzählung als erschöpfend bezeichnet wird (S. 88), sei erwähnt, daß nach unserer Ansicht als vierte Gruppe auch die mittels Regierungsverordnung Nr. 1710/1943 M. E. geregelte „Holzhypothek“ dazugehört. (Ungarisches Privatrecht. Herausgegeben von Karl Szladits. Sachenrecht, Heft V, von Dr. Andreas Nizsalovszky, 807 Seiten.)

4. *Alexander Cornelius Tury*⁵ erkennt die Richtungslinie der Veränderung des ungarischen Kreditrechts im methodischen Abbau des Prinzips der wirtschaftlichen Freiheit (S. 92). Dieser Tendenz dienen die neue Sinnggebung — die „stillschweigende Revision“ — der Bestimmungen des Handelsgesetzes (G. A. XXXVIII), das 1875 im Sinne der wirtschaftlichen Freiheit geschaffen wurde, ferner die Schaffung geschriebener Rechtsnormen partiellen Charakters. Als positives Prinzip kommen — so wird im Aufsatz festgestellt (S. 94) —

der Schutz des wirtschaftlich Schwächeren, die Ethik des Wirtschaftslebens und die richtige Sozialpolitik zur Geltung. Alle diese Prinzipien dringen in der revisionistischen Einstellung der Rechtsprechung (SS. 95—104) sowie in den seit 1920 geschaffenen Gesetzen und Verordnungen durch (SS. 104—123).

Seinem grundsätzlichen Ausgangspunkt gemäß legt Professor Tury den Rechtsstoff dar, und anstatt die einzelnen Rechtsinstitutionen und veränderten Normeninhalte eingehend zu behandeln, ist er bemüht, „die Aufmerksamkeit auf die Probleme zu lenken, die die Kreditrechtsentwicklung der beiden letzten Jahrzehnte beschäftigten“ (S. 123). Eine mühsame wissenschaftliche Arbeit ist in der Darlegung der Probleme zu erkennen, deren positivrechtlicher Lösung — wie der Verfasser sagt — „oft verdiente Kritik zuteil wurde“.

Aus der Einstellung des Aufsatzes geht hervor, daß Verfasser sich den Gesichtspunkten, die bei der *Schaffung der Vorschriften* des positiven Rechts *als Begründung* betont wurden, anschließt und in den einzelnen Bestimmungen tatsächlich den Schutz des wirtschaftlich Schwächeren, die Garantie der Ethik der Wirtschaft und die Verwirklichung einer richtigen Sozialpolitik — oder zumindest das Streben danach — erkennt. Es wäre eine kritische Stellungnahme nicht nur dem Aufsatz, sondern indirekt auch den kreditrechtlichen Rechtsschöpfungen der letzten zwanzig Jahre gegenüber, wenn wir untersuchen wollten, wie weit die angerufenen Prinzipien durch die einzelnen Bestimmungen tatsächlich verwirklicht werden und ob die Art der Verwirklichung geeignet ist, im Recht und im Leben die als Begründung betonten Prinzipien durchzusetzen. Der Aufsatz selbst beantwortet diese Fragen nicht, er kann sie auch nicht beantworten; immerhin gibt er durch die Darlegung des Stoffes nach gewissen Prinzipien und durch die grundsätzliche Beleuchtung der Probleme Anlaß zu sehr weitläufigen Auseinandersetzungen, deren Entscheidung zum Teil von der ideologischen Einstellung der Parteien abhinge.

5. Nach den drei Aufsätzen aus dem Bereich des Privatrechts, die die erste Hälfte des Bandes ausfüllen, folgen weitere drei Aufsätze, die die Veränderungen des Zivilprozeßrechts, des Strafprozeßrechts und des Strafrechts in den beiden letzten Jahrzehnten erläutern.

P. Elemér Balás geht in der Einleitung seiner Abhandlung⁶ von § 222, Abs. 26 der ungarischen Zivilprozeßordnung (G. A. 1 : 1911) aus, der sich auf die Pflicht der Parteien, die Wahrheit zu sagen, bezieht. Daran anknüpfend deutet er die Richtlinie der Veränderung an, die bereits bei der Parlamentsverhandlung über den nachmals zum Gesetz erhobenen Entwurf der Zivilprozeßordnung einsetzte.

Von den Ergebnissen der prozeßrechtlichen Schöpfungen seit dem vorigen Weltkrieg greift er heraus, daß die Absonderung der Verhandlung über die prozeßhindernden Einreden von der Verhandlung zur Hauptsache aufgegeben wurde, ferner das Rechtsmittel mit Überspringung der Zwischeninstanz, die Einführung der Eventualmaxime, die Institution der Berufungs- und Revisionsgrenze, die in vieler Beziehung spezielle Rechtspflege in Sozialversicherungssachen, die richterliche Funktion der Laien und die erhebliche Einschränkung der kollegialen Gerichtsbarkeit bei den Zivilgerichten erster Instanz (SS. 132—141). Nach den Rechtsnormenschöpfungen der Gesetzgebung erörtert er in sehr fesselnder Weise die prozeßrechtlich bedeutenden Rechtseinheitsentscheidungen und grundsätzlichen Beschlüsse der kgl. Kurie (SS. 141—146). Neben den prozeßrechtlichen Institutionen legt er auch die Veränderungen dar, die das Vollzugsrecht infolge von Gesetzen und Verordnungen sowie durch die Gerichtspraxis erfahren hat (SS. 146—160), und skizziert die Modifikationen der freiwilligen Gerichtsbarkeit (S. 161).

Von besonderem Wert ist die sicher aufgebaute kritische Stellungnahme des Verfassers, die im ganzen Aufsatz zutage tritt. Die Mängel der Rechtsschöpfungen aus der Nachkriegszeit werden offen aufgedeckt (z. B. im Zusammenhang mit den einstweiligen Verfügungen, dem Urkundenzwang und der vollen Anwendung des Officialprinzips (SS. 130—132); gegenüber den Beschlüssen der kgl. Kurie betont und begründet Verfasser den entgegengesetzten Standpunkt (Rechtseinheits-Entscheidung Nr. 31, SS. 141—142; grundsätzlicher Beschluß Nr. 1058, S. 143), an anderer Stelle nimmt er den Standpunkt des obersten Gerichtshofes an (Rechtseinheits-Entscheidung Nr. 36, grundsätzlicher Beschluß Nr. 883, S. 144) bzw. deckt er die Irrtümer in der Begründung des an sich richtigen Beschlusses auf (Rechtseinheits-Entscheidung Nr. 88, S. 151). Aus prinzipiellen Gründen bemerkenswert ist die Darlegung der Rechtseinheits-Entscheidung Nr. 54 (S. 146), in der die Kurie von einer bereits 1914 erlassenen Ministerialverordnung feststellt, daß sie nicht gesetzmäßig und daher im Sinne des § 19 des G. A. IV : 1869 für die Gerichte nicht bindend sei — ein beredtes Beispiel für die Wachsamkeit über die Rechtseinheit des ungarischen Gerichts.

Professor Balás mißt dem Vordringen der Laienelemente in der Gerichtsbarkeit große Wichtigkeit bei. Theoretisch ist auch die diesbezügliche Bestimmung von großer Bedeutung, und praktisch kann in bezug auf die Patentprozesse und die Prozesse über unlauteren Wettbewerb das gleiche behauptet werden. Dort jedoch, wo die Teilnahme der Laienelemente auch statistisch die häufigste sein könnte,

nämlich bei den Arbeiterprozessen (S. 138), ist aus der geschriebenen Bestimmung kein *ius vigens* geworden, denn die Parteien, von deren Willen es abhängig gemacht wurde, wünschen die Teilnahme der sogenannten Beisitzer neben dem Berufsrichter nicht. So kommt also trotz der entscheidenden grundsätzlichen Stellungnahme in der Rechtspflege des Alltags die Teilnahme der Laienelemente nicht zur Geltung.

6. Von allen sechs Aufsätzen kommt vielleicht *Erich Hellers* „*Ungarisches Strafrecht in den beiden letzten Jahrzehnten*“ (SS. 163—195) dem Ziel am nächsten, dem nämlich, daß der Leser die Veränderungen, die seit dem Weltkrieg von 1914/18 eingetreten sind, kennenlerne und sie in seine früheren Kenntnisse einfüge. Bei der Darlegung der einzelnen Rechtsschöpfungen unterläßt Verfasser nicht, sich auf das entsprechende Rechtsnormensystem von vor 1920 zu berufen und womöglich die Parallele zu ziehen. (Beispiele: Auf Umsturz der staatlichen und sozialen Ordnung gerichtetes Verbrechen — Hochverrat an der Verfassung, S. 175. — Vergehen nach § 5, G. A. III : 1921 — Aufwiegelung, S. 176. — Durch Herstellung von Sprengstoff usw. begangene Delikte — Vorbereitungshandlungen und Versuch zu Verbrechen nach G. A. V : 1878, S. 179, u. a. m.)

Verfasser teilt die Rechtsschöpfungen der letzten zwanzig Jahre in vier Gruppen ein (S. 164) und hebt die bedeutsamen Anordnungen innerhalb dieser Gruppen klar hervor. Das Militärstrafgesetzbuch (G. A. II : 1930) indessen, das er auf S. 163 erwähnt, bezieht er in den Kreis seiner Ausführungen nicht ein.⁷

In die erste Gruppe (SS. 165—173) finden Aufnahme: die verschärfte Zwangsarbeit, die Neuregelung und Ausdehnung der Geldstrafe in ihren beiden Formen (Haupt- und Nebenstrafe), die ausnahmsweise gewährte Erlassung der Strafe bei Vergehen oder Übertretung und die Strafe für gewisse Handlungen, die gegen die geschäftliche Lauterkeit verstoßen. In diesen Rechtsnormen sieht Verfasser eine *natürliche Weiterentwicklung* des ungarischen Rechtssystems, und nach seiner Auffassung „weist die Entwicklungslinie keinerlei Bruch auf, da diese Entwicklung von dem Wechsel des Zeitgeistes und von den Tagesereignissen unabhängig ist, über allem steht“ (S. 164).

In die zweite Gruppe zählen die *politischen* Strafhandlungen; behandelt sind hier vor allem die Bestimmungen über den wirksamen Schutz der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, über das Verbrechen des Landesverrats, über die durch Herstellung, Bereithaltung und Verwendung von Sprengmitteln und Sprengstoffen begangenen Verbrechen und Vergehen (SS. 173—179).

In der dritten Gruppe finden wir die Gesetze, welche die durch die *Tageseignisse* erweckten strafrechtlichen Bedürfnisse befriedigen sollen, vor allem die Gesetze über Preistreiberei und über den Mißbrauch von Zahlungsmitteln, ferner das Landesverteidigungsgesetz von 1939 (SS. 180—191).

In der vierten Gruppe schließlich werden diejenigen Rechtsnormen dargelegt, die den „*Gang der weltanschaulichen Umwandlung*“ widerspiegeln (S. 164). Hier finden wir die neuen Bestimmungen über die Straftat einzelner sogenannter politischer Strafhandlungen, über Wucher und Kreditgefährdung sowie das Gesetz über Winkelschreiberei (SS. 191—195).

Verfasser bemerkt selbst, daß die Einreihung der zuletzt erwähnten Gesetze in diese Gruppe überraschend wirken dürfte; eine genauere Betrachtung indessen erweist die Richtigkeit dieser Klassifizierung. Darin daß der Gesetzgeber es für nötig hielt, den in Frage stehenden Rechtsstoff neu zu regeln, sieht Verfasser weltanschauliche Motive. Die Neuregelung wurde im allgemeinen im Zeichen der größeren Strenge durchgeführt; dem Angeklagten gegenüber wurde eher auf die Wahrung der Rechte des Verletzten Gewicht gelegt (S. 192).

Im letzten Satz des Aufsatzes bringt Verfasser die Ansicht zum Ausdruck, daß er die Änderungen der strafrechtlichen Vorschriften für richtig halte und in ihnen die Stärkung des *Universalismus* erkenne. Diese letzte Feststellung kann gewiß nicht angezweifelt werden, nicht unbedenklich ist indessen die Anschauung, daß „der Universalismus im kraftvollen Schutz des Verletzten zur Geltung gelangen“ werde (S. 195). Der Schutz des Verletzten ist auch im Zeichen des Individualismus durchaus vorstellbar, und wir glauben daher nicht, daß dieser Schutz für die Entwicklungslinie des Universalismus bezeichnend wäre.

In der Studie Professor Hellers finden wir alle Vorzüge von Arbeiten dieser Art vereinigt: Verfasser legt methodisch die Rechtsnormen dar, fügt sie übersichtlich in das Rechtssystem ein und erweckt dabei fruchtbare Gedanken. Wer den heutigen Stand des ungarischen Strafrechts kennenlernen will, wird diese Seiten mit gutem Nutzen durchblättern.

7. Der zweite Aufsatz *P. Elemér Balás* (SS. 197—234), der den Band abschließt und den Titel „*Die Entwicklung des ungarischen Strafprozessrechts nach dem Weltkrieg*“ trägt, sticht besonders dadurch hervor, daß aus jeder Zeile das Sprühende des unmittelbaren Erlebens herauszufühlen ist. Verfasser, zurzeit ordentlicher Professor für

Zivil- und Strafprozeßrecht, war während des vorigen Weltkrieges in mehreren Strafprozeßen außergewöhnlichen Ausmaßes Vertreter der öffentlichen Anklage (S. 219). Später, vor seiner Ernennung zum Universitätsprofessor, nahm er in der Kodifikationsabteilung des Justizministeriums an der Vorbereitung bzw. an der Schaffung mehrerer Rechtsvorschriften der Strafrechtspflege teil (S. 197). Unmittelbares Erleben, gefühls- und verstandesmäßiges Sichvertiefen, Grübeleien der Alltagsarbeit durchglühen die wenigen Seiten (198—208), die der Verteidigung der Veränderungen gewidmet sind, welche das Strafprozeßrecht in den letzten zwanzig Jahren erfuhr. Während Balás die zahlreichen Angriffe widerlegt, verschweigt er die mitunterlaufenen Mißerfolge und unzulänglichen Lösungen nicht und trachtet zu beweisen, daß eben durch die Veränderungen das Strafverfahren dem Ziel: „die Verwirklichung der substantiellen Gerechtigkeit vollständiger zu ermöglichen als bisher“, näher gekommen sei (S. 201). Seinen Ansichten können wir nicht restlos beipflichten, aber selbst da, wo unsere Auffassung von der seinigen abweicht, können wir uns der Überzeugungskraft seines Vortrags schwer entziehen.

Im zweiten Teil der Studie skizziert Professor Balás in großen Zügen das heutige Bild des Strafverfahrens (SS. 208—211) und analysiert sodann die Einzelheiten der Reformarbeiten (SS. 211—234). Er weist auf die Veränderungen hin, die in Bezug auf die Organisation des Gerichts, die Parteien im Strafprozeß und die Rechtsmittelverfahren eingetreten sind. Erwähnenswert ist, daß die *Forderung*, die er in seiner — am 25. April 1941 abgeschlossenen — Arbeit stellt, nämlich, daß dem Einzelgericht nur Fälle übertragen werden sollten, in denen voraussichtlich eine Freiheitsstrafe von nicht mehr als einem Jahr verhängt wird (S. 213), seither durch den § 3, Abs. 2 der am 4. Oktober 1941 in Kraft getretenen Regierungsverordnung Nr. 7070—1941 M. E. — zumindest auf einem Gebiet des Prozeßrechts — praktisch *verwirklicht* worden ist.

8. Der Band enthält die Arbeiten von fünf Verfassern, die im großen und ganzen verschiedener Auffassung sind. Dennoch ist in gewissen Punkten eine Übereinstimmung aller festzustellen:

a) sie anerkennen den *Rechtsschöpfungs-Charakter der Gerichtspraxis*, ihre Elastizität und ihre Kraft, unter veränderten Verhältnissen die alten Rechtsvorschriften mit neuem Sinn zu füllen;

b) sie geben zu, daß die Gesetz- und Verordnungsschöpfungen der letzten zwanzig Jahre im Zeichen einer *weltanschaulichen Umwälzung* standen und daher nicht in allen Einzelheiten eine einheitliche Tendenz befolgen konnten;

c) sie lehren, daß das ungarische Recht selbst in Zeiten schwerer Erschütterungen im wesentlichen seinen *Evolutions-Charakter* bewahrte und

d) sie bekunden, daß auch die veränderten Gesichtspunkte der Rechtsschöpfung *sich organisch in die bisherige Tendenz einfügten*.

E. Szebenyi.

¹ P. Elemér Balás, Erich Heller, Koloman Személyi, Stefan Székely, Alexander Cornelius Tury: Die Entwicklung des ungarischen Rechts in den zwanzig Jahren nach dem Friedensvertrag von Trianon. Veröffentlichungen der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der kgl. ung. Franz Josef Universität zu Kolozsvár, Bd. I, Kolozsvár, 1941, 234 Seiten.

² Die beiden letzten Jahrzehnte der Entwicklung des ungarischen Privatrechts.

³ Vgl. Ungarns Privatrechtsgesetzbuch. Entwurf (1928). Amtliche Übersetzung veröffentlicht vom kgl. ung. Justizministerium, Budapest, 1939.

⁴ Neuere Erscheinungen in der Entwicklung des ungarischen Sachenrechts. SS. 41—89.

⁵ Die Entwicklung des ungarischen Kreditrechts in den beiden letzten Jahrzehnten. SS. 91—124.

⁶ Die Entwicklung des ungarischen richterlichen Zivilrechts nach dem Weltkrieg. SS. 125—161.

⁷ Vgl. Das ungarische Militärstrafgesetzbuch. Übersetzt, mit einem historischen Überblick und mit Anmerkungen versehen von Emil Schultheiß. Bonn: Röhrscheid, 1940. XVI, 60 S. (Rechtsvergleichende Untersuchungen zur gesamten Strafrechtswissenschaft, H. 14).

WERBÓCZY, EIN MODERNER MENSCH AN DER SCHWELLE DER NEUZEIT

Die „Franz Josef“ Universität in Kolozsvár gedachte ehrfurchtsvoll der 400-sten Jahreswende des Todes von Stefan Werbóczy. Aus Anlass dieser Feier hielt der Vorsitzende, Prof. Elemér P. Balás in seiner Eigenschaft als Dekan der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät eine schwungvolle Eröffnungsrede über das Thema: „Werbóczy, ein moderner Mensch an der Schwelle der Neuzeit“, die nun auch als Druckschrift vorliegt.¹ (Die Besprechung dieser Schrift für das Ausland erscheint als begründet, weil der Verfasser

sie mit einem aufschlußreichen deutschen Auszug versehen und somit den Inhalt auch nichtungarischen Lesern zugänglich gemacht hat.) Entscheidend ist, daß Werbőczy durchaus keine Provinzgröße war, sondern eine Persönlichkeit von europäischem Format, ein prächtiger Renaissance-Kopf, der allgemeine Aufmerksamkeit verdient. Ich möchte nicht auf das riesige Schrifttum über die Annahme des römischen Rechts eingehen, es wird wohl der einfache Hinweis auf Punkt 19. des Feder'schen Programms genügen, wo deutsches Gemeinrecht an Stelle von Fremdrecht gefordert wird, sowie auf die Vorbereitungsarbeiten des Volksgesetzbuches, das echtes deutsches Recht enthalten soll, um zu beweisen, daß die materielle Übernahme des römischen Rechts für die deutsche Rechtsentwicklung ein kolossaler Umweg war. Werbőczy hat uns vor diesem verhängnisvollen Schritt bewahrt. W. Engelmann weist in seinem großangelegten Werk: Die Wiedergeburt der Rechtskultur in Italien (1938) darauf hin, daß die materielle Rezeption eine Fehlentwicklung war, die durch die Übernahme des römischen Geistes vermieden, somit die Unzulänglichkeiten des mittelalterlichen Rechts behoben und eine arteigene, bodenständige Rechtskultur eingeleitet hätte werden können. Werbőczy hat bewußt diesen Weg eingeschlagen, und hierin liegt das Unerhörte Moderne seiner Persönlichkeit. Sein Werk: *Tripartitum* (*opus iuris consuetudinarii inelyti Regni Hungariae*) erschien ursprünglich in lateinischer Sprache und wurde in Wien 1517 bei Syngrenius gedruckt. 1599 erschien eine deutsche Übersetzung. Die positivistisch eingestellte ausländische Kritik arbeitete nur die materielle Ähnlichkeit mit den ihr bekannten Gesetzbüchern heraus, ohne ihren Geist zu erfassen. Psychologisch ist das Moderne bei Werbőczy auf die Vielfältigkeit seines Geistes und auf seine synthetische Veranlagung zurückzuführen. Werbőczy begnügte sich nicht nur, das altungarische Recht in der Form eines einheitlichen Gesetzbuches zusammenzutragen, sondern beseelte dieses Gesetzbuch, indem er das Gewohnheitsrecht als eine dem staatlich gesetzten Recht gleichwertige Rechtsquelle anerkannte.

Die widerspruchsvolle Beurteilung Werbőczys rührt wohl davon her, daß er, wie sein Zeitalter, die Renaissance überhaupt, gleichzeitig heidnisch-antike und christlich-mittelalterliche Gedankengänge aufweist, ohne zu einem letzten Ausgleich vorzudringen. Entschieden unchristlich war seine dingliche, sachenrechtliche Auffassung des Bauern, wofür er jedoch nicht persönlich voll verantwortlich gemacht werden sollte; war ja dies damals eine ganz allgemeine Zeiterscheinung. (Die soziologische Forschung hat überdies einwandfrei festgestellt, daß der Bauer des Lesens und Schreibens völlig unkundig war und

schon deshalb am Rechtsverkehr nicht aktiv teilnehmen konnte.) Im Staatsrecht hingegen huldigte Werbőczy einer christlich-personalistischen Auffassung, die in der Symbolik von der Heiligen Krone zum Ausdruck kam. Volk und Land ist demnach durchaus nicht Eigentum des Herrschers, sondern das Volk ist die Quelle der Herrschermacht und steht mit dem Könige auf gleicher Ebene. Auch die ständische Auffassung weist bei ihm einen christlich-personalistischen Unterbau auf. Der berühmte Grundsatz von der „una eademque nobilitas“ war nicht nur als Abwehr gegen den übermächtigen Hochadel gedacht, sondern ermöglichte eine vollkommene Erfassung des ganzen Menschen in der Einheit des Staates und bog jeder Nationalitätenfrage die Spitze ab. Der scharfe Blick Werbőczys für die außerordentliche Bedeutung der damals noch fast ganz neuen Buchdruckerkunst, die ihn zum sofortigen Druck seines Rechtsbuches veranlaßte, war ein ausgesprochen moderner Zug seines Wesens. Das königliche Siegel war seinem Rechtsbuch durch Ränke der Oligarchie versagt worden, doch was jenes niemals hätte bewirken können, das hat die Presse erreicht; das rasch verbreitete Rechtsbuch ist unversehrt und unverändert erhalten geblieben bis auf heute. Da es keine andere zuverlässige Sammlung des gesamten ungarischen Rechts gab, ging es als einzige, in klassischer Form gehaltene Darstellung zwangsläufig als Ganzes in das Rechtsbewußtsein ein. Mit den eigenartigen Aufgaben, die diesem Rechtsbuch durch die besonderen Verhältnisse seiner Zeit aufgegeben wurden und die es restlos erfüllten, wollen wir uns hier nicht näher befassen. Das Tripartitum war während der Türkenherrschaft die Bibel des ungarischen Volkes, somit wurde der tragische Bruch in unserer völkischen Entwicklung durch das gemeinsame Rechtsempfinden siegreich überwunden. Die gemeinsame Rechtskultur und das Brauchtum vereinigten alle Ungarn, ganz gleich, ob sie unter türkischem Joch, unter Habsburgs Zepter oder im Siebenbürgischen lebten. Dies jedoch ist bereits eine rein ungarische Angelegenheit. Daß aber Werbőczy den Einfluß des antiken römischen Rechts beschränkte, war eine vorbildliche aktive Geisteshaltung, wodurch er wohl den Anspruch erheben kann, als der erste moderne ungarische „Rechtswahrer“ zu gelten.

Der Verfasser hat sein bestes Können und ein umfassendes Wissen dareingesetzt, diesen Wesenszug Werbőczys herauszuarbeiten und unter Beweis zu stellen. Dieser Zug wird an keiner Darstellung in der Zukunft mehr fehlen dürfen. Das Unternehmen des Verfassers ist von der ungarischen wissenschaftlichen Welt mit größter Anerkennung aufgenommen worden, zum Beweis dessen, daß auch er selbst zu den synthetisch veranlagten modernen Rechts-

wahren gehört, die das Ererbte mit größter Ehrfurcht pflegen, gleichzeitig aber auch den modernsten Anforderungen ihres Berufes genügen.

J. Hegedüs.

¹ Sonderdruck aus der Schriftenreihe: Acta Juridico-politica, No. 2 Kolozsvár, 1941, 46 S.

KRIEGSWIRTSCHAFT UND STRAFRECHT

I.

Die nachstehende Gesamtdarstellung versucht die Zusammenhänge der Kriegswirtschaft und des Strafrechts in Ungarn im Spiegel des Schrifttums aufzuzeigen. Ich möchte zunächst darauf hinweisen, dass ich das Kriegsstrafrecht weder in seinem weiteren Sinne — wie es sich z. B. Gr. Gleispach¹ zum Ziele gesetzt hat — noch im engeren Sinne des Wortes — wie dieser von Nagler² bestimmt wurde — darstellen werde, sondern, die Aufgabe abgrenzend, nur das Schrifttum der mit den Kriegsbedürfnissen unmittelbar oder mittelbar zusammenhängenden Strafgesetzgebung, und zwar in ihren Beziehungen zu der Kriegswirtschaft beachten werde. Ist ja doch unser Kriegsstrafrecht vorwiegend auf den Schutz der Kriegswirtschaft abgestellt.

Einige Feststellungen von allgemeiner Gültigkeit mögen vorausgeschickt werden. Im Kampfe für die nationale Existenz galt die Devise „salus rei publicae suprema lex esto“ Jahrhunderte lang als leitender Grundsatz der Staatsführung. Eine besondere Bedeutung kommt dieser Parole heute zu, wo im Dienste des Vaterlandes sowohl von der Front als auch vom Hinterlande der restlose Einsatz aller Kräfte gefordert wird. Der siegreiche Durchbruch dieses Gedankens zeigt sich bei uns in der allgemeinen Verschärfung, die auf allen Gebieten des Strafrechts zu verzeichnen ist. Gesetzgebung und Schrifttum haben sich gleicherweise die Auffassung zueigen gemacht, daß abschreckende Strafen als vorbeugende Schutzmaßnahmen in Kriegszeiten unbedingt angewendet werden müssen. Während des ersten Weltkrieges gab es in dieser Beziehung noch zweierlei Auffassungen. Die eine wollte den Krieg als Ursache zu einer allgemeinen Verschärfung betrachten, die andere vertrat die Ansicht, daß eben in Kriegszeiten, die ohnehin viel Leiden und Not mit sich bringen,

Milde und Gnade walten zu lassen sei. Heute dagegen kann ohne Zweifel festgestellt werden, daß eine derartige unangebrachte Milde und die Widerstandskraft des Hinterlandes zermürbende Auffassung in unserem Strafrecht sowohl praktisch als auch theoretisch bekämpft und verurteilt wird. Allerdings muß bemerkt werden, daß in unserer öffentlichen Meinung die auf Grund des Ausnahmezustandes erlassenen Bestimmungen im Geiste unserer Verfassung in der Tat nur als „Ausnahmebestimmungen“ aufgefaßt werden, die zwangsläufig auf die Kriegsverhältnisse zurückzuführen sind. Darüber hinaus jedoch gibt es keinen Theoretiker, der die — unten näher zu erörternde — allgemeine Verschärfung für „die Verletzung der Freiheitsrechte“ hielte oder zur Vermeidung der Beeinträchtigung des „Systems“ den Zweck preiszugeben bereit wäre.

Die praktischen Erfahrungen des ersten Weltkrieges haben uns in dieser Hinsicht reichlich belehrt. Heute wird nicht mehr bestritten,³ daß der Standpunkt der schärfsten Vergeltung in erster Linie gegenüber den die Kriegswirtschaft angreifenden oder gefährdenden Verbrecher einzunehmen ist. Diese strenge Stellungnahme offenbart sich in der Bestrafung des privatrechtlichen Rechtsbruches (Vertragsbruch), in der Erhöhung der Strafverfügungen und vor allem in der freieren Auslegung der Rechtsnormen (man bedenke z. B. die immer elastischere Handhabung des Begriffes der Artikel für den allgemeinen Bedarf). Unser Strafrechtssystem enthält zwar keine Generalklausel⁴ wie §. 2. n. F. im deutschen StGB., doch ist gerade bei den Strafvorschriften zum Schutze der Kriegswirtschaft die Rahmengesetzlösung gewählt worden. Dieser Weg ist zur teleologischen Gesetzauslegung wohl der geeigneteste.⁵

Bei der Besprechung der Veröffentlichungen unseres Kriegsschrifttums beachten wir besonders folgende drei Gruppen der Rechtsverfügungen :

a) die Rechtsvorschriften zur Ahndung der die Kriegsführung und die Landesverteidigung auf dem Gebiete der Wirtschaft unmittelbar gefährdenden Straftaten;

b) die Rechtsvorschriften gegen Preistreiberei, zur Bekämpfung der typischen Kriegstraftaten, die besonders die Widerstandskraft der inneren Front untergraben;

c) auch das Schrifttum des Devisenstrafrechts wird berührt. Die Devisenvergehen sind zwar nicht typische Kriegsdelikte, doch es ist klar, daß Mißbräuche, die die Stabilität unserer Währung gefährden, in Kriegszeiten ganz besonders gefährlich und strengstens zu verfolgen sind.

II.

Bereits hier sei erwähnt, daß die überwiegende Mehrheit der vorliegenden Arbeiten (selbständige Werke, Aufsätze, Vorträge) praktische Ziele verfolgt. Während kommentarartige Werke, die die Rechtspraxis besprechen, in großer Anzahl vorhanden sind zurückzuführen, liegen dogmatische Werke nur in geringer Zahl vor. Dieser Zustand ist in erster Linie auf das beschleunigte Lebenstempo zurückzuführen, das für den Krieg bezeichnend, der Vertiefung jedoch nicht günstig ist. Leider ist wegen Raummangels nur eine flüchtige Besprechung, bzw. Aufzählung der einschlägigen Arbeiten möglich. Auf eine kritische Auseinandersetzung mit Veröffentlichungen über Einzelfragen können wir also nicht eingehen.

A) Die Besprechung der *dogmatischen* Arbeiten beginnen wir mit dem 18. Band des Werks „Handbuch des ungarischen Strafrechts.“⁶ v. Pál Angyal, dem führenden Theoretiker des ungarischen Strafrechts. Verf. behandelt die Straftaten gegen die Belange der Kriegsführung, die Mißbräuche durch Preistreiberei und das Devisenstrafrecht. Das Werk stellt außer der dogmatischen Kritik des Stoffes auch die Rechtspraxis bis in die Einzelheiten dar.

Im ersten Teil erörtert Vf. den noch während des ersten Weltkrieges in Kraft getretenen G. A. XIX. v. J. 1915, der durch den G. A. II. v. J. 1939 über die Landesverteidigung (Wehrgesetz) und X. v. J. 1942 über Strafbestimmungen gegen einzelne Mißbräuche im öffentlichen Leben wesentlich verschärft wurde.

Der G. A. XIX. v. J. 1915 bekämpft die Mißbräuche bei den Kriegslieferungen und die damit verbundenen Amtsverbrechen, also typische Kriegsstraftaten; er ist daher gegenwärtig höchst aktuell. Er hat zur Zeit seines Inkrafttretens lebhaften Widerhall erweckt;⁷ Verfasser bearbeitete bereits 1915, bzw. 1916 die auf Grund des Gesetzes entstandene Rechtspraxis.

Der zweite Teil des Bandes behandelt die Mißbräuche durch Preistreiberei. Derartige Mißbräuche haben bereits im zweiten Jahre des Weltkrieges (1915) zum gesetzlichen Eingriff Anlaß gegeben. Die erste Regelung erwies sich aber als ungenügend; zur Bekämpfung der Mißbräuche mußte eine Neuordnung geschaffen werden (Gesetzartikel IX. v. J. 1916). Der für Ungarn unglückliche Ausgang des ersten Weltkrieges und die darauf folgende Wirtschaftskrise bot den Schachern neue Möglichkeiten. So erwies es sich als notwendig, nach dem ersten Weltkrieg den G. A. XV. v. J. 1920 zu erlassen; dieses Rahmengesetz ist — mit gewissen Änderungen —⁸ noch heute in Kraft.

Verfasser widmet in seinem Werk diesem Stoff den größten Raum, was mit der Häufigkeit dieser Straftaten begründet ist.⁹ Ein rechtsgeschichtlicher Rückblick auf die Vergangenheit der behördlichen Preisüberwachung (S. 63. u. 64.) wird zunächst vorausgeschickt.¹⁰ In diesem Teil werden alle Erscheinungsformen der Preistreiberei besprochen (Preisübertretung, Preiswucher, Lohnwucher usw.). Besonders wertvoll ist die Analyse des Begriffs der Artikel für den allgemeinen Bedarf (S. 65.), sind doch diese Artikel bei jedem im Gesetz vorkommenden Tatbestand Handlungsobjekte, ohne aber im Text des Gesetzes genau bestimmt und festgelegt zu werden.

Der dritte Teil des Bandes enthält das Devisenstrafrecht. Die diesbezüglichen Gesetze und Verordnungen bringen im allgemeinen nur Rahmenvorschriften, deshalb ist es notwendig, daß die Theorie der Praxis durch dogmatische Erörterungen zu Hilfe komme. Das Grundgesetz ist der G. A. XXVI. v. J. 1922, ergänzt durch den G. A. XXXII. v. J. 1931. Gegen Ausbruch des Krieges nahm die das ungarische Wirtschaftsleben bedrohende, gefährliche Tätigkeit der schachernden Elemente beständig zu, die Gesetzgebung mußte daher die wirksamere Bekämpfung dieser Straftaten anordnen (G. A. XIV. v. J. 1939). Diese Gesetze wurden noch durch mehrere auf Grund des Ausnahmezustandes erlassene Verordnungen ergänzt, wodurch die Übersicht über dieses Rechtsgebiet immer mehr erschwert wurde. Die zu verschiedenen Zeitpunkten erlassenen Rechtsvorschriften zerrütteten das System der Grundgesetze. Dem jetzt besprochenen Werk kommt das Verdienst zu, durch die Analyse der Streitfragen zur Klärung mehrerer Kontroversen beigetragen zu haben.¹¹

Sándor Kornél Tury erörtert in der Einleitung seines Werkes „Wirtschaftsleben und Strafrecht“ (Budapest, 1941.) die Wichtigkeit einer besonderen Berücksichtigung des wirtschaftlichen Lebens im Strafrecht. Die Begriffe „Wirtschaftsrecht“, „Wirtschaftsstrafrecht“ werden abgegrenzt,¹² dann folgt ein kurzer geschichtlicher Rückblick. Es wird gezeigt, wie das Zeitalter des wirtschaftlichen Liberalismus den strafrechtlichen Schutz der Wirtschaft vernachlässigte, und daß heute, im Zeitalter der Planwirtschaft, der Staat dieser seinen Schutz in gesteigertem Maße angedeihen läßt. Verf. weist darauf hin, daß die Nationalwirtschaft bereits im Frieden durch die Grundsätze der Kriegswirtschaft gelenkt werden sollte.

Dann folgt die Bestimmung des Begriffs des „Wirtschaftsdelikts“; Vf. zeigt dessen wichtigste Erscheinungsformen in unserem heutigen Recht und erörtert die Bestimmungen über die Bestrafung dieser Vergehen. Aus den Einzelheiten geht klar hervor, daß der

Vergeltung des Wirtschaftsdelikts eine große Bedeutung besonders in Kriegszeiten zukommt, wo die ganze Nationalwirtschaft den Kriegszielen dient (Schutz des Wirtschaftsgeheimnisses, Sicherung der öffentlichen Versorgung, Strafhandlungen, die den öffentlichen Verkehr gefährden, Mißbräuche durch Preistreiberei, Devisenvergehen, Schutz der Arbeitskraft usw.). Zum Schluß wird auf Grund der Einzeldarstellungen mit Recht festgestellt, daß unser Strafrechtssystem — was den Schutz des Wirtschaftslebens belangt, keineswegs — der Rückständigkeit beschuldigt werden könne.

Miklós Zöldy: Skizzen aus der Zeit der Erneuerung unseres materiellen Strafrechts. Budapest, 1939.

Verf. ist der Ansicht, daß alle Arten der Delikte, die die Ordnung des Wirtschaftslebens gefährden, nach einheitlichen Grundsätzen beurteilt werden müßten.

Árpád Jencs: Spionage in der Nationalwirtschaft. Budapest, 1940.

Verf. gelangt zu dem Ergebnis, daß die nationalwirtschaftliche Spionage, die schon im Wirtschaftskrieg der Friedenszeiten — ja noch eher, als die militärische — der Nation den größten Schaden zufügen kann, in unserem Strafrecht nicht entsprechend wirksam bekämpft wird. Es gibt zwar auch heute Möglichkeiten einer Vergeltung, dennoch wird es bei der Schaffung des neuen ungarischen StGB¹³ eine der wichtigsten Aufgaben sein, die verschiedenen Erscheinungsformen der Angriffe auf das nationalwirtschaftliche Geheimnis in ein System zu bringen. Bis dahin obliegt es dem Gerichte, das nationalwirtschaftliche Geheimnis, bzw. die damit zusammenhängenden großen öffentlichen Belange zu schützen.

Miklós Degré besprach im führenden ungarischen juristischen Fachorgan „Magyar Jogi Szemle“ (Ungarische Juristische Rundschau. Jahrg. XXII. S. 326.) die Konkurrenzfragen der Mißbräuche durch Preistreiberei. *Ernö Lengyel* umriß in seinem Vortrag über „das Wuchergericht und die zu seiner Zuständigkeit gehörenden Delikte“ die Tätigkeit dieses Sondergerichts. *Lajos Klivényi* befaßte sich in der Zeitschrift „Magyar Jogi Szemle“ (Jahrg. XXII. S. 89.) mit den Fragen der strafrechtlichen Praxis der Preisstopverordnung. Der Aufsatz von *Elek Tóth* über den Stopp Preis (Magyar Jogi Szemle XXIII. S. 213.) sei ebenfalls erwähnt.

B) Unter den *Kommentaren* sind folgende zu vermerken:

Angyal—Isaák: Strafgesetzbuch. Budapest, 1941. 4. Aufl. Bd. I—II. Dieser am meisten gebrauchte Kommentar umfaßt das gesamte ungarische materielle Strafrecht und erläutert in diesem

Rahmen durch die Besprechung der Rechtspraxis auch die Strafgesetzgebung der Kriegswirtschaft.

Szentgyörgyi—Zöldy—Bacsó—Szabóky: Die Erläuterung des G. A. II. v. J. 1939 über die Landesverteidigung (Wehrgesetz). Budapest, 1939. Das kommentarartige Werk bespricht mit großer Genauigkeit die in diesem bedeutendsten Gesetz unserer Zeit bezeichneten Straftaten (Mißbrauch durch Verwertung der Erzeugnisse, Störung der Tätigkeit von Kriegsbetrieben, Schädigungen, die die Belange der Landesverteidigung gefährden, rechtswidriger Verbrauch der Artikel für den allgemeinen Bedarf).

Die nachstehenden Kommentare erörtern ausschließlich das *Preisstrafrecht*.

Béla Nagy: Die Rechtsvorschriften über die Mißbräuche durch Preistreiberei. Budapest, 1941. Das Werk enthält den Text des gesamten einschlägigen Rechtsstoffes mit Erläuterungen der Rechtspraxis. *Jenő Szolnok*: Die materiellen und formellen Rechtsvorschriften über Mißbräuche durch Preistreiberei. Budapest, 1942. Verf. bespricht nicht nur die Mißbräuche durch Preistreiberei im engeren Sinne, sondern auch den G. A. X. v. J. 1941 über die Bestrafung der Handlungen gegen die Belange der öffentlichen Versorgung (Vergehen gegen die behördlichen Vorschriften über die Ordnung der Produktion, über Güterverteilung und Güterverwendung.). *Lajos Klivényi*: Mißbräuche durch Preistreiberei. Budapest, 1941. Stellt die Praxis der oberen Gerichte dar. *Dezső Dorosi*: Preistreiberei, Preisregelung; die Preisüberwachungsstelle. Budapest, o. J. Die Arbeit dient der breiten Öffentlichkeit.

Folgende Kommentare befassen sich ausschließlich mit dem *Devisenstrafrecht*:

Ernő Gergely: Privat- und Strafdevisenrecht. Budapest, 1936 und dessen Ergänzung: Das neue Devisengesetz, Budapest, 1939. *János Bartha*: Kodex der Valuten- und Devisenrechtsvorschriften. Budapest, 1940.

Die in der Redaktion v. *Degré—Zehery* erscheinende Monatschrift: *Büntetőjog Tára* (Magazin des Strafrechts) sei hier ebenfalls erwähnt, da sie der Besprechung der Praxis des Kriegsstrafrechts einen großen Raum widmet. Wegen Raummangels müssen wir darauf verzichten, die Namen der Mitarbeiter dieser Monatsschrift aufzuzählen. In der Veröffentlichung von *Félix Ávédik* (Jogi Hírlap Döntvénytára, „Entscheidungssammlung der Juristischen Zeitung“¹⁴) sind auch über den Schutz der Kriegswirtschaft bedeutende Entscheidungen zu finden.

Z. Csanádi.

¹ *Gr. Gleispach*: Das Kriegsstrafrecht. Teil I—III. Das Sammelwerk „Deutsches Strafrecht“ in Herausgabe v. Freisler—Grau—Krieg—Rietzsch enthält gleichfalls alle seit dem Ausbruch des Krieges erlassenen Strafbestimmungen, also auch diejenigen, deren Existenz nicht durch die besonderen Kriegsverhältnisse bedingt ist.

² *Nagler*: Kriegsstrafrecht 1941.

³ Das Schweigen anstatt fruchtbarer Auseinandersetzungen ist nicht immer eine erfreuliche Erscheinung, gegen die Parasiten muß jedoch unbedingt eine geschlossene Front gemacht werden.

⁴ Gegen diese Neuerung hat eine führende Persönlichkeit des ungarischen Strafrechts — Kronanwalt a. D., Ferenc Finkey — zwar Stellung genommen, doch ich glaube, daß das Problem bei uns in Zukunft noch mehrfach erörtert werden wird. Meines Wissens übrigens ist das letzte Wort in dieser Frage auch im deutschen Rechtsleben noch nicht gesprochen worden.

⁵ Hier sei zu erwähnen, daß von zuständiger ungarischer Stelle bis jetzt noch keine Stellungnahme zur Lehre über die Tätertypen erfolgt ist, die im einschlägigen deutschen Schrifttum so lebhaft erörtert wurde.

⁶ Pál Angyal: „Handbuch des ungarischen Strafrechts.“ 18. Band. Budapest, 1941. Der erste Band des auf 25 Bände geplanten und das gesamte ungarische Strafrecht bearbeitenden Handbuches ist 1927 erschienen.

⁷ Einzelnen Bestimmungen des Gesetzes wurde rückwirkende Kraft verliehen. Das hat damals einen gewissen Widerspruch hervorgerufen, doch die Mehrheit billigte es unter dem Eindruck des von der allgemeinen Stimmung geforderten strengsten Vergeltungsgedankens; die rückwirkende Kraft könnte allerdings vom dogmatischen Standpunkte aus beanstandet werden (S. Ferenc Finkey: „Unser Kriegsstrafrecht und unsere Strafpolitik nach dem Kriege. Budapesti Szemle, 1916. N. 375.).

⁸ S. G. A. XVIII. v. J. 1940. § 9 über die Bestrafung von einzelnen die Sicherheit und die internationalen Belange des ungarischen Staates gefährdenden Straftaten (Text mit Vorbemerkung v. Karl Rudolf Horváth, S. Zeitschrift f. Osteuropäisches Recht. N. F. 7. Jg. S. 618).

⁹ Die Zahl der vor dem Budapester kön. Strafgerichtshof verhandelten Preistreibereifälle erhöhte sich 1939 auf das Dreifache.

¹⁰ Bei den ersten Anzeichen des jetzt tobenden Weltkrieges, schon im Jahre 1938 errichtete die ungarische Regierung eine Preisüberwachungsstelle, um durch den Preisstop die Lawine der Preiserhöhungen und Preistreiberei zu verhindern. Diese Behörde hatte anfangs die Aufgabe, die Preisbildung im Zusammenhang mit der Verwirklichung des großen Investitionsprogramms, bzw. der Aufrüstung des Heeres zu überwachen. Der erste Preisstop erfolgte am 26. August 1939. Die Bestrebung hatte — wie auch in anderen europäischen Staaten — keinen vollen Erfolg, weil die Änderung der preisbildenden Faktoren zwangsläufig zu einer immer wieder eintretenden Änderung der Preise führte. Die Preisregelung ist heute die Aufgabe des Ministeriums für öffentliche Versorgung, dem die Preisüberwachungsstelle vom 1. Januar 1942 an einverleibt wurde. Hier sei erwähnt, daß Reichswirtschaftsminister Dr. Funk während seines letzten Budapester Aufenthaltes bei einem Presseempfang die festen Preise und festen Währungen als die wichtigsten Programmpunkte der Wirtschaftspolitik im neuen Europa bezeichnet hat (S. Pester Lloyd, 11. Sept. 1942).

¹¹ Die Devisenstrafataten gehören zur Zuständigkeit des am Budapester kön. Strafgerichtshof errichteten Wuchergerichtes.

¹² Aus dem deutschen Schrifttum des Wirtschaftsstrafrechts verweist Vf. auf die Werke von Adler, Gruhl, Hedemann, Lindemann, Niethammer und Siegert.

¹³ Unser heutiges StGB. (G. A. V. v. J. 1878) stammt aus dem Jahre 1878.

¹⁴ Die Wochenschrift „Jogi Hírlap“ (Juristische Zeitung) veröffentlicht die grundsätzlichen Entscheidungen der oberen Gerichte.

URSPRUNG DES VÖLKERRECHTS

Das internationale Recht befindet sich gewissermaßen ständig in statu nascendi; ohne seinen Dynamismus in Rechnung zu ziehen, ist ein Verständnis seiner Probleme von vornherein unmöglich. Die Wandlungen im zwischenstaatlichen Leben, die Veränderungen der Verhältnisse bringen es mit sich, daß die bereits einmal erkannten oder festgelegten Thesen immer wieder neuen Wirklichkeiten angepaßt werden müssen: der größte Kampf auf diesem Gebiete wird nicht für die Anwendung des bestehenden Rechts, sondern für die Erringung eines neuen, den veränderten Verhältnissen Rechnung tragenden Rechts geführt. Demnach kann also Wesen und Bild des Völkerrechts am ehesten durch die Darstellung seines geschichtlichen Werdeganges aufgezeigt werden. Besonders in kritischen Zeiten, wo — wie in unseren Tagen — das ganze Gebäude des bis dahin geschaffenen positiven Rechts zusammengestürzt ist, erscheint es zweckmäßig, auf die Quellen zurückzugreifen und bei dem Ursprung die unwandelbaren, wesensbestimmenden Grundsätze von neuem zu suchen. Grundlegend wichtig ist auch das Unterscheiden des Völkerrechts von den zeitweiligen Formen der zwischenstaatlichen Berührungen.

Aufbau und Gliederung des vorzüglichen Werkes von Gajzágó gründet sich auf die klare Erkenntnis der aufgezeigten Gesichtspunkte. Mit scharfer Herausarbeitung der Unterschiede trennt Vf. das vom römischen Reich geschaffene rechtliche Einheitssystem von dem Rechtssystem der neuzeitlichen, voneinander unabhängigen Staaten. Seiner Ansicht nach kennt das Einheitssystem das Völkerrecht überhaupt nicht, da hier auch die Beziehungen zu den Fremden von der Staatsgewalt, die im eigenen Machtbereich die Ordnung aufrechterhält, rechtlich geordnet werden. Das Leben der nebeneinander unabhängig bestehenden Staaten jedoch fordert ein Regeln der Rechtsverhältnisse; einer solchen Regelung stehen große Schwierigkeiten im Wege, doch als einzig gangbarer Weg zu ihrer Verwirklichung

erscheint die Annahme des Satzes — den auch Vf. vertritt —, daß die Staaten unter sich eine organische Gemeinschaft bilden: diese Gemeinschaft ist die Grundlage des Völkerrechts. Gajzágó bestimmt diesen Begriff wie folgt: das Völkerrecht ist „das organische Recht der Gemeinschaft der souveränen Staaten, der rechtlich geregelte Teil der inneren Ordnung ihrer organischen Gemeinschaft.“

Diese grundlegende Unterscheidung macht es uns klar — und nach vorangegangener, treffender Zeitschilderung bestätigt auch Vf. unsere Vermutung —, weshalb die Anfänge des internationalen Rechts eben in Spanien zu suchen sind, und auch, wie einzelne Bestandteile des römischen Rechts, dann des kanonischen Rechts und des Lehensrechts — letztere aus der mittelalterlichen Ethik — in das neuentstandene Völkerrecht eingedrungen sind. G. macht immer wieder darauf aufmerksam, daß das internationale Recht keineswegs auf die Rechtsordnung der einzelnen Staaten zurückzuführen ist: es ist ein Gebilde ganz und gar sui generis.

Die Beobachtung und Berücksichtigung der veränderten Verhältnisse ist für die Tätigkeit der Juristen der spanischen völkerrechtlichen Schule besonders charakteristisch. Unter ihnen hebt Vf. insbesondere die Arbeiten Vitorias hervor; er analysiert sie sehr eingehend und weist auf die modernen Ideen und treffenden Feststellungen der spanischen Scholastiker hin, die auch uns bei der Lösung unserer gegenwärtigen völkerrechtlichen Probleme behilflich sein können. Sämtliche Anhänger der spanischen Schule werden in der Arbeit G.-s behandelt, doch auch den prae-grotianischen Pflegern des Völkerrechts anderer Länder sind einige Seiten gewidmet, mit besonderer Berücksichtigung der zwei hervorragenden Rechtsgelehrten: Richard Zouch und Albericus Gentilis.

Die besondere Bedeutung des Werkes ist, daß es uns in einer solchen Zeit zu den Quellen des internationalen Rechts führt, wo das im Geist des Positivismus geschaffene Völkerrecht bereits im Untergang begriffen ist und auch im zwischenstaatlichen Leben immer mehr ein Zurückfinden zum Naturrecht, unter der Losung Gerechtigkeit, beobachtet werden kann. Die neuen Richtungen führen allerdings noch viel Unausgegrenztes und Unaufgeklärtes mit sich, doch eben das Werk G.-s kann uns bei ihrer richtigen und klaren Beurteilung gute Hilfe leisten. Allerorten wird heute von einer neuen Ordnung gesprochen und die Geburt einer neuen Welt erwartet: die „neue Welt“ wird gewiß in erster Linie im zwischenstaatlichen Leben aufzufinden sein. Wird ja doch eben hier der heftigste Kampf für und wider gewisse Rechtsprinzipien ausgefochten — andererseits zeigt sich eben hier und wird auch von Gajzágó besonders betont,

daß das Rechtssystem eines jeden Zeitalters seiner Ethik gleich sei. Gajzágó lehrt uns, daß das Völkerrecht zur Zeit seiner Entstehung aus der christlichen Moral geschöpft und auf dem echten Naturrecht gefußt habe. Sein Werk ist ein Bekenntnis zu dem mit christlicher Ethik durchdrungenen Naturrecht und zugleich eine Bestätigung der Einsicht, daß im Lichte dieser Traditionen auch für die in jüngster Zeit aufgeworfenen Probleme des Kriegsrechts tiefe und richtige Lösungen zu finden seien.

G. Peterffy.

¹ *Gajzágó, László*: A nemzetközi jog eredete, annak római és keresztény összefüggései, különösbbeben a spanyol nemzetközi jogi iskola. (Ursprung des Völkerrechts, seine römischen und christlichen Beziehungen, mit besonderer Rücksicht auf die spanische Schule.) Budapest, 1942. Stephaneum. XI + 433 S.

DIE NEUESTE UNGARISCHE LITERATUR ÜBER FAMILIENRECHT

I. EHEVERBANDSRECHT.

Wenn wir über die neueste Entwicklung des ungarischen Familienrechtes sprechen, müssen wir vor allem erwähnen, daß das vor kurzem erlassene Gesetz XV v. J. 1941, die Ehegesetznovelle, zum erstenmal seit einem halben Jahrhundert die Frage zum Gegenstand der Untersuchung machte, in welchem Maße das Ehegesetz v. J. 1894 den neuen Forderungen entspricht. Das Gesetz führt die obligate ärztliche Untersuchung vor der Eheschließung und die Institution des Ehedarlehens ein, es baut die Bestimmungen über die Lösung und Anfechtung der Ehe aus und enthält erstmals ein Verbot zur Verhinderung unerwünschter Blutmischung.¹ Im Zusammenhange mit der Schaffung dieses Gesetzes gibt *István Szentmiklósi* die neuen Rechtsnormen bekannt, unterzieht sie aber zugleich einer Kritik.² Er weist darauf hin, daß das Gesetz nur die Feststellung fordert, daß keiner der Ehe Kandidaten an ansteckender Lungenschwindsucht oder an einer ansteckenden Geschlechtskrankheit leidet; doch auf die Feststellung des Bestehens einer vererbaren Nerven- und Geisteskrankheit erstreckt sich die ärztliche Untersuchung nicht, da zu einer jeden Zweifel ausschließenden Feststellung dieser Krankheiten die ärztliche Wissenschaft nicht über genügend

sichere Methoden verfügt. Er stellt fest, daß die Bestimmung des Gesetzes über die Anfechtbarkeit der Ehe wegen Irreführung, wenn diese hinsichtlich der erwähnten Krankheiten geschehen ist, der bisherigen Praxis gegenüber keine wesentliche Veränderung bedeutet, da die Praxis diese Krankheiten auch bis jetzt als wesentliche persönliche Eigenschaft betrachtete und deshalb die diesbezügliche Irreführung auf Grund von § 55 des Ehegesetzes als Anfechtungsgrund qualifizierte; doch infolge der neuen Norm braucht von nun an nicht mehr begründet zu werden, daß das Bestehen der erwähnten Krankheiten eine wesentliche persönliche Eigenschaft ist. Szentmiklósi zeigt, daß die Novelle einen neuen Anfechtungsgrund schuf, und zwar in dem Falle, daß die eine Ehehälfte bei der Schließung der Ehe an einer unheilbaren Geisteskrankheit litt und die andere Hälfte dies nicht wußte und aus den Umständen darauf nicht folgern konnte. Diese Bestimmung ist deshalb von Bedeutung, weil das ungarische Recht die zur Anfechtung der Ehe geeigneten Gründe durch taxative Aufzählung erschöpfend regelt. Schließlich behandelt er das neue Ehehindernis, das die Verhinderung einer nicht erwünschten Rassenmischung erstrebt, das Hindernis des Rassenunterschiedes. Doch schließlich weist er auch darauf hin, daß die Novelle die größte Enttäuschung mit dem verursachte, was sie nicht brachte, nämlich daß sie die nach der Schließung der Ehe entstandene unheilbare Geisteskrankheit nicht als Scheidungsgrund anerkennt. Die Aufnahme dieses Scheidungsgrundes wird von der ungarischen Rechtswissenschaft schon seit langer Zeit gefordert, er läßt sich aber in das auf der Strafbarkeit fußende ungarische Scheidungssystem nicht einfügen.

Mit den Rechtsnormen der Eheschließung befaßt sich *Antal Almási*, indem er die Frage der Sorgfalt bei der Eheschließung aufwirft.³ Die Studie untersucht die Frage, was Sorgfalt bei der Eheschließung ist und welche Rechtsfolgen aus ihr herzuleiten sind. Er stellt fest, daß das Gesetz die Entfaltung der gehörigen Sorgfalt nicht nur bei den vermögensrechtlichen, sondern auch bei den familienrechtlichen Geschäften, so auch bei der Eheschließung fordert, obzwar es das nicht ausgesprochen sagt. Die Folgen der Versäumnis dieser Sorgfalt sind verschieden. In gewissen Fällen ist es gleichgültig, ob die Ehekandidaten irgend einen Umstand der Schließung der Ehe kannten oder bei gehöriger Sorgfalt kennen hätten müssen (z. B. das Fehlen der Geschäftsfähigkeit, die bestehende Ehe), hingegen ist in anderen Fällen die Ehe gültig, wenn die Parteien das Bestehen eines gewissen Umstandes (der ansonsten die Ungültigkeit des Ehebundes nach sich ziehen würde) gutgläubig

nicht kannten (eine vor dem bürgerlichen Beamten eines anderen Bezirkes geschlossene Ehe). Die Entfaltung der gebührenden Sorgfalt hat auch bei den Anfechtungsgründen Bedeutung; gewisse Anfechtungsgründe (Irrtum bezüglich wesentlicher persönlicher Eigenschaften) können nur dann geltend gemacht werden, wenn sie der Partei, die sich auf sie beruft, nicht bekannt waren. Die Studie weist schließlich auch darauf hin, daß die Entfaltung der gehörigen Sorgfalt nicht nur bei den gesetzlichen Bestimmungen über den Eheverband, sondern auch im ehelichen Vermögensrecht und im Erbrecht ihre Bedeutung hat. Über das Gesetz XXXI v. J. 1894, die Praxis, die sich um das Ehegesetz herum ausgebildet hat, berichtet *Domokos Nagy* in seinem Handbuch über die Ehepraxis der kgl. ung. Kurie.⁴ Das Werk betrachtete als seine Hauptaufgabe, ein möglichst vollständiges Bild der Praxis der Kurie zu geben, und da es im Interesse seiner praktischen Benützbarkeit vollkommen der Einteilung des Gesetzes folgt, kann es auch als der Kommentar des Ehegesetzes betrachtet werden. Außerdem berichtet es jedoch auch über die Praxis, die sich für die sonstigen einschlägigen Rechtsbestimmungen ausgebildet hat.

Von den kleineren Abhandlungen, die einzelne Bestimmungen des Ehegesetzes untersuchen, müssen wir in erster Reihe die Studien vom *György Tóth* und *Gyula Virágh* erwähnen. Beide befassen sich mit der Frage, ob die ohne Einwilligung des gesetzlichen Vertreters geschlossene Ehe von dem gesetzlichen Vertreter angefochten werden kann.⁵ Mit der Untersuchung der § 56 und 59 des Ehegesetzes haben beide Studien festgestellt, daß der gesetzliche Vertreter kein selbständiges Anfechtungsrecht besitzt; hiezu ist nur die Vormundschaftsbehörde oder die Ehehälfte berechtigt, die bereits ihr mündiges Alter erreicht hat. Die Anfechtung des gesetzlichen Vertreters hat nur die Wirkung, daß sie den Ablauf der für die vormundschaftsbehördliche Anfechtung vorgeschriebene Frist unterbricht.

Die Frage der Verjährung der Ehescheidungsgründe untersucht *Ignác Balla*. Er weist darauf hin, daß im Ehegesetz die für die Geltendmachung der Scheidungsgründe festgesetzte Frist, trotzdem sie in der Literatur, in der Rechtspraxis und auch im Motivenbericht des Gesetzes als Verjährung figuriert, tatsächlich keine Verjährung, sondern ein Präklusivtermin ist.⁶

Ebenfalls das Gebiet des Scheidungsrechtes berührt die Studie von *György Tóth*, die beweist, daß die Versäumung der Kinderalimentation kein Scheidungsgrund ist.⁷ Nach dem Ehegesetz ist die Verletzung der Alimentationspflicht nur der Ehehälfte gegenüber ein Scheidungsgrund (die schwere Verletzung der Ehepflichten), doch

den Kindern gegenüber qualifiziert sich nur die im Gesetz besonders bestimmte Haltung als Scheidungsgrund, aber die Versäumung der Kinderalimentation ist hier nicht erwähnt. Ihre Rechtsfolgen können Exekution und Aufhebung der väterlichen Gewalt sein. Der Verfasser billigt diesen Rechtszustand, denn nach seiner Meinung fordert entgegen der schrankenlosen Ehelösung früherer Zeiten die Tendenz unserer Tage, daß die für das ganze Leben geschlossene Ehe nur bei schwerer Pflichtverletzung der Eehälfte gelöst werden könne.

Auf dem gleichen Prinzip basiert die Studie von *Dezső Alföldy* über die richtige Erledigung der Ehescheidungsprozesse.⁸ Nach seiner Meinung gibt es auch ohne Veränderung des bestehenden Rechtes eine Möglichkeit, die Lösung der Ehen womöglichst zu erschweren. So kann man in erster Reihe durch die Bestimmung längerer Fristen den Eehälften Bedenkzeit geben, dann im Laufe des Prozesses auch öfter Versöhnungsversuche machen (wozu das Gesetz die Möglichkeit bietet); wenn man die Frage der Unterbringung und Alimentation der Kinder mehr als bisher in den Prozeß einbezieht, ergibt sich ebenfalls eine Möglichkeit zur Förderung eines friedlichen Übereinkommens. Als neuen Gedanken wirft er die Einbeziehung der Kirchenbehörden in das Versöhnungsverfahren auf, außerdem, um den weiteren Bestand von Ehen, die wegen materieller Ursachen gestört sind, zu fördern, eine Inanspruchnahme der Unterstützung des Landesfonds für Volks- und Familienschutz.

Auf das Gebiet der mit dem Eherecht in Verbindung stehenden Schadenersatzfragen führt uns die Studie von *Margit Ungár* und *Henrik Hajnal* über die Rechtspraxis bei privatrechtlicher Verführung.⁹ Die Arbeit gibt eine besondere Sammlung und Bearbeitung der richterlichen Entscheidungen, die in Prozessen auf Ersatz des Schadens, von dem die Frau durch ein Eheversprechen, beziehungsweise durch die Ausnützung ihrer abhängigen oder bedrängten Lage, schließlich infolge des mit physischer Gewalt außerhalb der Ehe erzwungenen Geschlechtsverkehrs betroffen wurde, sowie in Schadenersatzprozessen, die durch einseitige und ohne gründliche Ursache erfolgte Lösung der Verlobung entstanden, gefällt wurden.

II. EHEVERMÖGENSRECHT.

Im Vordergrund des Interesses der Literatur, die sich mit dem Ehevermögensrecht befaßte, standen die Fragen, die sich im Zusammenhange mit der Rückgliederung der östlichen und sieben-

bürgerlichen Landesteile ergaben. In einem bedeutenden Teile des Gebietes, das durch das Gesetz XXVI vom Jahre 1940 rückgegliedert wurde, war vor der Rückgliederung das Ehevermögensrecht des Österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuches in Geltung. Die Verordnung 740/1942 des Ministerpräsidiums setzte vom 1. März 1942 an auch in diesen Gebieten das ungarische Ehevermögensrecht in Kraft. Mit den damit zusammenhängenden Fragen beschäftigten sich mehrere Abhandlungen.¹⁰

Mit der eigenartigen ungarischen Rechtsinstitution des in der Ehe gemeinsam erworbenen Vermögens befaßt sich *István Sándorfalvi Pap*.¹¹ Er macht uns mit der richterlichen Praxis bekannt, die sich auf die Errechnung des gemeinsam erworbenen Vermögens bezieht, und weist darauf hin, daß das ungarische Recht bei der Feststellung des gemeinsam erworbenen Vermögens eher für die Real- als für die Werttheorie Stellung nimmt.

III. DAS RECHTSVERHÄLTNIS ZWISCHEN ELTERN UND KINDERN.

Unter den einschlägigen Fragen wandte sich das Interesse der Rechtsliteratur vor allem jenen zu, die durch die verschiedenen Judengesetze aufgeworfen wurden. So erörterte man hauptsächlich die Einzelheiten, die sich auf die Abstammung, auf die legale und illegale Abkunft und auf das Gebiet der väterlichen Anerkennung bezogen. *Lajos Tunyogi Szücs* untersuchte die Frage, wie es für den, der tatsächlich nicht von einem jüdischen Vater abstammt, als dessen Vater jedoch das Matrikel dennoch einen jüdischen Mann (z. B. den Gatten der Mutter des Kindes) bezeichnet, möglich ist, sich der Wirkung der auf Juden bezüglichen Bestimmungen zu entziehen.¹² Zur Entscheidung der Frage, die in diesen Angelegenheiten auftaucht, ist der Rechtsweg zu beschreiten. Es fragt sich jedoch, ob der Prozeß ein Statusprozeß ist, der sich auf jedermann bezieht, oder nur ein Feststellungsprozeß, dessen Ergebnis nur die prozeßführenden Parteien verpflichtet. Der Verfasser stellt fest, daß das Gericht die Frage *de lege lata* nur in einem Feststellungsprozeß entscheiden kann, der erbrachte Bescheid ist also nur für die Parteien wirksam; und er weist darauf hin, daß mit Rücksicht auf die neue Lage die Normen der bürgerlichen Prozeßordnung zu ergänzen wären.

Ebenfalls von dem Unterschied der Vaterschaft *de jure* und *de facto* geht die Studie von *Ernö Rigó* aus.¹³ Der Verfasser unter-

sucht die Frage, wie es zu erreichen wäre, daß auch rechtlich derjenige als Vater betrachtet werde, der blutmäßig Vater des Kindes ist. Er weist darauf hin, daß die Blutgruppenuntersuchung das Mittel wäre, daß dem Rechte in dieser Frage zu Hilfe kommen könnte, doch er erörtert auch, daß die Blutgruppenuntersuchungen gegenwärtig noch keine befriedigende Unterlage zur Entscheidung der Frage der Vaterschaft bieten. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß nach weiteren Fortschritten der ärztlichen Wissenschaft auch das Recht sich der Übernahme neuerer Ergebnisse nicht wird verschließen können, sobald sie überzeugende Kraft gewinnen.

Die neuere Entwicklung der Rechtsstellung des außerehelichen Kindes wird in der Studie von *Kálmán Csorna* erörtert.¹⁴ Das alte ungarische Recht schloß ein solches Kind selbst aus der Verwandtschaft seiner Mutter aus. Doch nach unserer neuesten Rechtsentwicklung steht ein solches Kind mit seiner Mutter in Verwandtschaft und besitzt nach ihr auch das gesetzliche Erbrecht, seinem natürlichen Vater gegenüber aber hat es einen Alimentationsanspruch. Die richterliche Praxis knüpft gewisse Rechtsfolgen daran, wenn der natürliche Vater das Kind als von ihm stammend anerkennt. Der Entwurf des Ungarischen Privatrechtlichen Gesetzbuches macht weitere Schritte zur Verbesserung der Lage des außerehelichen Kindes, doch diese Normen sind heute noch nicht als positives Recht zu betrachten. Die neueste ungarische Rechtsentwicklung stagniert nach der Meinung des Verfassers in dieser Frage, obwohl dem nichts im Wege steht, daß sich auf dem Wege der richterlichen Praxis weitere einschlägige Normen entwickeln.

Mit einem Sonderfall der Alimentationsverpflichtung des natürlichen Vaters beschäftigt sich eine kleinere Abhandlung von *Aladár Cziglányi*.¹⁵ Nach dem heutigen Recht kann solange, als die Ungesetzlichkeit des während der Dauer der rechtlich bestehenden Ehe geborenen Kindes nicht durch ein rechtskräftiges richterliches Urteil festgestellt ist, kein Prozeß gegen einen anderen Mann auf Grund der Tatsache der Zeugung eingeleitet werden. Nichtsdestoweniger mag es vorkommen, daß nicht der Gatte der Mutter der Vater des Kindes ist. In diesem Falle kann der natürliche Vater auf Grund obiger Rechtsnorm nicht zur Alimentation verpflichtet werden. Der Verfasser dringt auf die Ausbildung einer Rechtsnorm, in deren Sinne auch das Kind, das während der Ehe, doch nicht aus der Ehe geboren ist, einen Anspruch zur außerehelichen Alimentation haben soll, aber nur dann, wenn die Geltendmachung des Anspruchs nicht der Moral widerspricht.

Ebenfalls in Verbindung damit, daß die Juden unter eine besondere Rechtsordnung gestellt wurden, steht auch die Frage, ob das Kind berechtigt ist, die Gesetzlichkeit seiner eigenen Abkunft in einem Statusprozeß, also mit der Wirksamkeit für jedermann, anzufechten. *György Tóth* weist darauf hin, daß im Sinne unseres bestehenden Rechtes hiezu nur der Vater berechtigt ist, er dringt aber auf eine Rechtsentwicklung, die auch dem Kind hiezu die Möglichkeit gibt.¹⁶

In das Gebiet der internationalen privatrechtlichen Fragen über die Gesetzlichkeit der Abkunft führt *István Szász* in seiner Abhandlung.¹⁷ Zur Bestimmung des Rechtes, das für die Gesetzlichkeit der Abkunft maßgebend ist, gibt es in Ungarn weder eine gesetzliche Norm noch ein in der richterlichen Praxis ausgebildetes Gewohnheitsrecht. Der Verfasser gelangt zu der Forderung, daß es am zweckmäßigsten ist, in dieser Frage das Heimatsrecht des Gatten der Mutter anzuwenden. Wenn der Gatte seine Staatsbürgerschaft wechselt, wäre sein zur Zeit der Geburt des Kindes bestehendes Heimatsrecht, wenn aber die Ehe vor der Geburt des Kindes aufgehört hat, sein beim Aufhören der Ehe bestehendes Heimatsrecht als maßgebend zu betrachten.

Nach diesem Bericht über Studien, die kleinere Teilfragen aus dem Gebiete des Familienrechtes behandeln, sehen wir uns zum Schluß verpflichtet, auf zwei umfassendere Werke einzugehen.

Die größere Monographie von *Aladár Cziglányi* über das Alimentationsrecht¹⁸ hat sich die Erörterung eines bisher im Familienrecht verstreut, ohne Methodik behandelten Rechtsmaterials, des Alimentationsrechtes, zur Aufgabe gestellt. Diese in ihrer Art bahnbrechende Arbeit gewinnt nicht nur dadurch Bedeutung, daß sie diese bisher unsystematisch behandelte Rechtsinstitution in einheitlichem Guß dem Leser darbietet, sondern auch wegen der gesteigerten Anforderungen, die die Staatsordnung, die sich auf dem neuen sozialen Prinzip aufbaut, auf diesem Gebiete dem Rechtsschaffen und der Rechtsanwendung stellt. Jedem, der in einer geordneten Gesellschaft lebt, muß der seiner Menschenwürde entsprechende Unterhalt gesichert werden, wenn er außerstande ist, selbst dafür zu sorgen. Diese heute schon fast selbstverständliche These brauchte aber lange Zeit, bis sie in der Rechtsordnung allgemeine Anerkennung fand. Der Verfasser beschäftigt sich in erster Reihe mit dem Alimentationsrecht des außerehelichen Kindes und zeigt äußerst interessant die geschichtliche Entwicklung, die von dem fast rechtlosen Zustand des außerehe-

lichen Kindes bis zu seiner heutigen Lage geführt hat. Der Verfasser konstruiert den Alimentationsanspruch des außerehelichen Kindes sehr richtig auf der Obligationsgrundlage, ohne familienrechtliche Elemente. Er weist darauf hin, daß in unserem gegenwärtigen Rechtssystem zwischen dem außerehelichen Kinde und seinem Erzeuger keine Verwandtschaft besteht, deshalb können wir den mutmaßlichen Erzeuger nicht als Vater betrachten, deshalb läßt sich an ihn auf Grund der Zeugung kein familienrechtlicher Anspruch stellen.

Bei der Feststellung der Person des Erzeugers weist der Verfasser ebenfalls auf das Problem hin, das hinsichtlich der Beweiskraft der Blutuntersuchung in der Rechtswissenschaft und in der ärztlichen Wissenschaft entstanden ist; hierauf untersucht er den Alimentationsanspruch des bei bestehender Ehe nicht von dem Gatten abstammenden Kindes.¹⁹ Er befaßt sich auch mit der Frage, ob in dem Falle eines Geschlechtsverkehrs mit mehreren Männern die Mutter den Alimentationsprozeß auch gegen mehrere Männer einleiten kann. Diese Frage beantwortet er auf Grund der Rechtspraxis mit einem Ja, doch hebt er hervor, daß nur einer der Beklagten zur Zahlung der Alimentation verpflichtet werden kann. Dies ist eine logische Folge dessen, daß die Grundlage einer solchen Klage nach unserem Rechte die Annahme der Vaterschaft ist; doch der Verfasser weist darauf hin, daß im Falle einer vollkommenen Anerkennung des von ihm vertretenen Schadenersatzprinzips nichts mehr der solidarischen Verpflichtung mehrerer Beklagter im Wege stehen würde. Schließlich behandelt er die Verantwortung dritter Personen für die Alimentation, für die außer der Alimentation zu fordernden sonstigen Leistungen, die Zeitdauer der Alimentation, das Maß und die Art und Weise der Alimentation.

Der folgende Teil der Studie befaßt sich mit dem Verwandtenalimentsrecht. In erster Reihe zeigt er das Rechtsmaterial, das in das Gebiet der Kinder- und Enkelalimentsation gehört, dann das der Alimentation des Stiefkindes und des adoptierten Kindes, schließlich das der Alimentation der Eltern und der Großeltern.

Der nächste Teil enthält die Behandlung der Institution ehelicher Alimentation. Besonders wertvoll sind die einschlägigen Erörterungen, des Verfassers, mit denen er auf die Unterschiede zwischen der Alimentation der Gattin und der des Gatten hinweist. Er hebt hervor, daß den Gatten die Verpflichtung, die Gattin zu erhalten, unbedingt belastet, hingegen ist die Gattin nur dann verpflichtet, zu den ehelichen Lasten beizutragen, wenn es die Lebensverhältnisse der Eheleute erfordern. In dieser letzteren Norm sieht

er jedoch nur eine Krisenrechtsnorm, doch nicht einen Schritt, der zur Selbständigkeit und Gleichberechtigung der verheirateten Frau führt. Und er tut das umso eher, da nach seiner Meinung der teure Preis dieser Gleichberechtigung die Ordnung der Gesellschaft und die Zukunft der Nation wäre.

Die letzten Kapitel der Studie beschäftigen sich mit der Technik des Alimentationsrechtes (mit der provisorischen und endgültigen Geltendmachung des Alimentationsanspruches), sowie mit der Politik des Alimentationsrechtes. Auf diesem letzteren Gebiete faßt er besonders die Reformbestrebungen ins Auge, die eine Besserung der Lage des außerhehlichen Kindes bezwecken, und weist darauf hin, daß der Weg, den die liberalen Reformbestrebungen hier beschritten haben, nicht gangbar ist; die Verbesserung der Lage solcher Kinder folgt nicht aus dem Privatinteresse des Kindes, sondern aus den Zielsetzungen der Gemeinschaft. Nach seiner Meinung müßte man den Weg betreten der zur Anerkennung der Verwandtschaft zwischen einem solchen Kinde und seinem Vater in gewissem Maße führt, und der Alimentationsanspruch wäre zu zerteilen: an die Seite des bisherigen Anspruches, der auf der Obligationsgrundlage beruht und auf der Mutmaßung geringeren Grades fußt, daß wer mit der Mutter geschlechtlich verkehrt hat, der Vater des Kindes sein kann, hätte die wirkliche Vaterschaftsklage zu treten, die auf familienrechtlicher Grundlage die Feststellung der Vaterschaft und die Ableitung der daraus entstehenden Folgen bezweckt. Hier wären jedoch stärkere Präsumtionen nötig. Dieser Weg ist nur dann gangbar, wenn wir vorher die Institution der Ehe aus ihrer heutigen Krise herausgehoben und wieder befestigt haben, und nur bis zu der Grenze, die ohne Gefährdung der Eheinstitution und der öffentlichen Moral nicht überschritten werden darf.

Die andere noch zu erwähnende zusammenfassende Arbeit ist *Nándor Lónyays* Abhandlung über die vergleichende Untersuchung des ungarischen und des schwedischen Eherechtes.²⁰ Diese Studie in schwedischer Sprache, herausgegeben vom Ungarischen Institut der Universität Stockholm, bezweckt in erster Reihe, das skandinavische Publikum mit dem ganzen System des ungarischen Eherechtes bekannt zu machen; als erste Arbeit auf diesem Gebiete darf sie von dem ausländischen Rechtsleben gesteigertes Interesse beanspruchen. Der Verfasser macht mit den Normen bekannt, die von der Verlobung, von der Schließung und Lösung der Ehe, von den persönlichen Rechtsverhältnissen der Ehepartner, vom Ehevermögensrecht, vom Rechtsverhältnis zwischen Eltern und Kindern und auf letzterem Gebiete besonders von der Legalisierung, von der Adoptierung und von der

Rechtsstellung des außerehelichen Kindes handeln. Jede einzelne Rechtsinstitution behandelt er im Vergleich mit der entsprechenden schwedischen Regelung, und er vergißt auch die Untersuchung der internationalen privatrechtlichen Fragen nicht. Der Rahmen der Studie ermöglichte nicht die kritische Behandlung der einzelnen Fragen; doch war dies auch nicht der Zweck des Verfassers, der nur mit den entsprechenden Rechtsbestimmungen bekannt machen wollte.

*

Es war nicht Ziel und Aufgabe dieser kurzen Zusammenstellung, das ganze einschlägige literarische Material vorzuführen. Sie wollte nur durch Erwähnung einiger charakteristischer Arbeiten die familienrechtlichen Beziehungen der ungarischen Rechtsliteratur beleuchten. Ganz besonders aber konnte sie nicht die größeren Abhandlungen umfassen, deren angemessene Würdigung den Rahmen einer solchen kurzen zusammenfassenden Übersicht übersteigt.¹ Auf diese werden wir später bei Gelegenheit zurückkommen.

I. Arató.

¹ Der deutsche Text mit der Einleitung von *Hegedüs* siehe: Zeitschrift für Osteuropäisches Recht, N. F. Jahrg. 8. (1941—42.) S. 416. Die Rassenschutzmaßnahmen des Gesetzes zeigt *Arató* an: Rassenschutzmaßnahmen in der ungarischen Ehegesetznovelle, ebendasselbst, S. 381.

² *Szentmiklósi*: Die Reform unseres Ehegesetzes, Magyar Jogi Szemle (Ungarische Rundschau für Rechtswissenschaft), 1942. S. 15.

³ *Almási*: Sorgfalt bei der Eheschließung. Festschrift zur dreißigsten Jahreswende der Lehrtätigkeit von Professor Károly Szladits. Budapest, 1938. (im Folgenden: Szl.) S. 217.

⁴ *Domokos Nagy*: Das Ehegesetz und die Praxis der Kurie.

⁵ *Tóth*: Die Beziehung zwischen dem Eheanfechtungsrecht der Vormundschaftsbehörde und dem des gesetzlichen Vertreters. Szl. S. 238. — *Virágh*: Besitzt der gesetzliche Vertreter des Unmündigen das Klagerecht bei der Anfechtung der entgegen dem § 8 des Ehegesetzes geschlossenen Ehe? Festschrift zur vierzigsten Jahreswende der Wirksamkeit Dr. Bálint Kolozsváry als Jurisprofessor (im Folgenden: Kol.). Budapest, 1939, S. 567.

⁶ *Balla*: Zur Frage der Verjährung der Ehescheidungsgründe. Szl. S. 224.

⁷ *Tóth*: Die Versäumung der Kinderalimentation ist kein Scheidungsgrund. M. J. Sz. 1939. S. 245.

⁸ *Alföldy*: Die richtige Erledigung des Ehescheidungsprozesses. M. J. Sz. 1942, S. 247.

⁹ *Ungár—Hajnal*: Verführung, Verlobungsbruch und das Recht. Budapest, 1939.

¹⁰ *Mikos*: Das Privatrecht der östlichen und siebenbürgischen Landesteile. M. J. Sz. 1942 und *Dezso*: Das neue Ehevermögensrecht in Siebenbürgen.

¹¹ *Sándorfalvi—Pap*: Fragen des gemeinsam erworbenen Vermögens. Szl. S. 230.

¹² *Tunyogi Szűcs*: Die richterliche Anerkennung der Abstammung des Kindes. M. J. Sz. 1940. S. 28.

¹³ *Rigó*: Die Blutuntersuchung und die Frage der natürlichen Vaterschaft. M. J. Sz. 1939. S. 28.

¹⁴ *Csorna*: Die neuere Entwicklung der Rechtslage des außerehelichen Kindes. Kol. S. 95.

¹⁵ *Cziglányi*: Besitzt das während der Ehe nicht vom Gatten abstammende Kind einen Alimentationsanspruch? M. J. Sz. 1939. S. 58.

¹⁶ *Tóth*: Die Probleme der Statusprozesse. M. J. Sz. 1939. S. 163.

¹⁷ *Szászy*: Die Bestimmung des für die Legalität der Abstammung maßgebenden Rechtes. Szl. S. 553.

¹⁸ *Cziglányi*: System und Sozialpolitik des Alimentationsrechtes. Pécs, 1939.

¹⁹ Das Ergebnis seiner einschlägigen Untersuchungen wurde von ihm auch in der oben erwähnten Abhandlung veröffentlicht.

²⁰ *Rónay*: Den ungerska äktenskapsrätten jämförd med den svenska. Stockholm, 1940.

OSZK
Országos Széchényi Könyvtár

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

LISTE DER BEARBEITETEN ZEITSCHRIFTEN

A Gyermek és az Ifjúság (Das Kind und die Jugend). Schriftleiter: J. Kosztersitz. Schriftleitung: Budapest, IX., Ráday-u. 43. Bezugspreis: P 5. (Mit deutschen oder französischen Auszügen.)

Archivum Philologicum. Schriftleiter: Dr. J. Huszti und Dr. S. Eckhardt. Hrsg.: Egyetemi Nyomda, Budapest, VIII., Múzeum-körút 6. Bezugspreis: P 8. (Mit deutschen, französischen, italienischen oder englischen Auszügen.)

Athenaeum. Schriftleiter: Gr. J. Révay. Schriftleitung: Budapest, VIII., Múzeum-körút 8. Bezugspreis: P 10.

Bölcseleti Közlemények (Philosophische Mitteilungen). Schriftleiter: P. Kecskés. Schriftleitung: Budapest, IV., Pázmány Péter-tér 1. Bezugspreis: P 4. (Mit französischen oder deutschen Auszügen.)

Budapesti Szemle (Budapester Rundschau). Schriftleiter: Dr. G. Voinovich. Schriftleitung: Budapest, IV., Egyetem-utca 4. Bezugspreis: P 24.

Debreceni Szemle (Debrecener Rundschau). Schriftleiter: Dr. J. Hankiss. Schriftleitung: Debrecen, Nagyverdő, Egyetem. Bezugspreis: P 16.

Diarium. Schriftleiter: Dr. K. Máté und Dr. I. Kenyeres. Schriftleitung: Budapest, VIII., Múzeum-körút 6. Bezugspreis: P 6.

Erdélyi Helikon (Helikon aus Siebenbürgen). Schriftleiter: L. Kovács. Schriftleitung: Kolozsvár, Mátyás király-tér 7. Bezugspreis: P 25.

Erdélyi Múzeum (Siebenbürgisches Museum). Schriftleiter: Dr. A. T. Szabó. Schriftleitung: Kolozsvár, Király-utca 14. Bezugspreis: P 12.

Irodalomtörténet (Literaturgeschichte). Schriftleiter: Dr. S. Kozocsa. Schriftleitung: Budapest, VIII., Rákóczi-út 19. Bezugspreis: P 16.

Irodalomtörténeti Közlemények (Literaturgeschichtliche Mitteilungen). Schriftleiter: Dr. L. Kéky. Schriftleitung: Budapest, XII., Ormódi-utca 3. Bezugspreis: P 10.

Katolikus Szemle (Katholische Rundschau). Schriftleiter: Dr. F. Kúhár. Schriftleitung: Budapest, VIII., Szentkirályi-utca 28. Bezugspreis: P 12.90.

Keleti Egyház (Die Ostkirche). Schriftleiter: J. Kozma. Schriftleitung: Miskolc, Melinda-u. 14. Bezugspreis: P 12.

Kelet Népe (Volk des Osten). Schriftleiter: weiland Zs. Móricz. Schriftleitung: Budapest, VI., Eötvös-utca 12.

Láthatár (Horizont). Schriftleiter: Z. Csuka. Schriftleitung: Budapest, VII., Baross-tér 15. Bezugspreis: P 20.

Magyar Csillag (Ungarischer Stern). Schriftleiter: Gy. Illyés. Schriftleitung: Budapest, V., Vilmos császár-út 34. Bezugspreis: P 44.

Magyar Élet (Ungarisches Leben). Schriftleiter: V. Fitos jun. Schriftleitung: Budapest, IV., Semmelweis-utca 9. I. 4. Bezugspreis: P 6.

Magyar Könyvszemle (Ungarische Bücherschau). Schriftleiter: Dr. Z. Trócsányi. Schriftleitung: Budapest, Magyar Nemzeti Múzeum. Bezugspreis: P 40. (Mit deutschen, französischen oder italienischen Auszügen.)

Magyar Kultúra (Ungarische Kultur). Schriftleiter: Dr. Z. Nyisztor. Schriftleitung: Budapest, VIII., Horánszky-utca 20. Bezugspreis: P 12.

Magyar Kultúrszemle (Ungarische Kulturschau). Schriftleiter: Dr. J. Bak. Schriftleitung: Budapest, IV., Kecskeméti-utca 13. Bezugspreis: P 4.80.

Magyar Nyelv (Ungarische Sprache). Schriftleiter: Dr. D. Pais. Schriftleitung: Budapest, XI., Lenke-tér 12. Bezugspreis: P 8.

Magyar Paedagógia (Ungarische Pädagogik). Schriftleiter: Dr. Á. Gyulai. Schriftleitung: Budapest, XII., Fery Oszkár-u. 34. Bezugspreis: P 5.

Magyar Pszichologiai Szemle (Ungarische Psychologische Rundschau). Schriftleiter: T. Lehoczky u. L. Mátrai. Schriftleitung: Budapest, XII., Tárogató-út 65. Bezugspreis: P 8. (Mit deutschen Auszügen.)

Magyar Szemle (Ungarische Rundschau). Schriftleiter: Dr. S. Eckhardt. Schriftleitung: Budapest, V., Vilmos császár-út 26. Bezugspreis: P 30.

Magyarosan (Gut Ungarisch). Schriftleiter: Dr. J. Putnoky. Schriftleitung: Budapest, XII., Márvány-utca 35. Bezugspreis: P 1.

Nép és Nyelv (Volk und Sprache). Schriftleiter: Dr. G. Mészöly. Schriftleitung: Kolozsvár, Farkas-utca 1. Bezugspreis: P 8. (Mit deutschen Auszügen).

Nyelvtudományi Közlemények (Sprachwissenschaftliche Mitteilungen).
Schriftleiter: Dr. M. Zsirai. Schriftleitung: Budapest, Magyar Tudományos
Akadémia.

Nyugat (Westen). Schriftleiter: weiland M. Babits. Schriftleitung:
Budapest, V., Vilmos császár-út 34.

Pannonhalmi Szemle (Stimmen aus Pannonhalma). Schriftleiter:
J. Blazovich. Schriftleitung: Pannonhalma. Bezugspreis: P 12.

Protestáns Szemle (Protestantische Rundschau). Schriftleiter: Dr. D.
Kerecsényi. Schriftleitung: Budapest, VII., Lövölde-tér 2. II. 1.
Bezugspreis: P 22.

Sorsunk (Unser Schicksal). Schriftleiter: Dr. N. Várkonyi. Schrift-
leitung: Pécs, Szepesy-utca 3. Bezugspreis: P 8.

Szellem és Élet (Geist und Leben). Schriftleiter: G. Bartók. Schrift-
leitung: Kolozsvár, Egyetem.

Theologia. Schriftleiter: J. Iványi. Schriftleitung: Budapest, IV.,
Pázmány Péter-tér 1. Bezugspreis: P 11. (Mit deutschen, französischen
oder italienischen Auszügen.)

I. Theologie, Religion.

1. Blazovich Jákó: *Hit és természettudomány* (Der Glaube und die Naturwissenschaften). In „Pannonhalmi Szemle“. Bd. 16 (1941). H. 4. S. 241—253.

Es ist tief zu bedauern, daß im vergangenen Jahrhundert die Naturwissenschaften und der Glaube scheinbar in Widerspruch miteinander standen. Heute ist eine Wendung zu beobachten, die neuere Physik scheint selbst die Materie spiritualisieren zu wollen.

2. Blazovich, Jákó: *Kereszténység s a görög-római világ* (Das Christentum und die Antike). In „Pannonhalmi Szemle“. Bd. 16 (1941). H. 2. S. 98—106.

Das Christentum hat nicht so sehr den seelischen Inhalt als den kulturellen Rahmen der Antike übernommen. Die philosophischen Begriffe der Antike hat es mit neuem Inhalt erfüllt.

3. Bochkor, Ádám: *A csodás gyógyulások orvostudományi értékelése* (Die ärztliche Bewertung der wunderbaren Heilungen). In „Theológia“. Bd. 8 (1941). H. 2. S. 128—139.

Der Arzt kann sich der objektiven Feststellung außerordentlicher Heilungen, wie deren zu Lourdes, nicht verschliessen.

4. C s e n g ö d y, Lajos: *Az új bibliafordítás műhelyéből* (Aus der Werkstatt der neuen Bibelübersetzung). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 5. S. 162—166.

Über die richtige Übersetzung von Matth. 16, 18.

5. D u d á s, Miklós: *Magyarország nemcsak a múltban volt a kereszténység védőbástyája* (Ungarn nicht nur in der Vergangenheit das Bollwerk Europas). In „Keleti Egyház“. (1941). H. 8. S. 177—183.

Eröffnungsrede des Vorsitzenden in der Versammlung des ungarischen St. Nikolaus-Unionsvereins. — Seit der Zeit des heiligen Stephan leben in Ungarn Gläubige römisch-katholischen und orthodoxen Ritus' stets nebeneinander. Im Jahre 1441 kam der Kiewer Metropolit Isidor zweimal nach Ungarn, um mit der römisch-katholischen Geistlichkeit über die Vereinigung der hier lebenden russinischen Schismatiker zu verhandeln. Auch die Jesuiten und der Erzbischof Kollonics bemühten sich viel um die geplante Union. Die ungarischen Unionsbestrebungen reichen tief in die Vergangenheit zurück und auch heute kann es uns nicht gleichgültig sein, daß ein großer Teil der Kirche der alten griechischen Kirchenväter im Schisma lebt.

6. E r v i n, Gábor: *Isten Országja felé* (Der Weg zum Reiche Gottes). In „Katolikus Szemle“. Bd. 55 (1941). H. 3. S. 74—77.

An Arnold Toynbee's „A Study of History“ sich anlehnend sucht Vf. den Gedanken der historischen Evolution christozentrisch zu deuten.

7. F e r d i n á n d y, István: *Kereszténység és világnézet* (Christliche Weltanschauung). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 1. S. 6—7.

8. G á l, Ferenc: *Az emberi test dogmatikai értékelése Szent Pál leveleiben* (Die dogmatische Wertung des Leibes in den Briefen des hl. Paulus). In „Theologia“. Bd. 8 (1941). H. 1. S. 21—28.

Vf. untersucht die verschiedenen Gesichtspunkte, unter welchen der hl. Paulus den menschlichen Leib betrachtet. Die Antithese: „Leib der Sünde — Tempel des hl. Geistes“ findet in der Askese ihre Lösung.

9. G a u d y, László: *Egység* (Vereinigung). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 5. S. 168—173.

Während der Katholizismus als allein berechnete Kirche gelten will, findet eine Annäherung zwischen Orthodoxie, Anglikanismus und Protestantismus statt.

10. G a u d y, László: *Hat tér, hat üleológia* (Sechs Lebensräume, sechs Ideologien). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 7. S. 226—231.

Vf. unterscheidet die sechs Großräume des japanischen, russischen, arabischen, italienischen, deutschen und englischen Machtgebiets, und untersucht in ihnen die Bedingungen christlicher Lebensführung.

11. **Gianone, Egon:** *A Jézus Szíve-tisztelet új utakon* (Die Herz Jesu-Andacht auf neuen Wegen). In „Theologia“. Bd. 8. H. 3. S. 247—253.

Das Herz Jesu soll als Herz des Corpus Christi Mysticum aufgefaßt werden.

12. **Hamvas, Béla:** *Scientia sacra*. In „Athenaeum“. Bd. 27 (1941). H. 4. S. 366—381.

Vf. sucht jenen tiefsten Sinn des Schrifttums, der uns blinde Menschen zu Erkennenden, Sehenden machen kann. Er findet ihn in dem in der Überlieferung lebenden und wirkenden Logos. Demnach soll also das Schrifttum nicht mehr vom Biographischen oder vom Literaturhistorischen, sondern von der existentiellen Einstellung vom Logos aus gedeutet werden. Die Überlieferung ist ja eigentlich Wissen um die Göttlichkeit des Menschen.

13. **Holló, Ferenc:** *Az ószldv liturgikus énekek primitív hangjegyzése* (Die primitive Notenschrift der altkirchenslavischen liturgischen Gesänge). In „Keleti Egyház“. (1941). H. 4. S. 91—100.

Die acht Töne des griechisch-katholischen Kirchengesanges bilden ein sich ständig wiederholendes modales Tonsystem. Für die Tonleiter ist die altgriechische tetrachordale Einteilung charakteristisch. Die so entstandene Kirchenmusik wurde im VIII. Jahrhundert durch den Hl. Johann v. Damaskus in ein System gebracht. — Vf. bespricht das sgn. „Kruki“-System, d. h. die altslavischen Tonzeichen, mit denen die damaszenischen Melodien notiert wurden.

14. **Holvay, Bruno:** *Az únios munka és a teológia* (Unionsarbeit und Theologie). In „Theologia“. Bd. 8 (1941). H. 3. S. 254—260.

Das eingehende Studium der Kirchenväter des Ostens würde die Union der Kirchen beschleunigen und die westliche Theologie vielfach bereichern.

15. **Horváth, Miklós:** *A missziók bennszülött papsága* (Eingeborene als Geistliche in den Missionsgebieten). In „Katolikus Szemle“. Bd. 55 (1941). H. 8. S. 288—296.

Die Kirche ist bestrebt, in den Missionsländern Eingeborene zu Geistlichen heranzubilden. Dem stehen jedoch noch vielfache Schwierigkeiten im Wege: z. B. das Kastenwesen, das Zoelibat, politische Rücksichten und auch die leider häufig beobachtete Unbeständigkeit der Neophyten.

16. **Ivánka, Endre:** *Keleti szellem és „orthodoxia“* (Die geistigen Traditionen des Ostens und der Begriff der Orthodoxie). In „Theologia“. Bd. 8 (1941). H. 2. S. 109—116.

Nach dem östlichen Begriff der Kirche ist nicht die Hierarchie Träger der Unfehlbarkeit, sondern das christliche Volk. Diese Lehre ist nicht traditionell. Früher hatte die östliche Kirche einen ebenso hierarchischen Kirchenbegriff wie der Katholizismus, nur war er papstfeindlich formuliert.

In Rußland wurde der ursprüngliche Kirchenbegriff von dem der Staatskirche verdrängt. Aus der Opposition gegen die Staatskirche erwuchs die slavophile Bewegung. Aber anstatt zum ursprünglichen Kirchenbegriff zurückzukehren, ließ sie das Religiöse zu einer Funktion des Völkischen werden. Ihr Begriff des „christlichen Volkes“ als Träger der Glaubensgewißheit stammt aus der modernen westlichen Ideologie und ist vom Volksgedanken Herder's und von der deutschen Romantik beeinflusst.

17. J u h á s z, Gergely: *A stigmatizáció* (Die Stigmatisierung). In „Pannonhalmi Szemle“. Bd. 16 (1941). H. 1. S. 5—12.

Mit der inbrünstigeren Verehrung des leidenden Heilands zur Zeit des hl. Bernhard ist die psychologische Vorbedingung der Stigmatisierungen geschaffen worden. Vf. wirft die Frage auf, ob sie natürlichen oder übernatürlichen Ursprungs seien. Möglicherweise sind sie als eine psychogenetische Erscheinung zu betrachten (Wunderle). Zu beachten ist auch, was die Väter — dem hl. Paulus folgend — „Durchgeistigung des Körpers“ der Heiligen nennen. Der Ausdruck bedeutet, daß der Körper den übernatürlichen seelischen Affekt sichtbar werden läßt.

18. K a r n e r, Károly: *Uj bibliafordítás és revízió* (Die neue Bibelübersetzung und Überprüfung der alten Übersetzung). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 7. S. 197—204.

Da der *Károlische* Text veraltet ist, ist eine neue Übersetzung notwendig geworden. In dem Gottesdienst soll aber der alte Text womöglich beibehalten werden. — Vf. bringt als Beispiele einer neuen Übersetzung: Luk. 18, 9—17, Phil. 4, 1—9. und Matth. 20, 1—19.

19. K e c s k é s, Pál: *Hittudományi feladatok a szociális enciklikák nyomán* (Die Aufgaben der Theologie auf Grundlage der sozialen Enzykliken). In „Theologia“. Bd. 8 (1941). H. 2. S. 117—127.

Obzwar ganz auf die Seelsorge gerichtet, berühren die Enzykliken *Rerum Novarum*, *Graves de communi*, und *Quadragesimo Anno* doch auch Fragen, die einer spekulativen Vertiefung harren. Die Begriffe der sozialen Gerechtigkeit, der Kirche als Gemeinschaft auch der Volksliturgie erwarten weitere Klärung. Die Ergebnisse moderner Soziologie sollen für die Theologie verwertet werden.

20. K o n c z, János: *Prófétai teológia* (Prophetische Theologie). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 6. S. 205—209.

Vf. befürwortet eine entschiedene Trennung der Theologie von der Philosophie. Aufgabe der Theologie ist: Zeugnis ablegen von Gottes Wort und Missionieren. Prädestinationslehre und Eschatologie sollen besonders betont werden.

21. K o v á c s, Géza: *Szir Sz. Efrém, „a Szentlélek hárfája“* (Der hl. Ephräm v. Syrien, die „Harfe des hl. Geistes“). In „Keleti Egyház“. Bd. 8 (1942). H. 1. S. 8—12; H. 2. S. 28—33.

Das Geheimnis der Größe des „Magister Orbis“ liegt in seinem tiefen Wissen und gewinnenden Wesen. Der griechische Geistliche geht auch heute

mit seinen Gebeten zur Ruhe, der römische Priester preist mit seinen Worten die Gebenedeite. Vf. gibt einen kurzen Bericht über den Lebenslauf des Heiligen und beleuchtet seine Persönlichkeit mit vielen Zitaten aus seinen Werken.

22. Kovrig, Béla: *Quinquagesimo Anno* . . . In „Katolikus Szemle“. Bd. 55 (1941). H. 5. S. 161—166.

Würdigung der sozialen Enzykliken der Päpste Leo XIII. und Pius XI.

23. Lengyel, Zoltán: *Örmeny liturgia magyar földön* (Armenische Liturgie in Ungarn). In „Keleti Egyház“ (1941). H. 6. S. 131—134.

Nach armenischer Überlieferung ist die Christianisierung des Armenischen Volkes unmittelbar auf die Apostel zurückzuführen, in Wirklichkeit aber das Werk des hl. Gregorius. Bereits vor dem Mailänder Edikt nahm Armenien das Christentum als Staatsreligion an. An den drei ersten ökumenischen Synoden nahmen auch die Armenier teil, an der IV. (Kalkedoner) Synode jedoch nicht, auch die gefaßten Synodalbeschlüsse wurden von ihnen bestritten: von diesem Zeitpunkte an besteht das armenische Schisma. Die armenische Messe ist in ihrem Aufbau ursprünglich das Werk des hl. Gregors v. Nazianz, ihre heutige Form aber stammt aus dem XVII. Jahrhundert und kennt nur wenig wechselnde Teile. Statt des Ikonostases wird ein durchsichtiger Vorhang gebraucht. Im Gegensatze zu allen östlichen Liturgien werden in der Messe ungesäuerte Brote benützt. Die großen Chormessen werden überaus feierlich zelebriert, die stillen Messen gleichen denen lateinischen Rituals, doch das Verlesen des Evangeliums und das Spenden der Segen geschieht nach östlichem Ritus. In Siebenbürgen wird auch in den gesungenen Messen die Liturgie der stillen Messen befolgt. — Die armenische Messe besteht aus folgenden Teilen: Stufengebet, Eingießen des Weins und Wassers (wie bei den Dominikanern), Doxologie (Gloria), introitus, trisagion, lectio, graduale, evangelium, offertorium, Waschung der Hände, Entfernung der Katechumenen, praefatio, sanctus, consecratio (laut gesprochen), Epiklese, Fürbitte für die Verstorbenen, Vaterunser, Elevation, Brechen des hl. Brots, Kommunion, Dankgebete, Segen.

24. Makkai, Sándor: *Egyházunk belső feladatai* (Die inneren Aufgaben unserer Kirche). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 12. S. 358—371.

Die Gemeinden sollen pneumatische, eschatologische und existenziale Gemeinschaften sein.

25. Massalskij, Miklós herceg: *Az orthodox egyház a mostani háború idején* (Die orthodoxe Kirche im jetzigen Krieg). In „Keleti Egyház“. Bd. 8 (1941). H. 3. S. 64—72.

Die russische Synodalkirche, spaltete sich im J. 1920 in zwei Gruppen: das Haupt der Kirche in der Sowjetunion wurde Sergius, der Moskauer Metropolit, das der Emigranten die im damaligen Jugoslawien, heute Kroatien (Karlowatz) residierende Synode. Ein Teil der Diaspora organisierte sich selbständig unter der Leitung des Metropoliten Eulogius 1926

in Paris. — In Deutschland vereinigten sich die Anhänger der Synodalkirche in einer selbständigen Diözese. Die orthodoxen Gläubigen Polens gründeten unter der Führung des Metropoliten Dosithej eine selbständige Kirche, gerieten aber später unter die Gerichtsbarkeit des Metropoliten Sergius. In Bessarabien wurden die Prawoslawen der rumänischen orthodoxen Kirche angegliedert. Nach der Besetzung von Paris geriet das französische Diasporagebiet in Abhängigkeit von der deutschen Prawoslawie. Die frühere tschechoslowakische Orthodoxe Kirche blieb unter der Leitung Leitung Konstantinopels, die auf diesem Gebiete lebenden russischen Prawoslawen stehen unter dem Berliner Bischof. Die derartig verworrenen Rechtsverhältnisse der Orthodoxen Kirche lassen nach Vf. in allen Prawoslawen die Sehnsucht nach einer Vereinigung reifen und erstarken.

26. **M á t h é, Elek:** *A magyar református egyház új feladatai* (Die neuen Aufgaben der ungarischen reformierten Kirche). In „Magyar Szemle“. Bd. 41 (1941). H. 167. S. 27—32.
27. **M i k l ó s v ö l g y i, József:** *Hátráltatják-e korszerű reformok az uniót?* (Verhindern zeitgemäße Reformen die Union?) In „Keleti Egyház“. Bd. 8 (1942). H. 2. S. 34—37.

Vf. weist auf die im östlichen Ritus auftauchenden modernen liturgischen Formen westlichen Ursprunges hin und erklärt, die schismatische Ostkirche dürfe eine zeitgemäße liturgische Reform keineswegs beanstanden. Die Kirche ist und soll auch immer zeitgemäß sein: ihr besonnener Konservativismus und Wirklichkeitssinn steht einer gesunden Entwicklung keinesfalls im Wege.

28. **M u r a i, Frigyes:** *Az orosz vallásbölcselet történelemszemlélete* (Geschichtsbetrachtung der russischen Religionsphilosophie). In „Keleti Egyház“. Bd. 8 (1941). H. 5. S. 105—116.

Die russischen Philosophen wurden in der Emigration langsam alle zu Religionsphilosophen: der Ausgangspunkt ihrer Geschichtsbetrachtung ist das Schriftwort: „gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“. — Führer der neuen philosophischen Richtung ist der einstige Professor der Philosophie im zaristischen Moskau: Berdiajev. Seiner Ansicht nach ist der Gegensatz zwischen dem Reich Gottes und des Kaisers bereits 1600 Jahre alt. Als das Christentum nach dem Sieg von Milvius nicht mehr verfolgt wurde, wurde der Geist der urchristlichen Kirche in die Katakomben gedrängt. Konstantin der Große besprengte die heidnische Kaisergewalt mit Weihwasser, doch nur um die Kirche sich selbst dienstbar zu machen. Die Zwangsehe von Christentum und Staat brachte im Osten die traurige Frucht des Cäsaropapismus, im Westen die des Papocäsarismus. Obwohl das theokratisch verummte Heidentum augensichtlich seinem Verfall entgegenging, konnte es doch mehr als tausend Jahre herrschen. Luther entfremdete bedeutsame Gebiete der Westkirche, im Osten dagegen rief die Reformation einen tiefen Skeptizismus hervor. Das Reich Gottes und des Kaisers sind heute an dem Punkte angelangt, wo die Trennung unumgänglich ist. Die Staatsgewalt wird wieder wie ursprünglich ein Feind der Kirche, in dieser aber setzt sich von neuem der durch Konstantin zum Katakombengefängnis verurteilte Geist und Glauben sieghaft durch.

Somit kommt das Eschatologische in der Kirche wieder zu seinem Recht, wenn auch nur als symbolische Deutung: eine andere Form läßt die moderne Kultur nicht mehr zu. Letzte Ergebnisse der heutigen russischen Religionsphilosophie sind folgende Thesen: des Wesentlichste im Christentum ist die Parousie, das Kommen Christi kann aber vom Kommen des Reichs Gottes nicht getrennt werden. Beide haben die totale Umwandlung der Welt zur Folge. Da aber das Reich Gottes in uns ist, müssen wir zur symbolischen Deutung der Parousie greifen.

- 29 N é m e t h, József: *A Jézus-Társaság uniók tevékenysége* (Der Jesuitenorden im Dienste der kirchlichen Union). In „Keleti Egyház“. Bd. 8 (1941). H. 4. S. 73—85.

Der Jesuitenorden ist kraft seines Geistes und seiner Organisation besonders befähigt, der Wiedervereinigung der Ostkirche mit dem Katholizismus den Weg zu bahnen. In Polen, im päpstlichen Collegium Russicum, in Rumänien, Bulgarien und in Estland wird im Dienste dieses Zieles ernste Arbeit geleistet. Die Universität zu Beirut, die Hochschule zu Bagdad, die Zeitschrift *Orientalia Christiana* und die schriftstellerische Tätigkeit der Patres finden im Artikel ihre entsprechende Würdigung.

- 30 P a p p, János: *A szeplőtelen fogantatás hittétele a bizánci liturgia énekeiben* (Das Dogma der unbefleckten Empfängnis in den byzantinischen liturgischen Gesängen). In „Keleti Egyház“. Bd. 8 (1941). H. 10. S. 227—230.

Seit der Vatikaner Synode verschärften sich die Gegensätze zwischen dem Katholizismus und den Schismatikern durch das Dogma der unbefleckten Empfängnis. Die Schriftbeweise besagten Dogmas sind im Protoevangelium, im englischen Gruß und in den typischen Darstellungen der Jungfrau Maria im alten Testament erhalten. In den byzantinischen liturgischen Gesängen sind die Beweise der genannten drei Gruppen besonders zahlreich belegt. Vf. erhärtet diese Behauptung mit einer ganzen Reihe liturgischer Zitate und stellt fest, daß das Dogma der unbefleckten Empfängnis am klarsten und überzeugendsten eben aus dem Zeremoniell der griechischen Kirche zu erweisen ist.

- 31 P a t a k y, Arnold: *Szent Pál leveleinek ószövetségi idézetei* (Alttestamentliche Zitate in den Briefen des hl. Paulus). In „Theologia“. Bd. 8 (1941). H. 1—4. S. 1—20., 97—108., 193—208., 289—294.

Einleitend vergleicht Vf. die rabbinische Schrifterklärung mit der paulinischen. Darauf folgt die Exegese der in den paulinischen Schriften vorkommenden alttestamentlichen Zitate.

- 32 P é t e r, Zoltán: *Spranger az evilági vallásosságról* (S. über die Diesseitsreligiosität). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 6. S. 192—201.

Übersetzung und Kommentar des von E. Spranger in der Berliner Neuen Kirche am 20. X. 1940 gehaltenen Vortrages.

- 33 P é t e r f f y, Gedeon: *A pápai diplomácia* (Die päpstliche Diplomatie). In „Katolikus Szemle“. Bd. 55 (1941). H. 8. S. 282—288.

Ein Überblick über Geschichte, Organisation, Methoden und Zielsetzung der päpstlichen Diplomatie, mit besonderer Betonung ihrer Arbeit für den Weltfrieden.

34. Péterffy, Gedeon: *A regula és Szent Tamás* (Die Regel und der hl. Thomas). In „Theologia“. Bd. 8 (1941). H. 1. S. 29—37.

Vf. beschreibt die Wirkung der benediktinischen Erziehung auf die Frömmigkeit und asketische Einstellung des hl. Thomas.

35. Péterffy, Gedeon: *A Szentszék és a Népszövetség* (Der hl. Stuhl und der Völkerbund). In „Katolikus Szemle“. Bd. 55 (1941). H. 3. S. 68—74.

Vf. erklärt, warum der hl. Stuhl sich an der Arbeit des Völkerbundes nicht beteiligen konnte.

36. Pröhle, Károly: *Emberiség, magyarság, kereszténység* (Menschlichkeit, Ungarisches Wesen und Christentum). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 3. S. 65—70.

Die vom Vf. verfochtene Weltanschauung verwirklicht eine Synthese von Menschlichkeit, ungarischem Wesen und Christentum. Die Auswüchse des Humanismus, die Überwertung des Rassischen werden zurückgewiesen und der Schöpfungs- und Vorsehungsglaube als Grundfesten der christlichen Weltanschauung aufgezeigt.

37. Radó, Polikárp: *A kereszténység küzdelme az ókori napkultusz ellen* (Der Kampf des Christentums gegen den antiken Sonnendienst). In „Theologia“. Bd. 8 (1941). H. 4. S. 295—301.

Das Christentum hatte sich im IV. Jahrhundert gegen eine henotheistische Sonnenverehrung durchzusetzen. Letztere erreichte ihren Höhepunkt unter Aurelianus und Julianus. Vf. führt Stellen aus *Commodianus, Cyrill von Jerusalem, Ephräm dem Syrer, Chrysostomus, den Apostolischen Konstitutionen, Nemesios von Emesa, Synesios von Ptolemais* an, die den Kampf der beiden Religionen bezeugen. Mit dem Tode Theodosius des Großen ist der Kampf als beendet zu betrachten, obwohl ein gewisser Nachhall auch noch später, besonders in der Liturgie, vernehmbar ist.

38. Radó, Polikárp: *A nemzeti gondolat középkori liturgiánkban* (Der nationale Gedanke in unserer mittelalterlichen Liturgie). In „Katolikus Szemle“. Bd. 55 (1941). H. 12. S. 431—438.

Vf. untersucht die liturgischen Codices der ungarischen Bibliotheken ihrem patriotischen Gehalt nach. Die Messen der ungarischen Heiligen, auch manche Hymnen zeugen von einem starken nationalen Gefühl. Dynastische Treue, Verständnis für den ungarischen Volkscharakter, Anspielungen auf die hunnische Verwandtschaft und ungarische Städtenamen im lateinischen Text sind die Belege dafür.

39. Raffay, Sándor: *A Károli biblia revíziója* (Revision der Károli-Bibel). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 5. S. 146—155.

Vf. erklärt sein Verfahren bei der Neuübersetzung des Neuen Testaments.

40. Révész, Imre: *Széljegyzetek a kálvinizmus néhány legújabb értékeléséhez* (Randglossen zu einigen neueren Bewertungen des Calvinismus). In „Debreceni Szemle“. Bd. 15 (1941). H. 12. S. 269—280.

Der Calvinismus findet bei dem kollektivistisch eingestellten heutigen Menschen noch weniger Verständnis als bei dem liberalen. Vf. widersetzt sich dem Bestreben, Calvin als „lateinischen“ Reformator dem germanischen Luther entgegenzustellen. Das Religiöse ist keineswegs vom Rassistischen abhängig; Calvins Lehren sollen nach ihrem Wahrheitsgehalt bewertet werden. Vf. bespricht in diesem Zusammenhang die von H. Wendorf und S. Kibédi Varga ausgesprochenen Meinungen, wobei er sich auf W. v. Loewenick beruft.

41. Serédi, Jusztinián: *A realitások elhagyásának veszedelme* (Der Mangel an Realismus als Gefahr). In „Katolikus Szemle“. Bd. 55 (1941). H. 4. S. 97—101.

Ansprache des Fürstprimas von Ungarn. Individuelle und kollektive Leiden und Katastrophen werden oft durch Mangel an Realismus verursacht. Gott, die Seele, die Kirche, das Naturrecht sind nicht nur Ideen, sondern wichtige existenzielle Mächte. Läßt man sie außer acht, folgen Zerwürfnisse in der Familie, Revolutionen im Politischen, Niederlagen im Militärischen. Im internationalen Leben wurden die Realitäten der Geschichte, der Geographie und des wirtschaftlichen Aufeinander-Angewiesenseins verachtet, hieraus entstand jenes Chaos, dessen böse Folgen wir alle zu tragen hatten.

42. Simor, Dénes: *A katolicizmus Kínában* (Der Katholizismus in China). In „Katolikus Szemle“. Bd. 55 (1941). H. 12. S. 453—459.

Aus Anlaß der Entscheidung der Propaganda-Kongregation über die Konfutse-Verehrung schreibt Vf. über den Ritenstreit und würdigt die gefällte Entscheidung.

43. Sólyom, Jenő: *A vizsolyi Biblia jubileumi irodalmához* (Über die Literatur zum Jubiläum der Bibel von Vizsoly). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 8. S. 257—262.

Vf. macht auf die wissenschaftlichen Aufgaben aufmerksam, die betreffs Károli und der Vizsolyer Bibel noch zu lösen sind.

44. Szántay-Széman, István: *Az Egyház útja a keleti szakadásig* (Der Weg der Kirche bis zum Schisma des Orients). In „Keleti Szemle“. Bd. 8 (1941). H. 7. S. 156—160., H. 8. S. 179—184.

Das Schisma wurde durch die cäsaropapistischen Bestrebungen Konstantins d. Großen vorbereitet. Sprachliche und kulturelle Verschiedenheiten waren die Wegebereiter der dogmatischen Entzweiung.

45. Szántay-Széman, István: *Egy nagy unionista bíboros emlékének. (Cusa Miklós 1401—1464)* (Zum Gedächtnis eines großen Kardinals, der für die Union gewirkt hat. Nicolaus Cusanus 1401—1464). In „Keleti Egyház“. Bd. 8 (1941). H. 2. S. 25—32.

Anläßlich des 540. Jahrestages seiner Geburt schildert Vf. die Gestalt des ehrwürdigen Apostels der Union auf Grund der Lebensbeschreibung Dr. J. Pusinos, Professors der Universität Berlin.

46. S z t o j k a, Sándor *uniós körlevele* (Bischöfliches Rundschreiben über die Union). In „Keleti Egyház“. Bd. 8 (1941). H. 3. S. 61—63.

Während der 22 Jahre tschechoslowakischer Herrschaft machten sich auf dem Gebiete des Munkácsér Bistums hie und da schismatische Bestrebungen bemerkbar. Obwohl Bischöfe und Geistliche sie mit Erfolg bekämpften, ist der Schaden in der Diözese noch nicht ganz behoben; eben deshalb fordert der Bischof in seinem Fastenbrief vom J. 1941 Priester und Gläubige zum heilsamen Dienst an den Schismatikern auf. Christus will zweifellos die Einheit der Kirche. Eine Folge der Kirchenspaltung ist, daß einige zuletzt auch die griechisch-orientalische Kirche verliessen und sich verschiedenen Sekten anschlossen. Unter der Herrschaft Fürstin Olgas und des hl. Wladimirs (945—1015) standen auch die Russen unter der Oberherrschaft des apostolischen heiligen Stuhls, ihr Glaube war also nicht der prawoslawische, sondern der griechisch-katholische. Heute wird übrigens gar nicht mehr über die Herkunft des heiligen Geistes gestritten, da viele Leute die Existenz Gottes selbst bestreiten. Der Bischof gibt seinen Priestern und Pfarrkindern Unterweisungen, wie sie den Schismatikern begegnen mögen und sie in die römisch-katholische Kirche zurückführen können.

47. T i m k ó, Remig: *Pimen Maximovics Szofronov ikonjai és a „raskolnyik“ művészete* (Ikone und Kunst P. M. Sofronovs. In „Keleti Egyház“ (1941). H. 8. S. 189.

Die apostolische Nunziatur in Ungarn veranstaltete eine Ausstellung russischer religiöser Kunst unter Mitwirkung von S. — Der Künstler ist ein Anhänger der altgläubigen Kunst, derer der Starowjerzen, die auch „Raskolnik“ genannt werden und eine in Russland verfolgte Sekte bildeten. Ihre Künstler konnten nur im Verborgenen wirken, bis dann auch sie infolge der Revolutionen die Flucht ergreifen mußten. Das Malen der Ikone ist im russischen Kunstleben eigentlich die Wiedergabe des Gottesbegriffs: der Maler will nicht sich selbst ausdrücken, sondern einzig und allein das göttliche Urbild dem Betrachter näherbringen. S. ist ein klassisches Beispiel dieser Bestrebung. Seine Ikone sind musterhaft, vollkommen, und, obwohl seine Kunst ganz und gar die Züge des Ostens trägt, ist sie dennoch auch für an westliche Kunstformen gewöhnte Europäer durchaus verständlich.

48. T ö r ö k, István: *A tízparancsolat, mint a nemzeti élet lényege* (Die zehn Gebote als Grundlage des nationalen Lebens). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 3. S. 116—124.

49. T r o m b i t á s, Dezső: *Egyház és hitvallás* (Religion und Glaube). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 4. S. 125—130.

Eine Polemik gegen L. Németh, der in allem ein Feind des Liberalismus, doch noch im liberalen Sinne sich eine Religiosität ohne Glauben vorstellt, also ein liberaler Protestant ist.

50. T r o m b i t á s, Dezső: *Egyház és hitvallás* (Kirche und Bekenntnis). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 12. S. 389—394.

Die ungarische reformierte Kirche hält sich zum apostolischen und zum II. Heidelberger Glaubensbekenntnis. Das Symbol kann aber nie zum Ersatz für die Bibel werden.

51. Trócsányi, Dezső: *A reformáció újabb kritikája* (Die jüngste Kritik an der Reformation). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 2. S. 72—80.

Stellungnahme zu W. Schubarts Buch: „Europa und die Seele des Ostens“.

52. Turóczy, Zoltán: *Egyház és nemzet* (Kirche und Nation). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 4. S. 105—109.

Die Kirche hat drei Berührungspunkte mit dem nationalen und staatlichen Leben: 1. die Sprache, die besonders bei Nationalitäten zu einem schwierigen Problem werden kann, 2. die Abwehr gegen etwaige päpstliche Machtübergriffe, 3. Beschützung der Freiheitsrechte der christlichen Persönlichkeit.

53. Ujászász, Kálmán: *Evangelium és népfőiskola* (Das Evangelium und die Volkshochschule). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 2. S. 40—42.

Vf. zeigt den engen Zusammenhang der Volkshochschule mit dem Glauben an das universale Priestertum der Christen.

54. Wunderle, György: *A keleti egyházi tanulmányok vallásos jelentősége* (Über die relig. Bedeutung der ost-christl. Studien). Ins Ung. übersetzt von Eugen Vucskics. In „Keleti Egyház“. Bd. 8 (1941). H. 3. S. 55. H. 4. S. 88—90; H. 6. S. 135—138.

Das deutsche Original des Artikels erschien als 10. Heft der Schriftenreihe „Das östliche Christentum“ Würzburg, Verlag: Rita, 1936.

55. Zombori, Iván (Kozma János): *Huszonöt éves a naptáregyesítés* (Zum 25. Jubiläum der Vereinigung der Julianischen und Gregorianischen Zeitrechnung). In „Keleti Egyház“. Bd. 8 (1941). H. 7. S. 168.

Unter allen orthodoxen Kirchen nahmen zuerst — ab 24. Juni 1916 — die drei ungarischen griechisch-katholischen Diözesen, d. h. die von Munkács, Eperjes und Hajdudorog die gregorianische Zeitrechnung im liturgischen Gebrauch an. Die russinischen Kirchengemeinden der Munkács- und Eperjeser Diözesen kehrten später wieder zum Julianischen Kalender zurück und feiern ihre Feste auch heute nach diesem. Das Eis ist dennoch gebrochen: der größte Teil der griechischen Kirche, sowohl der unierten als auch der schismatischen, folgt dem ungarischen Beispiel und begeht seine Feste zugleich mit der römischen Kirche.

II. Philosophie.

56. Angyal, Endre: *Megjegyzések a barokkról és a barokkellenességről* (Bemerkungen über das Barock und seine Kritiker). In „Eszttétikai Szemle“. Bd. 7 (1941). H. 1—2. S. 37—51.

Die Kritiker der barocken Kunst bekämpfend weist Vf. auf die kosmischen Perspektiven und die moralische Größe des barocken Erlebens hin.

57. Apponyi, Albert, gróf: *Világnézet és politika* (Weltanschauung und Politik). In „Athenaeum“. Bd. 27 (1941). H. 1–2. S. 1–29., 107–135.

Die hinterlassene, nicht überall gleichmäßig ausgearbeitete Untersuchung des greisen Staatsmanns bestimmt den Begriff der Weltanschauung als Erkenntnis des Einheitsprinzips der Welt. Im Mittelpunkt der Weltanschauung steht der Gottesbegriff. Das politische Leben beruht auf der Idee der Gerechtigkeit. Die Rechtsordnung muß in der Weltanschauung, in der Gottesidee begründet sein. Die christliche Weltanschauung ist das sicherste Fundament des Staatslebens: Vf. behauptet dies nicht nur auf Grund seines persönlichen Glaubens, sondern auch der geschichtlichen Erfahrung.

58. Bárd, János: *N. Hartmann létmódjai* (Die Seinsweisen nach N. Hartmann). In „Bölcséleti Közlemények“. Bd. 7 (1941). S. 81–88.

Vf. übt auf Grund scholastischer Prinzipien eine scharf ablehnende Kritik an N. Hartmann's Werk „*Möglichkeit und Wirklichkeit*“.

59. Berg, Pál: *Az angol gondolkodás 1940-ben* (Das englische Denken im Jahre 1940). In „Szellem és Élet“. Bd. 4 (1941). H. 4. S. 222–236.

Referat, mit besonderer Beachtung der Gedanken von A. Huxley, H. G. Wells, A. Whitehead, B. Joad, B. Russell.

60. Bernáth, Aurél: *Az absztrakt művészetek kora* (Das Zeitalter der abstrakten Kunst). In „Eszttétikai Szemle“. Bd. 7 (1941). H. 1–2. S. 15–30.

Vf. behandelt die abstrakten Kunststile des Kubismus und Impressionismus und berührt auch den Expressionismus, dessen Anhänger er früher war. Allen diesen Stilarten liegt das Problem „Kunst–Natur“ zu Grunde. Es ist nicht leicht, den Mittelweg zwischen photographischer Genauigkeit und kubistischer Willkür zu treffen. Wenn auch nicht vollwertig, haben die abstrakten Kunststile das Empfinden doch bereichert und den Sinn für ein ständiges Problem der Kunst geschärft, was an sich schon ein bleibendes Verdienst ist.

61. Boda, László: *Nietzsche hagyatéka* (Das Vermächtnis Nietzsches). In „Athenaeum“. Bd. 27 (1941). H. 2. S. 165–169.

Vf. betont das Zeitgemäße der Nietzscheschen Philosophie.

62. Böhm, Károly: *Székfoglaló beszéde* (Antrittsrede). In „Szellem és Élet“. Bd. 4 (1940–41). H. 4. S. gehalten an der Universität Kolozsvár (Klausenberg) den 3. III. 1896. 187–181.

Nach einem Rückblick auf die Vergangenheit der ungarischen philosophischen Entwicklung, bezeichnete B. das Ziel seiner wissenschaftlichen Tätigkeit in der Ausarbeitung eines selbständigen Systems: wie bekannt, hat er diesen Plan auch verwirklicht.

63. Brandenstein, Béla báró: *A változássor kezdetének problémája* (Problem des regressus in infinitum). In „Bölcséleti Közlemények“. Bd. 7 (1941). S. 1–6.



Vf. verteidigt die schon in seiner „*Grundlegung der Philosophie*“ verfochtene These: eine unendliche Reihe der Bewegter ist etwas ganz und gar Unmögliches.

64. Dénes, Tibor: *Esztlétikai jegyzetek H. Bergson művéhez* (Ästhetische Bemerkungen zum Lebenswerke H. Bergsons). In „*Esztlétikai Szemle*“. Bd. 7 (1941). H. 1–2. S. 30–36.

65. Dési, Frigyes: *Driesch Hans*. In „*Athenaeum*“. Bd. 27 (1941). H. 3. S. 264., 265.

Nachruf.

66. Diénes, Valéria: *Bergson*. In „*Athenaeum*“. Bd. 27 (1941). H. 1. S. 30–36.

Nachruf.

67. Endrődý, László: *Kant ránk hagyott öröksége* (Kants Vermächtnis). In „*Katolikus Szemle*“. Bd. 55 (1941). H. 4. S. 108–116.

Vf. bedauert daß K. wenig Verständnis für Theologie hatte. In der Religion wertete er nur das Moralische. Durch ihren Agnostizismus und ihre weltliche Einstellung übt K.'s. Religionsphilosophie auch heute noch Wirkung aus. Der moderne Irrationalismus und Drang zum Mythos ist unter anderem auf ihn zurückzuführen.

68. Ervin, Gábor: *Gondolatok a művészet etikájához* (Zur Ethik der Kunst). In „*Bölcséleti Közlemények*“. Bd. 7 (1941). S. 50–60.

Der Urgrund der Ethik wie auch der Ästhetik sind die Ideen und die geschaffenen Wesenheiten. Güte, Wahrheit und Schönheit im transzendenten Sinne haben alle Seienden zu eigen, doch die Güte des Menschen, d. h. das Ethos kann nur durch Verwirklichung der Idee des Menschen entstehen. Die ästhetische Schönheit besteht in der auf den Normalmenschen bezogenen Erkennbarkeit einer beliebigen verwirklichten Wesenheit. Eine gegenseitige Abhängigkeit des Ethischen und Ästhetischen besteht also keineswegs: Da aber das Schaffen und Genießen ästhetischer Werte ein wesentliches Merkmal des Menschen ist, die Ethik aber wahre Menschlichkeit fordert, ist die Kunst in die ethischen Ordnungen ebenfalls einbezogen und, da sie die menschliche Wesenheit darstellt, ist sie zugleich das wertvollste ethische Erziehungsmittel. Die Devise jedes Künstlers sollte die der Dominikaner sein: *Contemplata tradere*. Kunstgenuß ist der erste Ansatz zur Kontemplation. Echte Kunst kann in sich unmöglich sündhaft sein; der Künstler selber ist jedoch keineswegs vom Sittengesetz dispensiert.

69. Ferenczi, Zoltán: *Az okság elve és a végtelen változássorozat* (Das Kausalprinzip und die unendliche Bewegungsreihe). In „*Bölcséleti Közlemények*“. Bd. 7 (1941). S. 7–15.

Vf. behauptet gegen B. v. Brandenstein die Möglichkeit einer unendlichen Bewegereihe.

70. Halasy-Nagy, József: *A cartesianizmus*. In „*Athenaeum*“. Bd. 27 (1941). S. 266–283.

Einleitender Vortrag zu einer Diskussion. Descartes schätzt die selbstgewonnene Erkenntnis höher als alle Überlieferung. Durch Anwendung der mathematischen Methode eröffnete er eine neue Epoche der Naturwissenschaft. Er wollte jedoch diese Methode nicht — wie *Spinoza* — zur Untersuchung der Eigenschaften Gottes und der Seele verwenden. Wenn auch etwas einseitig, hat das cartesianische System selbst in seinen Irrtümern befruchtend gewirkt.

An der Diskussion beteiligten sich folgende: *L. Gáldi* wies auf die Berührungspunkte D.-s mit Montaigne und Pascal hin und beleuchtete seine Bedeutung für die französische Geistesgeschichte: *F. Lehner* sprach über die vier Grundsätze des *Discours de la Méthode*, *R. Ortway* über die Verdienste D.-s um die Mathematik. *E. Szlatinay* betonte, daß D. und der Rationalismus sich in der Annahme, daß die Wahrheit immer beglückend sei, eigentlich geirrt haben, *B. v. Brandenstein* wies nach, daß das Revolutionäre an Descartes sein denkerischer Individualismus sei. Seine einseitig angewandte mathematische Methode führte zu einem starren Dualismus von Geist und Materie, der als Reaktion den Kritizismus hervorrief.

71. I v á n k a, Endre: *Arisztotelizmus*. In., Athenaeum“. Bd. 27 (1941). S. 170—186.

Einleitender Vortrag einer Diskussion. Bei Aristoteles wird aus der platonischen Idee die immanente Form. Letztere begründet den Begriff der Entwicklung, der das ganze aristotelische Denkgebäude durchdringt. Echt platonisch ist die Wertung des Erkennens als Selbstzweck. Als Erkennende ist die Seele mehr als nur die immanente Form der Lebewesen. Da bei A. die Ideen a posteriori nicht a priori erkannt werden, ist bei ihm die Erkenntnis des Absoluten nicht Anfang, sondern Ziel der Denktätigkeit. An der Diskussion beteiligten sich: *J. Halasy-Nagy* (Hauptverdienst des A. ist, ein organisches Weltbild an Stelle des früheren mechanischen gesetzt zu haben, wenn auch dieses Weltbild nicht konsequent durchgeführt war; dies blieb dem Christentum vorbehalten); *L. Noszlopi* (Würdigung der Lehre des A. über die ethische Mitte); *G. Ervin* (Indem A. das normale und gesunde Menschenleben schon als sittlich gut betrachtet, ist er der erste Humanist); *I. Gerencsér* (Der Thomismus ist keine sklavische Wiederholung, sondern Weiterbildung des Aristotelismus); *J. Révay* (bei aller Größe und Erhabenheit des aristotelischen Systems läßt doch der Dualismus der Materie und der Form wichtigste metaphysische Probleme ungeklärt); *S. Sármándi*, *B. Brandenstein* (die historische Bedeutung der aristotelischen Formenlehre).

72. J á n o s i, József: *A skolasztika* (Die Scholastik). In „Athenaeum“. Bd. 27 (1941). H. 2. S. 187—215.

Einleitender Vortrag einer Diskussion. Von der Offenbarung nur psychologisch, nicht aber logisch abhängig, ist die Scholastik durch und durch echte Philosophie. Ihre größten Leistungen sind der Gottesbegriff, die „*analogia entis*“ und das darauf fußende Bild vom Menschen, das zur naturrechtlichen Ethik führt. An der Diskussion beteiligten sich: *P. Kecskés* (Das repräsentative System der Scholastik ist der Thomismus. Wie *Manser* gezeigt hat, gründet sich dieser auf das Begriffspaar Aktion und Potenz. Durch diese Begriffe wird die Erkenntnislehre, das Verhält-

nis von Wesenheit und Existenz, die „*analogia entis*“, und das Wertproblem beleuchtet); *A. Schütz* (Scholastik bedeutet, trotz der faktischen Arbeitsgemeinschaft eine prinzipielle Scheidung von Theologie und Philosophie, wie sie bei Thomas am schönsten zu beobachten ist); *I. Dékány* (Scholastik ist immer auf der Suche nach Ordnung, sowohl in der theoretischen wie auch in der praktischen Philosophie); *G. Ervin* (Formell betrachtet, bedeutet Scholastik strengste Syllogistik, Primat der Ontologie, erkenntnistheoretischen Realismus. Soziologisch geht die heutige Scholastik auf Anregungen des Papstes Leo XIII. zurück. Materiell betrachtet sind die zwei Grundgedanken des scholastischen Systems die Lehre von Gott als Fülle des Seins und die von der Seele, von der Möglichkeit der Teilnahme am göttlichen Leben. Die Scholastik wird demnach von dem mystischen Erleben genährt); *E. Szabó* (Scholastik ist eine intellektuelle Weltdeutung, die sich aber letzten Endes auf das Mysterium beruft und in eine *docta ignorantia* ausläuft); *R. Ortway* (Die moderne Physik bestätigt das Ergebnis scholastischen Denkens, daß nämlich unser Wissen immer unvollkommen bleibt, und daß es Grade, mithin eine Analogie der Erkenntnis gibt); *B. Brandenstein* (Die Scholastik bereichert die altgriechische Philosophie durch das christliche Erlebnis; sie hat besonders den Begriff des Geistes vertieft).

73. *J o ó, Tibor: Korszak és nemzedékek* (Zeitwechsel—Generationswechsel). In „*Protestáns Szemle*“. H. 3. S. 90—93.

Vf. spricht die Ansicht aus, daß in unserem Zeitalter nicht ein Wechsel der Generationen, sondern der Zeitalter sich abspiele.

74. *J o ó, Tibor: Ravasz László, a filozófus* (L. R. als Philosoph). In „*Protestáns Szemle*“. Bd. 50 (1941). H. 9. S. 292—295.

75. *K e r é n y i, Károly: Platonizmus*. In „*Athenaeum*“. Bd. 27 (1941). H. 1. S. 64—90.

Einleitung zu einer Diskussion in der Ung. Philosophischen Gesellschaft. — Von der Ideenschau, dem Grunderlebnis der Platoniker ausgehend, beleuchtet Vf. die Ausdrücke „*Anamnese*“, „*Agathon*“ und „*Eros*“, die alle nicht nur begrifflich verstanden, sondern auch erlebt werden wollen. An der Diskussion beteiligten sich: *M. Magyaryné Techert* (würdigte den Neuplatonismus, die plotinische Ästhetik und Mytik), *E. Ivánka* (Die platonischen Ideen stehen nicht gesondert nebeneinander, sie sind in der noch höheren Einheit *συνδεσμος* zusammengefaßt), *L. Faragó* (Die Lehre Platons wird nicht im gefühlsmässigen Erleben faßlich, die Fülle des Lebens eröffnet sich uns im Logos), *D. Kövendi* (wies auf die wunderbare Synthese zwischen Numerischem und Qualitativem bei Platon hin), *B. Brandenstein* (kurze Übersicht der Ideenlehre, Psychologie, Dialektik, und Ethik im platonischen System).

76. *Kornis, Gyula: Gótika és skolasztika* (Gotik und Scholastik). In „*Katolikus Szemle*“ Bd. 55 (1941). H. 3. S. 65—68.

Vf. beschreibt den gemeinsamen Stil der wissenschaftlichen und künstlerischen Lebensformen im Mittelalter. Gotik und Scholastik sind Ausdrucksformen desselben Zeitgeistes, ihr Aufblühen wie auch ihr Nieder-

gang erfolgt zur selben Zeit. Beispiele dieses Parallelismus bieten z. B. Lehre und Wesen von Albertus Magnus und der Kölner Dom: beide kennzeichnet die kraftvolle Verarbeitung fremder Motive), oder die englische Gotik und Scotus, bzw. Occam (subtile Feinheiten), der *style flamboyant* und das Überwuchern der Distinktionen in der späteren Scholastik, der Nominalismus und die Laizisierung der Künste vom XIV. Jahrhundert an.

77. Kornis, Gyula: *Dante és Raffael* (Dante und Raffael). In „Katolikus Szemle“. Bd. 55 (1941). H. 6. S. 199–204., H. 7. S. 225–229.

Die Divina Commedia spiegelt die Begegnung der klassischen Philosophie mit dem christlichen Glauben. Raffaels Schule von Athen zeigt uns dagegen den Gedankeninhalt des Humanismus. Raffael war überzeugt, daß Wissenschaft und Kunst tief verwandt seien, da beide den tiefsten Sinn der Dinge, die platonischen Urbilder zu erfassen bestrebt sind. Die Stanza della Segnatura enthält die gesamte Gedankenwelt der Renaissance über Religion, Wissenschaft und Kunst.

78. Kornis, Gyula: *Mi a filozófia?* (Was ist Philosophie?) In „Athenaeum“. Bd. 27 (1941). H. 1. S. 37–63.

Einleitung einer Diskussion in der Ung. Philosophischen Gesellschaft. — Die Philosophie untersucht und deutet das Allgemeine im Erkennen (Gnoseologie, Logik), Sein (Metaphysik) und Wert (Ethik, Ästhetik). Logik ist der exakteste Zweig der Philosophie, während die Erkenntnistheorie meistens weltanschaulich gefärbt ist. Noch stärker folgen die Metaphysiker ihren subjektiven vorwissenschaftlichen Wertungen. Um dem vorzubeugen, sollten sich die Philosophen des engsten Anschlusses an die Fachwissenschaften befleißigen. Es ist keineswegs Aufgabe des Philosophen, neue Werttafeln zu geben, er kann nur die schon vorhandenen Wertungen in ein begriffliches Gewand kleiden, systematisieren oder kritisch prüfen. An der Diskussion nahmen Teil: *I. Dékány* (Die Wertung das psychologisch Primäre bei dem Philosophen); *L. Mátrai* (knüpfte an das Goethe'sche Wort an: „Unsere Grundsätze sind nur Supplemente unserer Existenzen“); *F. Pozsonyi* (beschrieb die resp. Grenzen der Metaphysik und der Fachwissenschaften und erklärte sie aus den verschiedenen Fragestellungen); *Gy. Zemplén* (Sowohl die theoretischen wie auch die existenziellen Grundlagen der Metaphysik sind in der menschlichen Natur begründet. Wahre Metaphysik ist allgemeingültig, weil sie aus der Erfahrung auf das Sein überhaupt schließt; die Verschiedenheit der großen metaphysischen Systeme ist im Grunde genommen oft nur eine Verschiedenheit des Ausdrucks); *B. v. Brandenstein* (Metaphysik fußt nicht nur auf Wertungen, sondern auch auf positiver und negativer Evidenz. hat daher einen streng wissenschaftlichen Charakter).

79. Kornis, Gyula: *Tudomány és nemzet* (Volkscharakter in der Wissenschaft). In „Budapesti Szemle“. Bd. 260 (1941). H. 761. S. 193–333, H. 762. S. 347–361, H. 763. S. 414–422.

Vom XVI. Jahrhundert an melden sich die nationalen Eigenschaften im wissenschaftlichen Schrifttum. Die Wissenschaft wird zum Bewußtsein der Völker. Vf. untersucht den besonderen Charakter der englischen,

deutschen und französischen Wissenschaft. Letzterer eignet mathematische Form, logische Schärfe, Klarheit, kritischer Sinn, strenge Handhabung der Formen, Bevorzugung der kollektiven Arbeit und abstraktes Denken. Die englische Wissenschaft ist dagegen empirisch und strebt nach Anschaulichkeit. Der englische Charakter neigt dem Kompromiß zu. Er sträubt sich gegen überspitztes logisches Denken. Der typische französische Denker ist Mathematiker, der typische Engländer ist Politiker.

Der Deutsche ist vor allem dynamisch eingestellt. Er hat Sinn für das werdende, ist Voluntarist. In seiner Philosophie spielt die *coincidentia oppositorum* eine hervorragende Rolle. Sein zeitweiliger Rationalismus ist nur eine Überkompensation. Religion und Metaphysik sind ihm tiefste Lebensfragen. Der ungarische Denker *L. Prohászka* hat den Deutschen treffend als ewigen Wanderer beschrieben. Im deutschen Charakter ist auch ein gewisser Hang zum Individualismus und Partikularismus festzustellen.

80. **Kornis, Gyula:** *A társadalmi lélek és a tudomány a romantika tükrében* (Der Geist der Gemeinschaft und die Wissenschaft unter Einfluß der Romantik). In „Társadalomtudomány“. Bd. 21 (1941). H. 1. S. 29—43.

Die Romantik bevorzugte das Ästhetische vor allen anderen Werten. Sie vertiefte den Sinn für das Historische, wodurch das Glaubensleben gehoben wurde. Der Historismus findet in der Romantik seinen Ursprung. Vf. verfolgt die romantisch-historische Einstellung auf allen Wissenschaftsgebieten.

81. **Kovrig, Béla:** *Nemzetnevelés* (Erziehung der Nation). In „Magyar Szemle“. Bd. 40 (1941). H. 164. S. 197—203.

Vf. findet, daß die Volkshochschulen eine notwendige Ergänzung des Unterrichtswesens bilden. Er schildert die ungarischen Volkshochschulen und die sonstigen Organisationen zur Weiterbildung der Erwachsenen.

82. **Makkai, László:** *Adalékok a magyar filozófia történetéhez* (Beiträge zur Geschichte der ungarischen Philosophie). In „Szellem és Élet“. Bd. V. (1941). H. 1. S. 32—33.

Übersicht über Leben und Werke des *J. Pósa*házi. (Studierte 1653 in Utrecht, wo er drei kleinere Schriften veröffentlichte, 1657 Professor zu Sárospatak, 1672 zu Gyulaféhevár. Hauptwerk: *Ars catholica, vulgo metaphysica*, Sárospatak, 1662. Gestorben 1686.) Ein Aristoteliker, der gegen Coccejaner und Cartesianer scharf gekämpft hat.

83. **Makkai, Sándor:** *Az örök ifjúság* (Ewige Jugend). In „Athenacum“. Bd. 27 (1941). H. 3. S. 235—245.

Sinn der Jugend ist die freie schöpferische Kraft, die sich in der Bildung von Lebensidealen auswirkt. Da kein Geistesleben ohne Ideale denkbar ist, muß der geistige Mensch ewig jugendlich bleiben.

84. **Maródi, Árpád:** *Valóság és művészet* (Kunst und Erlebnis). In „Pannonhalmi Szemle“ H. 5. S. 321—338.

Geschichtlicher Überblick über Arten der Idealisierung in der Kunst.

85. Mátrai, László: *Henri Bergson*. In „Nyugat“. Bd. 34 (1941). H. 2. S. 41—43.
Nachruf.

86. Mátrai, László: *A filozófia története* (Die Geschichte der Philosophie). In „Athenaeum“. Bd. 27 (1941). H. 4. S. 423—441.

Einleitung zu einem Diskussionsabend. — Vf. unterscheidet die Geschichte der Lehrsätze, die der Probleme, und die Geistesgeschichte. Die Geschichte der Lehrsätze kann der Kritik nicht entraten; die Auslese des Mitteilungswerten ist schon eine Art von Kritik. Die Problemgeschichte setzt bereits die positive Kenntnis der Lehrsätze voraus. Nur die geistesgeschichtliche Methode wird den Forderungen der geschichtlichen Betrachtungsweise wie auch denen des philosophischen Denkens gerecht. Sie darf sich natürlich nicht in schematische Konstruktionen wie z. B. die des „Zeitgeistes“ verirren. Wäre die Philosophie ein Ausfluß des Zeitgeistes, wäre Sokrates nicht vergiftet, Bruno nicht verbrannt worden. Neben dem objektiven Geist muß der Historiker auch den subjektiven, die existenziellen Grundlagen der einzelnen Denker berücksichtigen. Gewisse Denkertypen wie z. B. der platonische, der cartesianische, kehren in jeder Epoche wieder. Die psychologischen Grundlagen der Systeme sollen gründlich behandelt werden. Teilnehmer an der Diskussion waren *P. Kecskés* (Die typologische Betrachtung der einzelnen Denker ist an sich berechtigt, jedoch nicht ohne Gefahr. Hauptaufgaben der Philosophiegeschichte bleiben immer die Untersuchung und Deutung des unvergänglichen Gesamtgutes der philosophischen Ideen, die Bewertung der Lehrsätze nach ihrem Wahrheitsgehalt und die Zusammenfassung der Ergebnisse, die, nicht mehr umstritten, zeitlos, eine *philosophia perennis* bilden); *F. Dési* (Die geistesgeschichtliche Methode soll eine Synthese rationellen und existentiellen Verstehens verwirklichen); *L. Faragó* (Da jedem Philosophen das eigene System die letzte Wahrheit ist, ist der schöpferische Denker eigentlich nur an der Problemgeschichte interessiert. Der Historiker wird dennoch danach trachten, die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge der Systeme zu erhellen); *B. Hamvas* (Die Lehre der großen Denker verkündet im Grunde immer dasselbe, nur müssen es immer neue Denker wiederholen, weil die Masse noch nicht reif dafür ist); *B. Brandenstein* (Die Geschichte der Lehrsätze, der Probleme und der Philosophen soll vereint behandelt werden).

87. Moór, Gyula, vitéz: *Philosophia perennis*. In „Athenaeum“. Bd. 27 (1941). H. 2. S. 136—164.

Würdigung des neuscholastischen Systems der Philosophie von Anton Schütz. Schütz ist bestrebt, die Ergebnisse des neuzeitlichen Denkens in den Gedankenbau der „*philosophia perennis*“ einzugliedern. Diese Aufgabe findet Vf. im Ganzen vortrefflich gelöst, nur in der Frage vom Wert und vom Sein scheint ihm Schütz nicht ganz konsequent zu sein.

88. Murányi, József: *Az értékelés problematikája* (Die Problematik des Wertens). In „Szellem és Élet“. Bd. V. (1941). S. 19—31.

Die Philosophie ist ganz und gar autonom, sie hängt nur von der inneren Struktur des Geistes ab. Kant hat gezeigt, daß synthetische apriorische Urteile möglich sind, doch seine Beweisführung trifft auf die Wert-

urteile nicht zu. An den ungarischen Denker K. Böhm sich anlehnend weist Vf. nach, daß nur die Intelligenz wertvoll ist; das erkennende Ich erkennt im Werten sich selbst als Intelligenz. Nur das Ich als Intelligenz ist unbedingt wertvoll.

89. N a s z á l y i, Emil: *Történet-szemlélet a XII. században* (Die Geschichtsauffassung Ottos von Freising). In „Bölcséleti Közlemények“. Bd. 7 (1941). S. 31–49.

Nach Otto von Freising ist Geschichte wesentlich ein Verfallsprozeß, der nur durch die Realisierung des über aller Geschichte stehenden Gottesstaates ausgeglichen wird. Der Weltstaat wurde dem Gottesstaat gegenüber durch die Sünde gegründet und bis zur Ankunft Christi ist er vorherrschend. Im Rahmen des Weltstaates besteht die Entwicklung eben nur im Wachsen der Not und des Elends, im Rahmen des Gottesstaates vollzieht sich dagegen eine stete religiöse, geistige und moralische Entwicklung. Diese letztere ist jedoch übernatürlich, daher ist auch der Sinn der Geschichte übernatürlich, er kann nicht philosophisch, sondern nur theologisch begriffen und gewertet werden. Nach Vf. gibt es also gar keine echte Geschichtsphilosophie, die Philosophie muß die Deutung der Geschichte der Theologie überlassen.

90. O r t v a y, Rudolf: *A szemlélelenség határai a fizikában* (Die Grenzen der Anschaulichkeit in der Physik). In „Magyar Szemle“. Bd. 41 (1941). H. 170. S. 249–255.

Um die neueren Ergebnisse der Forschung systematisieren zu können, benützt die Physik Begriffe der höheren Mathematik und Geometrie und verzichtet auf Anschaulichkeit.

91. P é t e r f f y, Gedeon: *A háború. Szent Tamás tanításának patrisztikus forrásai* (Der Krieg. Die Patristischen Quellen der Lehre des hl. Thomas). In „Bölcséleti Közlemények“. Bd. 7 (1941). S. 61–80.

Bei Behandlung des Problems, ob ein gerechter Krieg überhaupt möglich sei, stützt sich Thomas auf die in dem *Decretum Gratiani* enthaltenen Stellen aus den Kirchenvätern und auf *Alexander Halensis*. Ihre Doktrin erscheint jedoch bei Thomas geklärt und bereichert. Er vereinfacht das Material der Kanonisten und verlangt zur Erlaubtheit des Krieges Souveränität des Kriegsherrn, eine gerechte Ursache und Gott genehme Absicht. Fehlt eins von diesen Momenten, ist der Krieg eine Sünde wider die Liebe.

92. P é t e r f f y, Gedeon: *A totális háború — totális felelősség* (Totaler Krieg, totale Verantwortlichkeit). In „Katolikus Szemle“. Bd. 55 (1941). H. 11. S. 363–365.

Die moderne Auffassung betrachtet den Krieg — ganz unchristlich — als einen Naturzustand. Die Frage der Verantwortung wird nicht ernst genommen. Da alle Völker sich vom Naturrecht lossagen, kann die Verantwortung nicht einem einzelnen zugeschoben werden, sondern belastet alle, die das Naturrecht mißachten.

93. Petz, Ádám: *Egyéni és közösségi létünk végső alapja* (Das letzte Fundament unseres individuellen und gemeinschaftlichen Seins). In „Bölcséleti Közlemények“. Bd. 7 (1941). S. 15–30.

Einige namhafte Scholastiker haben unglücklicherweise den Satz vertreten, unsere Persönlichkeit mache uns zu Einzelmenschen, und nur das Individuum als Körperwesen unterstehe der Gemeinschaft. Vf. verweist dagegen auf den thomistischen Satz: obwohl die Persönlichkeit für sich selber da ist, soll sie doch in die Gemeinschaft eingeordnet werden. (S. Th. 2. 2ae, 59, 3 ad 2.)

94. Prohászka, Lajos: *A hegelianizmus*. In „Athenaeum“. Bd. 27 (1941). H. 4. S. 396–422.

Einleitung zu einem Diskussionsabend. — Sich an H. *Leisegang* anlehnd, stellt Vf. Hegel als einen eigenartigen Denkertyp dar, der nur von Denkern seines eigenen Typs gewürdigt, von anderen aber scharf abgelehnt wird. Sein Denken ist kosmovital, seine Ausdrucksweise aber begrifflich. Die Begriffe können den mystischen Inhalt seiner Lehre nicht ausdrücken, darum nimmt er seine Zuflucht zur Dialektik. Durch diese Methode hat Hegel das Geschehen, die Entwicklung erfassen können. Wenn auch manches bei Hegel nicht ohne weiteres anzunehmen ist, bleiben ihm folgende Verdienste dennoch unbestritten: er hat als Grundlage der Welt den Geist bezeichnet, den Begriff des objektiven Geistes geschaffen und war bestrebt die Welt als Totalität zu erfassen. Teilnehmer der Diskussion waren T. *Joó* (Würdigung der Staatslehre H. s. nach ihrem geschichtsphilosophischen Gehalt); L. *Mátrai* (Beleuchtete H. s. existenzielle Stellung in Zusammenhang mit der Romantik *Schellings* und *Hölderlins*. H. steht den Genannten als kühler Denker gegenüber; deshalb konnten sich die Materialisten ihm anschließen); I. *Dékány* (H. - s. Gesellschaftsphilosophie noch immer aktuell); G. *Ervin* (H. hat durch seine Dialektik den Relativismus, durch seinen falschen Spiritualismus den Materialismus entfesselt); B. *Brandenstein* (H. hat seine eigentlich mystische Lehre in ein unzureichendes begriffliches Gewand gekleidet. Seine Lehre über Gemeinschaftsgeist und objektiven Geist war für die Geisteswissenschaften grundlegend).

95. Rezek, S. Román: *Prohászka intuíciója és átélése* (Intuition und Erleben bei Bischof Prohászka). In „Theologia“. Bd. 8 (1941).

Als Mystiker stand Bischof Pr. dem positivistischen Rationalismus ablehnend gegenüber. Die scholastischen Grundsätze beibehaltend, läßt er sich in seinen Ausdrücken stark von *Bergson* beeinflussen.

96. Révay, József gróf: *A kantianizmus*. In „Athenaeum“. Bd. 27 (1941). H. 3. S. 284–318.

Einleitender Vortrag einer Diskussion. — Kants Idealismus ist konsequent subjektivistisch, da er jeden ideellen Gehalt einem Bewußtsein zuschreibt. Ob allen subjektiven Ideen eine absolute Gültigkeit zukomme oder nicht, ist bei ihm nicht entschieden. Jedenfalls sieht er seine Hauptaufgabe darin, das Apriorische im Bewußtsein überhaupt zu erhellen. Daraus fließt seine transzendente Methode. Das Sittengesetz ist auch im Bewußtsein gegeben, kommt also dem Menschen nicht von außen her zu. Das Bewußtsein kann im Theoretischen nicht zum Absoluten

vordringen, im Praktischen ist es dazu fähig. Dadurch entsteht eine Diskrepanz im System. Das Schwanken zwischen bedingter und absoluter Erkenntnis, zwischen praktischer und theoretischer Vernunft gab Anlass zu den verschiedensten Interpretationen des Kantschen Systems. Aus der transzendentalen Methode wurde bei *Fichte* ein Solipsismus. Aus der Gleichstellung der Welt und des Ichs ergab sich dann die Loslösung vom Subjektivismus, d. h. die moderne Werttheorie, die nicht mehr danach fragt, ob die Ideen der Welt oder dem Subjekt angehören. Andererseits gab der Kritizismus Anregung zum Positivismus, während aus der einseitigen Betonung der praktischen Vernunft ein neuer Irrationalismus erwuchs. Wie die Scholastik, so suchte auch Kant eine Synthese des Rationalismus und Irrationalismus auszuarbeiten. — An der Diskussion beteiligten sich: *F. Ibrányi* (Auf Grund seiner *Ethica secundum S. Thomam et Kant*, Rom, 1931 wies er auf gewisse Analogien zwischen den beiden Denkern hin); *L. Noszlopi* (K. ist der Begründer der philosophischen Anthropologie, aber auch ein Vorläufer des Irrationalismus); *K. Földes-Papp* (K.-s Hauptverdienst liegt in seiner Erkenntnistheorie); *R. Ortway* (K. hat auf die moderne Zeit- und Raumauffassung anregend gewirkt, wenn auch seine Kategorien nicht mehr haltbar sind); *S. Kibédi Varga* (würdigte K. als Philosophen der Freiheit, der Autonomie); *S. Sár mándi*, *T. Jóó* (Wies auf die Verwandtschaft zwischen K. und dem ungarischen Denker *K. Böhm* hin.) *B. Brandenstein* (über den großen Einfluß englischer Denker auf K.).

97. R é v a y, József gróf: *Polgári műveltség — paraszti műveltség* (Bürgerliche oder bäuerliche Kultur?). In „Sorsunk“. Bd. 1 (1941). H. 1. S. 59—70.

Vf. beklagt die Spaltung des ungarischen Geisteslebens. Die bäuerliche Kultur ist von den Geistesgütern der bürgerlichen ausgeschlossen, daher droht ihr sklavisches Wesen, Ressentiment-Psychose, lebensloser Drill. Vf. sucht die Wege des Ausgleichs durch Vermittlung der höheren Kultur-güter an das Bauerntum.

98. S c h ü t z, Antal: *Logikák és logika* (Gibt es nur eine Logik?). In „Budapesti Szemle“. Bd. 259—260 (1940—1941). H. 756. S. 65—80, H. 757. S. 192—220, H. 758. S. 33—55, H. 759. S. 87—109.

Die aristotelische Logik behauptete das Feld bis in unser Jahrhundert. H. B. Smith (1919), E. Wechsler (1930), E. Zilsel (1916) und besonders H. Leisegang (1928) verfechten neuerdings die Ansicht, daß neben diesem System noch andere logischen Systeme möglich seien. Dieser Polylogismus hat seine psychologischen Wurzeln einerseits in dem *Dilthey*-schen Wunsche nach verstehender Hermeneutik, andererseits in den Grundlagenkrisen der Wissenschaften, besonders der Mathematik. Vf. sucht dagegen zu beweisen, daß es nur eine Logik geben kann. Letzter Grundsatz der Logik ist das Kontradiktionsprinzip und solange dieses gewahrt bleibt, ist nur eine einzige Logik, nämlich die Aristotelische möglich, die freilich weitergebildet und bereichert werden kann. In der Ausarbeitung des Systems beobachtet Vf. einen mehr objektiven (phänomenologischen) und einen mehr subjektiven (logistischen) Typ, beide sind aber in der Anerkennung des Kontradiktionsprinzips als letzter Grundlage der Logik einig. *J. Lukasiwicz* und *H. Reichenbach* versuchten eine Logik mit Außeracht-

lassung des *Principium exclusi tertii* auszuarbeiten. R. ist dabei vom Gebiet der Logik in das Psychologische abgeglitten. Das Wahrscheinliche ist ebenfalls entweder wahr oder falsch. Ohne Kontradiktionsprinzip gibt es nur noch Reden, aber keine Wissenschaft. Die Dialektiker (wie *Hegel*) ringen mit dem Ausdruck, da es schwer ist, Dynamisches in statische Begriffe zu kleiden. Das begründet aber noch keine neue Logik. Die nicht euklidischen Geometrien liefern keinen Beweis dafür, daß die klassische Logik unzureichend ist um der Wissenschaft als Grundlage zu dienen. Die verschiedenen Denker-Typen bedeuten noch keine Vielheit der Logiken. Man denkt eben nicht immer logisch, auch auf alogischem Wege ist es möglich, zu einer Wahrheit zu gelangen. Persönliche Denkverfahren gehören ins Gebiet der Psychologie. Jedenfalls ist die Logik, die scharfe Scheidung von Wahrem und Falschem die Magna Charta des europäischen Geisteslebens.

99. Tankó, Béla: *Az egyetem reformja és a filozófiai tanulmány* (Die Universitätsreform und das philosophische Studium). In „Budapesti Szemle“ Bd. 261 (1941). H. 769. S. 426—444.

Akademische Ansprache. — Das eigentliche Ziel der Universität ist die Heranbildung von Gelehrten. Das Mittel dazu ist Lehr- und Lernfreiheit, wie sie in der platonischen Akademie und der mittelalterlichen Universität herrschte. Lehrfreiheit bedeutet Anerkennung der Selbstgesetzlichkeit des Geistes, die nur durch Erkenntnis der Wirklichkeits- und Geistesgesetze erfüllt wird. Die Vorbereitung für die praktischen Berufe gehört auf die Hochschulen (im Gegensatz zu der Universität). Universitätsunterricht wird aber auch dem Praktiker den Weg zeigen, wie man zur Wahrheit gelangen kann. Das Philosophiestudium ist jedem Fachmann unentbehrlich, da es Vorbedingung eines durchdachten Weltbildes ist. Philosophie soll aber nicht vor, sondern nach Erlangung des Fachwissens studiert werden.

100. Tavaszy, Sándor: *A természettudomány világnézeti jelentősége* (Weltanschauliche Bedeutung der Naturwissenschaften). In „Szellem és Élet“. Bd. V. (1941—1942). H. 1. S. 6—17.

Vf. behauptet, daß alle echte Philosophie Erkenntniskritik sei und mit der transzendentalen Methode arbeite. Die Wirklichkeit als Widerstand und Ausdehnung ist Natur, dieselbe Wirklichkeit als Bedeutung Geist. Kausalität ist eine Kategorie der Natur, nicht des Geistes. Zwischen Natur und Geist kann höchstens eine metaphysische, höhere Einheit bestehen. Da aber die Philosophie nur mit den Kategorien des Geistes arbeitet, kann sie Natur und Geist weder vereinigen noch vereint behandeln. Es gibt daher keine Naturphilosophie, nur eine Kritik der naturwissenschaftlichen Erkenntnis, die uns vor dem Solipsismus bewahrt.

101. Ujszászy, Kálmán: *Ember és nevelés* (Der Mensch und die Erziehung). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 11. S. 333—344.

Die Erziehung steht im Dienste des Geistes; sie ist nur ein Durchgangsstadium, der Geist hat aber Selbstwert, er ist die Fülle. Nach Durchbruch des Geistes wandelt sich das Verhältnis zwischen Erziehern und Erziehenden in eine Freundschaft im Geiste.

102. Wälder, Gyula: *A történelmi stílusok érvényesülése a modern építészetben* (Die Anwendung historischer Stilarten in der modernen Baukunst). In „Esztétikai Szemle“. Bd. 7 (1941). H. 1—2. S. 1—14.

Vf. hat sich als Architekt durch eine neue Anwendung historischer Bauformen mehrfach ausgezeichnet. Er verwirft die Auffassung, daß ein Bauwerk ohne Erzielung rein dekorativer Effekte, allein durch Betonung der strukturellen Elemente aufgeführt werden soll, und zeigt an historischen Beispielen, daß die unbestritten großen Epochen ebenfalls durch äußeres Beiwerk Wirkung erzielten. Wenn auch im letzten Jahrhundert historische Formen durch Mangel an Kunstgefühl öfters mißbraucht wurden, ist doch die richtige Anwendung der alten Formen ästhetisch vorteilhaft. Vf. ist bestrebt zu zeigen, daß in Ungarn insbesondere der Barockstil noch immer lebendig und auch bodenständig sei. Die alten historischen Formen sollen auch in der Zukunft, soweit es die neuen Strukturen zulassen, zu ihrem Recht kommen.

103. Zemplén, György: *Existenciális karakterológia* (Existenzielle Charakterkunde). In „Athenaeum“. Bd. 27 (1941). H. 3. S. 246—263.

Eine wissenschaftliche Charakterkunde muß in der Metaphysik verwurzelt sein. Da die Charakterkunde dem Existenziellen im Menschen besonders zugewendet ist, verlangt sie unbedingt eine Existenzialphilosophie als Grundlage. Vf. wirft die Frage auf, ob die Heidegger'sche Auffassung der Existenzialphilosophie den Bedürfnissen des Charakterologen entspreche. Die Antwort ist verneinend. Die Methoden und Fragestellungen Heideggers sind zwar wertvoll, seine Resultate jedoch nicht annehmbar. Charakterkunde als Typologie, als Strukturlehre und als genetische Schicksalsdeutung fordern eine viel reichere und vielseitigere existenzielle Basis als die von Heidegger angegebene. Das menschliche Dasein kann keineswegs aus dem Nichts erklärt und in das Nichts hinschwinden gelassen werden. Die Wertkonflikte im Menschenleben weisen auf verschiedene Seinsschichten hin, die im Existenziellen mit einander verbunden sind.

104. Zemplén, György: *Katolikus Bölcsélet* (Katholische Philosophie). In „Magyar Szemle“ Bd. 41 (1941). H. 167. S. 32—38.

Ein Sammelreferat über neuere ungarische Werke scholastischer und anderer katholischer Verfasser.

III. Psychologie, Pädagogik.

105. Angyal, Lajos: *A rajzolás változása korsuggerációs kísérletekben. Adatok a frontális és parietális emlékezéshez* (Veränderte zeichnerische Leistungen bei hypnotischen Alterssuggestionenversuchen. Beiträge zur Kennzeichnung des frontalen und parietalen Gedächtnistyps). In „Magyar Pszichológiai Szemle“. Bd. 14 (1941). H. 3—4. S. 113—131.

Bericht über Versuche, wie sich die zeichnerische Fähigkeit unter Einwirkung von hypnotischen Alterssuggestionen verändert. Die Versuchspersonen können in zwei Typen eingeteilt werden: bei dem ersten Typ

wurde einheitliche Regression, Erweckbarkeit früherer Bewußtseinsinhalte erwiesen, bei dem zweiten Typ ist nur eine Pseudo-Regression vorhanden, die in einer Intelligenz-Leistung des Hypnotisierten begründet erscheint. Verf. bringt das willkürliche Gedächtnis mit der Funktion des Frontal-Hirns, das automatische mit der des Parietal-Hirns in Zusammenhang.

106. Barankay, László: *A magyar kora-renaissance kor iskolái* (Das Schulwesen in der ungarischen Frührenaissance). In „Magyar Paedagogia“. Bd. 50 (1941). H. 1—2. S. 37—53.

Vf. berichtet über die Pfarrschulen, Domkapitel-, und Stadtschulen des XIV. u. XV. Jahrhunderts. Berühmte Pfarrschulen waren die in Nagyvárad, Esztergom, Zágráb, Eger, Buda; hervorragende städtische Schulen die von Dés und Kassa. Vf. berichtet auch über Schulbücher und Autoren. Die Disziplin war übermäßig streng.

107. Baránszky-Jób, László: *Esztétikai szempontok a nevelésben* (Das ästhetische Moment in der Erziehung). In „Magyar Pedagógia“. Bd. 50 (1941). H. 1—2. S. 12—23.

Auf die Gefahr von dem einseitigen Intellektualismus, dem moralischen Formalismus und leeren Ästhetizismus hinweisend, sucht Vf. den Weg einer gesunden Synthese. Der ästhetische Sinn der Jugendlichen ist stark entwickelt, bedarf aber einer sorgfältigen Leitung. Die Handfertigkeit im Zeichnen, das saubere Schreiben, der Ordnungssinn gewährleisten noch nicht die gesunde Entwicklung des ästhetischen Gefühls. Die Verfeinerung der Gefühle, die Abklärung und Formung der Phantasie ist zu erstreben. Echtes Kunsterleben besteht nicht im Genuß fremder Formen: die fremden Werte werden nur dann zum eigenen Besitz, wenn sie im Erleben neugeschaffen werden. Die Aufgabe des Erziehers ist dem Jugendlichen zu solchen Werterlebnissen zu helfen. Dadurch fördert er auch seine persönliche Entwicklung, sein inneres Gleichgewicht, sowie auch sein Nationalbewußtsein.

108. Benda, Kálmán: *A tatai népfőiskola* (Die Volkshochschule zu Tata). In „Magyar Szemle“. Bd. 41 (1941). H. 167. S. 14—20.

109. Boda, István: *A magyar személyiség megismerésének módszerei* (Methoden zur Erforschung der ungarischen Persönlichkeit). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 9. S. 296—304.

Vf. betrachtet die psychologische Untersuchung des nationalen Charakters als eine der hauptsächlichen Aufgaben der Psychologie. Seiner Ansicht nach sollen für diesen Zweck Fragebogen, Analyse der Nationalliteratur, persönliche Beobachtung und statistische Verarbeitung der verschiedenen Teile mithelfen. Wenn einmal der nationale Charakter erkannt sei, dann stehe die Möglichkeit einer günstigen Beeinflussung desselben offen.

110. Boda, István: *Magyarság és alkalmazkodás* (Der ungarische Volkscharakter anpassungsfähig?). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 2. S. 81—87.

Vf. wirft die Frage auf, ob dem ungarischen Volkscharakter Anpassungsfähigkeit zueigen sei oder nicht.

111. B o d a, István: *A magyar alkalmazkodás problémája* (Das Problem der Anpassungsfähigkeit des Magyaren). In „Magyar Pszichológiai Szemle“. Bd. 14 (1941). H. 1—2. S. 1—16.
112. B o r b é l y, Kamill: *A készülő német iskolareform irányító gondolatai* (Die Leitgedanken der in Vorbereitung stehenden deutschen Schulreform). In „Pannonhalmi Szemle“. Bd. 16 (1941). H. 1. S. 52—56.
113. B o r b é l y, Kamill: *A tehetségesek új iskolái az Óceánon innen és túl* (Neue Schulen für Begabte diesseits und jenseits des Ozeans). In „Pannonhalmi Szemle“. Bd. 16 (1941). H. 3. S. 184—190.
Eine vergleichende Untersuchung der amerikanischen und der deutschen Führerschulen.
114. B o r b é l y, Kamill: *Hogyan látja az új magyar népiskolát a középiskolai tanár?* (Die neue ungarische Volksschule mit den Augen des Lehrers an Höheren Schulen betrachtet). In „Pannonhalmi Szemle“. Bd. 16 (1941). H. 5. S. 363—368.

Vf. bespricht den vom Schuljahr 1941/42. an geltenden Lehrplan der ungarischen Volksschule, mit besonderer Rücksicht auf die achtjährige alltägliche Schulpflicht und die religiöse, vaterländische und soziale Erziehung. Er begrüßt den neuen Schulplan, der nicht mehr spielend lehren, sondern zur ernstesten Arbeit veranlassen will.

115. B o r s i, Katalin: *A budapesti leánytanuló-ifjúság pályaválasztása 1938-ban* (Die Berufswahl der Budapester studierenden weiblichen Jugend i. J. 1938). In „A Gyermek“. Bd. 33 (1941). H. 2. S. 115—124.
116. C s e r, János: *A figyelem és érdeklődés* (Aufmerksamkeit und Interesse). In „A Gyermek“. Bd. 33 (1941). H. 1. S. 11—22.

Eine Zusammenfassung des für den praktischen Pädagogen Wissenswerten aus den Ergebnissen der psychologischen Forschung über Wesen und Eigenschaften der Aufmerksamkeit.

117. D é k á n y, István: *A közösség lélektanának kritikus alapkérdései* (Kritische Grundfragen der Gemeinschaftspsychologie). In „Athenaeum“. Bd. 27 (1941). H. 4. S. 341—365.

Das XIX. Jahrhundert huldigte einer rationalistischen und individualistischen Auffassung über das Wesen der Gemeinschaft. Diese Auffassung ist heute überholt. Nicht Sympathie, sondern gemeinsame Gesinnung, nicht Nachahmung, sondern Homogenität, nicht Arbeitsteilung, sondern Solidarität, nicht Interesse, sondern Pietät sind die Grundpfeiler der Gemeinschaft. Nicht der Zwang, sondern die Autorität verpflichtet. Zu alledem muß noch das gegenseitige Vertrauen hinzukommen, wie das bereits der große Staatsmann *F. Deák* in einer seiner Reden ausgeführt hat.

118. Domokos, Lászlóné: *A fejlődő egyén megismerésének különféle módjai* (Wege zum Erkennen der sich bildenden Persönlichkeit). In „A Gyermek“. Bd. 33 (1941). H. 1. S. 92—104.

Vf. berichtet über die Arbeit in ihrer eigenen Reformschule.

119. Fraknóy, József, vitéz: *A figyelem jelentősége a nevelő oktatásban* (Die Bedeutung der Aufmerksamkeit im Unterricht). In „Magyar Paedagogia“. Bd. 50 (1941). H. 1—2. S. 1—12.

120. Gaudy, László: *Protestáns pedagógiai problémák* (Spezifisch protestantische pädagogische Probleme). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 10. S. 345—351.

121. Gábrriel, Asztrik: *Francia pedagógiai reformtörekvések* (Zur Reform der Pädagogik in Frankreich). In „Magyar Pedagógia“. Bd. 50 (1941). H. 3—4. S. 209—216.

122. Hankiss, János: *A hangulat* (Die Stimmung). In „Debreceni Szemle“. Bd. 15 (1941). H. 6. S. 125—133.

Vf. untersucht den Begriff der „Stimmung“, wobei er den Ansichten Fr. Kaufmanns und H. Klaibers zustimmt.

123. Hornyánszky, István: *A személyiség típusai az organizációs képesség alapján* (Persönlichkeitstypen auf Grund der Organisationsfähigkeit). In „Magyar Pszichológiai Szemle“. Bd. 14. H. 3—4. S. 139—146.

Vf. untersuchte mit Hilfe der Bürgermeister-Tests n. Giese 105 Lehrlinge im Alter von 14—16 Jahren. Folgende Typen wurden unterschieden: 1. großzügig-kleinlich, 2. starr-biegsam, 3. theoretisch-praktisch.

124. Jámbor, Mike: *A hivatás nevelése* (Erziehung zum Beruf). In „Pannonhalmi Szemle“. Bd. 16 (1941). H. 4. S. 288—296.

Die Berufserziehung ist heute ein allgemein beachtetes Problem der Pädagogik, verschiedene berufspädagogische Institute arbeiten auch in Ungarn. *Beruf ist der von Gott bestimmte Wirkungskreis und Dienst für das Wohl der Mitmenschen*. Erziehung zur Arbeit, Bildung des Verantwortungsgefühls und der Selbstbeherrschung und Pflege des Führergedankens sollen die leitenden Ideen der Erziehung zum Beruf sein; sie soll auf die Kämpfe der Zukunft vorbereiten.

125. Kemenes, Illés: *A tanulók egymás közt* (Schüler unter sich). In „A Gyermek“. Bd. 33 (1941). H. 1. S. 80—87.

Über soziales und asoziales Verhalten in den verschiedenen Phasen des Jugendalters, mit besonderer Berücksichtigung des einzigen Kindes.

126. Kemény, Ferenc: *A kitűnők iskolája* (Die Schule der Begabten). In „Magyar Paedagogia“. Bd. 50 (1941). H. 1—2. S. 62—66.

Der Ausdruck „Schule der Begabten“ kann sich sowohl auf die Schüler als auch auf die Lehrkräfte beziehen. Vf. findet es nicht wünschenswert, auserlesene Schüler und Lehrkräfte in einem Ausnahme-Institut zu sammeln; die Schüler würden dadurch aus ihrem natürlichen Lebens-

kreis herausgehoben werden, und das Niveau der übrigen Schulen würde Schaden nehmen.

127. **Kempelen, Attila:** *A tanulók kifejezőképességének megfigyelése* (Beobachtung der Ausdrucksfähigkeit der Schüler). In „A Gyermek“. Bd. 33 (1941). H. 1. S. 48–53.

128. **Koszterszitz, József:** *Nemi felvilágosítás* (Sexuelle Aufklärung). In „A Gyermek“. Bd. 33 (1941). H. 2. S. 132–143.

Vf. führt aus, wie anstatt des Märchens vom Storch die Wahrheit den Knaben schonend und taktvoll vorzubringen sei.

129. **Kremsier, Irma:** *Fejlődéstani szempontok a nyelvtan-oktatásban* (Entwicklungs-theoretische Gesichtspunkte im Grammatikunterricht). In „A Gyermek“. Bd. 33 (1941). H. 2. S. 125–131.

130. **Lehner, Ferenc:** *A személyiségvizsgálatok funkcióértéke* (Funktionswert der Persönlichkeitsuntersuchungen). In „Magyar Pszichológiai Szemle“. Bd. 14 (1941). H. 1–2. S. 40–62.

Die meisten Test-Verfahren beleuchten nur einige mehr oder weniger arbiträr ausgewählte Charakterzüge der Persönlichkeit, da die Faktoren der Persönlichkeit, jene das Individuum charakterisierenden persönlichen Daten, die mit den übrigen Wesenszügen in einem funktionellen Zusammenhang stehen, noch nicht genügend erforscht sind. Es fehlt auch noch die exakte Kenntnis der Teilfaktoren der Intelligenz. Die Untersuchung des Funktionswertes (nach *Duncker*) der einzelnen Prüfungsverfahren sollte eine Koordination derselben ergeben.

131. **Loschdorfer, János:** *A munkaközösség elve a nevelőoktatásban* (Arbeitsgemeinschaft im Unterricht). In „Magyar Paedagogia“. Bd. 50 (1941). H. 3–4. S. 173–193.

Praktische Ratschläge zum Ausfragen der Schüler und zur Vorbereitung des Lehrstoffes, wobei auf die Arbeitsgemeinschaft der Schüler und Lehrer besonderes Gewicht gelegt wird.

132. **Magasi, Artur:** *A rím és ritmus lélektana* (Psychologie des Reims und Rhythmus). In „Pannonhalmi Szemle“. Bd. 16 (1941). H. 3. S. 201–207.

Der Reim ist ein psychologisches Argument für die Wahrheit des Inhalts, der Rhythmus Ausdruck des durch die Emotionen bedingten Pulsschlags.

133. **Marczell, Mihály:** *Hogyan figyeljük meg a tanulók erkölcsi fejlődését* (Sittliche Anlagen der Schüler und ihre Beobachtung). In „A Gyermek“. Bd. 33 (1941). H. S. 70–73.

134. **Martos, Nóra:** *Tízperces dolgozatok a modern nyelvek tanításában* (Zehnminutenaufgaben im Unterricht der modernen Sprachen). In „Magyar Paedagogia“. Bd. 50 (1941). H. 1–2. S. 54–61.

135. **M á t r a i**, László: *Szórakozás és dilettantizmus* (Zerstreuungen und Dilettantismus). In „Magyar Szemle“. Bd. 41 (1941). H. 172. S. 405–410.

Die Vergnügungen und Zerstreuungen des Menschen gehören in die psychologische Kategorie der Ersatzhandlungen. So ist das Schachspiel Ersatz für die abstrakte Wissenschaft, das Kartenspiel für das Lebensglück, während der Dilettantismus aus verschiedenen verdrängten seelischen Faktoren entspringt.

Die Ersatzhandlungen, *hobbies*, können das psychische Gleichgewicht in vielen Fällen recht günstig beeinflussen, werden sie aber gefährlich, können ihnen andere, unschädlichere substituiert werden.

136. **M i l t é n y i**, Györgyi: *A leánybarátkozások pszichológiájához* (Zur Psychologie der Mädchenfreundschaften). In „A Gyermek“. Bd. 33 (1941). H. 2. S. 144–150.

137. **N á m e s s y**, Medárd: *A kedélynevelés* (Die Erziehung des Gemüts). In „Magyar Paedagogia“. Bd. 50 (1941). H. 3–4. S. 193–203.

Vf. betont den gemütsbildenden Wert des Chorgesanges. Er bedauert die Vernachlässigung der Musik im Lehrplan. Der Vertiefung des Gemütslebens dienen Schulbühne und Pfadfinderorganisation, Selbstbildungsvereine und marianische Kongregationen. Viel kommt auf das persönliche Benehmen des Lehrers an.

138. **N o s z l o p i**, László: *Az egyén erkölcsi tulajdonságainak kísérleti lélektani észlelése* (Psychologische Diagnose der individuellen sittlichen Eigenschaften). In „Athenaeum“. Bd. 27 (1941). H. 4. S. 382–395.

Sittliche Charaktereigenschaften können nur in sehr geringem Maße durch Tests ermittelt werden. Das Resultat ist meistens unsicher, da beträchtliche Fehlerquellen vorhanden sind. Vf. untersucht die Reaktionen seiner Vp.-en auf Besonnenheit, Impulsivität, Seelentiefe und praktischen Idealismus.

139. **N o s z l o p i**, László: *A tanuló ítélőképessége és véleményalkotása* (Urteilkraft und Urteilsbildung der Schüler). In „A Gyermek“. Bd. 33 (1941). H. 1. S. 34–42.

140. **N o s z l o p i**, László: *Pályalélektani megfigyelések a személyi lapon* (Berufpsychologische Beobachtungen der Schüler). In „A Gyermek“. Bd. 33 (1941). H. 1. S. 43–48.

141. **P a d á n y i-F r a n k**, Antal: *A tanulók akarati életének megfigyelése és irányítása* (Beobachtung und Beeinflussung des Willenslebens der Schüler). In „A Gyermek“. Bd. 33 (1941). H. 1. S. 60–69.

Vf. berichtet über seine erzieherische Arbeit, bzw. über seine Zielsetzung, den Schülern Ausdauer, Selbstbeherrschung, Respekt, Aufmerksamkeit, Selbstständigkeit, Selbstvertrauen und Zielbewußtheit beizubringen.

142. **P á t z a y n é L i e b e r m a n n**, Lucy: *Gyermekkori heveny elme-zavar* (Ein Fall akuter psychischer Störung im Kindesalter). In „Magyar Pszichologiai Szemle“. Bd. 14 (1941). H. 3–4. S. 131–138.

143. Polgár, Vilmos: *Az olaszországi vallásoktatás multja és jelene* (Vergangenheit und Gegenwart des Religionsunterrichts in Italien). In „Pannonhalmi Szemle“. Bd. 16 (1941). H. 2. S. 131–135.
144. Polgár, Vilmos: *Az új középiskolai reform Olaszországban* (Reform der Höheren Schulen in Italien). In „Pannonhalmi Szemle“. Bd. 16 (1941). H. 5. S. 369–372.
145. Prohászka, Lajos: *Az apró munka a nevelésben* (Die Kleinarbeit in der Erziehung). In „Magyar Paedagogia“. Bd. 50 (1941). H. 3–4. S. 144–159.

Anlässlich der Jahrhundertwendefeier ist der Artikel der Pädagogik der Jesuiten bzw. dem Herbartischen System gewidmet. Beide Systeme bekunden eine ähnliche Auffassung hinsichtlich der erzieherischen Arbeit. Sie intellektualisieren die Erziehung und unterdrücken das Individuelle. Ihr Ziel ist, den Bedürfnissen des durchschnittlichen Schülers und Lehrers gerecht zu werden. Durch ihre peinlich genauen Vorschriften erweisen sich beide Systeme als Pädagogiken der Mittelmäßigkeit. Später hat man schönere Theorien, aber weniger Erfolg in der Praxis gehabt. Ihr Verständnis für die praktischen Bedürfnisse der Schule und die ganz besonders sorgfältige Pflege der klassischen Kultur läßt uns die Platitude dieser Systeme vergessen.

146. Radák, Olga: *A tanulók érzelmi világának megfigyelése* (Zur Beobachtung des Gefühlslebens der Schüler). In „A Gyermek“. Bd. 33 (1941). H. 1. S. 54–59.
147. Róder, Pál: *A tanulók kötelességtudásának megfigyeléséről* (Zur Beobachtung der Pflichttreue bei den Schülern). In „A Gyermek“. Bd. 33 (1941). H. 1. S. 74–79.
148. Schiller, Pál: *A katonai jellemvizsgálatokról* (Über die wehrpsychologischen Charakterprüfungen). In „Magyar Pszichológiai Szemle“. Bd. 16 (1941). H. 1–2. S. 17–39.

Intelligenz- und Geschicklichkeitsaufgaben verraten zwar zahlreiche Anlagen der Versuchspersonen, geben aber über ihre Charakterzüge wenig Aufschluß. Vf. hatte mehr Erfolg mit der von Simoneit entwickelten Riffert'schen „Befehlsreihe“ und „Führerprobe“. Die Befehlsreihe wurde von einer kleineren Gruppe gleichzeitig ausgeführt, wobei die Führerrolle der Reihe nach gewechselt wurde. Die so gewonnenen Resultate wurden nach Rohrschachs und Szondi-s Testmethoden kontrolliert.

149. Schmidt, Ferenc: *A tanulók emlékezete* (Über das Gedächtnis der Schüler). In „A Gyermek“. Bd. 33 (1941). H. 1. S. 23–28.
150. Schmidt, Ferenc: *A tanulók gondolkodása* (Über des Denkvermögen der Schüler). In „A Gyermek“. Bd. 33 (1941). H. 1. S. 29–33.
151. Szabó, Imre: *Nemzetnevelés* (Erziehung zum nationalen Leben). In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 4. S. 56–161.

Nationale Erziehung bedeutet 1. Erziehung des Volks zur Nation, 2. Erziehung der Einzelnen im nationalen Sinne, 3. Erziehung der ganzen Nation zu Erfassung der höchsten Werte.

152. T a m á s, Viktor: *A tanulók családi körülményeinek és környezetének megfigyelése* (Beobachtung der Familienumstände und der Umgebung der Schüler.) In „A Gyermek“. Bd. 33 (1941). H. 1. S. 7—10.

Der Beobachter soll sowohl die biologischen als auch die moralischen und intellektuellen Einflüsse der Umgebung in Betracht ziehen.

153. T e r e s t y é n i, Ferenc: *Régi és új pedagógia* (Ältere und moderne Pädagogik). In „Magyar Paedagogia“. Bd. 50 (1941). H. 3—4. S. 204—208.

Ein Vergleich zwischen liberaler und nationalsozialistischer Pädagogik.

154. V á r a d i, József: *Széchenyi nacionalizmusa és annak neveléstörténeti jelentősége* (Das Nationalgefühl Széchenyis und seine erzieherische Bedeutung). In „Magyar Paedagogia“. Bd. 50 (1941). H. 3—4. S. 160—172.

Széchenyi, der „größte Ungar“, war zugleich einer der größten Erzieher seines Volks. Staatsmännische Pflicht und persönliche Sendung drängten ihn gleicherweise, die völkischen Eigenwerte seiner Nation auszubilden und zur Vollendung zu bringen. Sein Ziel war die Entwicklung eines kräftigen nationalen Gemeinsinnes.

155. Z i b o l e n, Endre: *Gyakorlati szempontok a középiskolai tanárképzésben* (Praktisches zur Bildung der Lehrer für Höhere Schulen). In „Magyar Pedagógia“. Bd. 50 (1941). H. 1—2. S. 25—36.

Vf. schildert die soziale Lage der Lehrerkandidaten und ihren Mangel an Berufsfreude. Er wünscht, daß ihre Ausbildung weniger wissenschaftlich und mehr praktisch ausfalle.

156. Z i b o l e n, Endre: *Mit lát a tanár a tanuló külső magatartásának megítélésénél?* (Beobachtung des äußeren Benehmens der Schüler). In „A Gyermek“. Bd. 33 (1941). H. 1. S. 88—91.

157. Z o l n a i, Béla: *Bepillantás egy gimnáziumba* (Einblick in ein Gymnasium). In „Magyar Szemle“. Bd. 41 (1941). H. 170. S. 270—278.

Als Prüfungskommissar an Reifeprüfungen teilnehmend, gewann Vf. den Eindruck, daß die ungarische Jugend der Gegenwart Sinn für das Religiöse, Soldatische und Kollektivistische habe, jedoch den Humaniora im allgemeinen wenig Verständnis entgegenbringe. Sie kennt und schätzt die besten ungarischen Dichter und Künstler der Gegenwart, ein Teil von ihr besitzt auch gute Kenntnisse im Griechischen; das Latein und die modernen Sprachen werden aber anscheinend mit wenig Erfolg gelehrt.

IV. Sprachwissenschaft.

159. Á t á n y i, István: *Marcus Wöldike magyar-grönlandi nyelvhasználtása 1746-ból* (M. Wöldikes Werk über die Verwandtschaft der ungarischen und grönländischen Sprache von 1746). In „Nyelvtudományi Közlemények“. Bd. 51 (1941). S. 152—164.

Sajnovics erwähnt am Ende seiner *Demonstratio* die Arbeit *Wöldikes*, der auf Grund der Werke von *Otrokocsi Fóris* und *Mátyás Bél* die ungarische Sprache mit der grönländischen verglichen hat. W. s Bemerkungen über das Ungarische: Nur die ungarische Sprache meidet in dem Maße die Häufung der Konsonanten, besonders im Anlaut wie die Grönländische; sie formt auch die Fremdwörter nach ihrer Art. *Wöldike* nimmt dreierlei Artikel an; den bestimmten: *az*, den unbestimmten: *ez* und den demonstrativen: *amaz*. Er stellt fest, daß im Ungarischen das Geschlecht der Nomina nicht unterschieden wird. Die Deklination erfolgt durch Agglutination: die Biegungsendungen der ungarischen und der grönländischen Sprache sind nicht dieselben, doch das Biegungssystem ja. Die Endungen der besitzanzeigenden Fürwörter (*enyém, tied, övé*) können sowohl an Praepositionen (*hozzám*), als auch an Zeitwörter (*adod, adom*), oder Hauptwörter (*fejem*) angegliedert werden. Der Verbalstamm ist im Ungarischen mit der Form 3. Sing. identisch. Die Zahl der Verbalableitungen ist groß, möglicherweise gehen selbst die ungarischen Biegungssuffixe auf Zeitwörter zurück. — Nach der Meinung *Wöldikes* stammt das Ungarische nicht unmittelbar aus dem Grönländischen, sondern beide entwickelten sich aus der Sprache der gemeinsamen Urheimat. Da die Arbeit unter dem Einfluß ungarischer Bücher entstanden ist, ist sie von literarischem Gesichtspunkte aus interessant.

160. B a k ó, Elemér: *Csűry Bálint. 1886. II. 13—1941. II. 13*. In „Magyar Élet“. 1941. H. 12. S. 6—7.

Zum Gedächtnis des dahingegangenen namhaften ungarischen und finnisch-ugrischen Sprachwissenschaftlers und Professors der Universität Debrecen.

161. B a l a s s a, Iván: *Csűry Bálint irodalmi munkássága* (Die literarische Tätigkeit Valentin v. Csűrys). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 74—82.

162. B a l a s s a, Iván: *Gyrapodik-gyaporodik*. In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 186—189.

Das Verb *gyaporodik* ist aus dem Zeitwort *gyarapodik* ('er nimmt zu') entstanden, u. zw. durch den Einfluß des Zeitwortes *szaporodik* ('er vermehrt sich, nimmt zu'). Die Form *gyapor* ist wahrscheinlich als Analogie zu *gyakor* entstanden. Daraus entwickelte sich durch Metathese die Form *gyarap*. Auf das Wort *gyapora* hat offensichtlich das *szapora* eingewirkt. Beide bedeuten 'ausgiebig, fruchtbar, schnell'. *Gyarapodik* kann auf eine ältere *gyarapik* lautende Form zurückgeführt werden. Das *p* ist das Bildungssuffix der Momentaneität (vgl. *hagyap* 'er spuckt' < *hagy* 'lassen'). Die Wurzel *gyara-* ist in dem alten *gyarat* enthalten (heute *gyárt* 'er fabriziert'), das mit dem türkischen *jarat* 'machen' verwandt ist.

163. B á r c z i, Géza: *Gocelinus*. In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 246—248.

Der als Titel gebrauchte Name ist — der Meinung L. Gáldis entsprechend (vgl. MNy. Bd. XXXVI. S. 178—180.) — aus dem Familiennamen *Gosselin* entstanden, der wieder aus dem Namen der Stadt *Gosselies* abgeleitet werden kann. Diese Auffassung ist jedoch falsch, da wir auch mit *Gau-* anlautende Formen kennen; diese stammen bereits aus dem VII. Jahrhundert, als die Familiennamen noch unbekannt waren. Die Formen, die in ihrem Anlaut *Gau-* und *Go-* haben, können von denen, welche ein anlautendes *J* besitzen, nicht getrennt werden. Letztere haben sich — über eine *dž*-Stufe — wahrscheinlich aus den ersteren entwickelt. Diese *dž*-Stufe konnte aber ausschließlich vor einem *a* entstehen, die ursprünglichere Form muß also ein *Gaucilenus* gewesen sein. Die Wurzel *Gaud-*, *Gauz-* läßt sich wahrscheinlich auf ein germanisches *Gaut* zurückführen; die Silbe *-lin*, *-elin* ist ein Diminutivsuffix. Die Wurzel kann nicht auf eine annehmbare Weise erklärt werden.

164. B e n c e, István: *A magyar mondat* (Der ungarische Satz). In „Magyarosan“. Bd. 10 (1941). S. 65—72.

Die Bewegung der ungarischen Sprachpflege soll sich nicht nur mit den Wörtern, sondern auch mit dem Satz beschäftigen, ist doch der Geist der Sprache im Satz enthalten, wenn auch ihr „Körper“ aus Wörtern besteht. Der ungarische Satz hat seine ganz besonderen Merkmale. Allgemein wird angenommen, daß die richtigen ungarischen Sätze beiordnend sind. Die primitiven Sprachen kennen tatsächlich nur die Beiordnung und auch die unarische Sprache stand anfänglich auf dieser Stufe — die Nebensätze sind jedoch ebenfalls nicht fremde Eindringlinge, sondern natürliche Folgen einer organischen Entwicklung. Dies geht auch aus der Geschichte des ungarischen Satzes hervor: die „Trauerrede“ (Halotti Beszéd, ältestes zusammenhängendes ungarisches Sprachdenkmal) zeigt lauter beigeordnete Wortgruppen und Satzreihen, die Kodices, anfangs allerdings unter lateinischem Einfluß, zeigen bereits viele Satzgefüge. Der Einfluß der französischen Sprache brachte dann Pathos und Musikalität in den ungarischen Satz. Langsam verwischten sich die scharfen Grenzen der einzelnen Satzarten, heute wird vorwiegend durch die Umstände bestimmt, was für Sätze wir bilden: die Beiordnung ist einfacher, die Satzgefüge feierlicher, gehobener.

165. C s o n k á s, Mihály: *Székesfehérvár* (Stuhlweißenburg). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 106—110.

Nach der Meinung Attila T. Szabó's (MNy. Bd. XXXVI. S. 256.) ist im ersten Glied des Stadtnamens *Székesfehérvár* das Wort *szék* 'Morast, Sumpf' bewahrt. Tatsächlich gab es früher in der Umgebung einen Sumpf, doch dieser wurde auch in Eigennamen immer mit dem Wort *sár* bezeichnet, nie mit *szék*. Der Name der Stadt lautete früher nur *Fehérvár*, so wie es auch bei *Gyulafehérvár* der Fall war. Das Vorderglied *székes* ist bereits aus dem XVI. Jahrhundert belegt, der gleichzeitige lat. Name lautet *Alba regalis* oder *Alba Regia*: dieses kann als die lateinische Entsprechung für *Székes* betrachtet werden. Deutsch war der Name der Stadt im XV. Jahrhundert *Stulweysemberg*; der türkische Name ist die Entlehnung eines slavischen *calque*.

Das Vorderglied des Namens *Székes* bezieht sich demnach auf die Würde der Stadt als Krönungsstadt; das zweite Glied *fejér* wies früher ebenfalls in diese Richtung und bedeutete 'vornehm, führend, herzlich'.

166. Csűry, Bálint: *A határozott névelő történetéhez* (Zur Geschichte des bestimmten Artikels). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 72–74.

In den ung. Sprachdenkmälern und Mundarten wurden, bzw. werden auch heute die Wörter *menny* 'der Himmel' und *pokol* 'die Hölle' den Ländernamen gleich ohne den bestimmten Artikel gebraucht. In den Randgebieten des ung. Sprachraums, wie z. B. auf der Insel Csallóköz, im südlichen Teil der Gespanschaft Baranya (Ormánság), oder in der Moldau lebt dieser Sprachgebrauch (d. h. Hauptwörter ohne den bestimmten Artikel) auch heute.

167. Deme, László: *A g > gy változás* (Der *g > gy* Wechsel). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 260–261.

Der *g > gy* Wechsel kam in vereinzeltten Fällen auch im heutigen Ungarischen vor. Geschichte und Ursache seines Eintretens ist bis jetzt noch nicht beschrieben worden, doch können sie auch dem Stande unseres heutigen Wissens nach nicht durch Analogie oder Kontamination erklärt werden. Es gibt auch Beispiele für den Wechsel *gy > g*.

168. Deme, László: *Elnáspángol* ('Er verhaut, verdrischt'). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 189.

Horges Meinung nach (vgl. MNy. XXXIV. S. 107.) entstand das Zeitwort *náspángol* 'er verhaut' aus der Verbindung der Wörter *nádol* 'stählen, härten' und *páhol* 'verhauen' (*nádol s páhol*). Die Hypothese ist falsch, da eine Form wie *náspáhol* zweifelhaft ist; auch sonst könnte sie keine Grundform sein, da die Varianten nur aus einer *náspál*-Form zu erklären sind.

169. Eren, Hasan: *Csülök* ('Sprungbein'). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 264–265.

Die Bedeutungen des Wortes *csülök* (früher *csürök*) sind folgende: 1. 'eine Art Spiel, conus, kegelförmige Figur, Kegel usw.', 2. 'Sprungbein, Hufe', 3. 'Seilschlinge'. Wahrscheinlich geht es auf das russische *čurok* 'eine Art Spiel, ein an beiden Enden zugespitztes Spielholz' zurück, genau so, wie auch das Wort *köszméte* 'Stachelbeere' auf das slawische *kosmata* zurückgeführt werden kann. Ein anderes Beispiel für den *l > r* Wechsel bietet *türök > tülök* 'Horn'. Das Spiel ist auch im Osmanli-Türkischen und bei den Bulgaren bekannt.

170. Gáldi, László: *Oláh nyelvjárási elemek a magyarban* (Elemente aus rumänischen Mundarten im Ungarischen). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 358–360.

Im Zusammenhang mit Gyula Mártons Artikel (in „MNy.“ Bd. XXXVII. S. 207.) macht G. darauf aufmerksam, daß wir bei der Ableitung aus Fremdsprachen nicht nur die literarische Form des Wortes berücksichtigen sollen, sondern auch die mundartliche im vorliegenden Fall die

rumänische Mundart-Variante, die das unmittelbare Etymon des ungarischen Wortes ist. Dadurch können wir die ungarische Sprachwissenschaft vor manchem überflüssigen, oft sogar falschen Erklärungsversuch bewahren.

171. G á c s e r, Imre: *Az 1211. évi tihanyi összeírás helyesírási és hangtani sajátosságai* (Orthographische und lautliche Besonderheiten der Tihanyer Konskription aus dem Jahre 1211). In „Magyar Nyelv“. Bd. 27 (1941). S. 255—260.

Auf dem Gebiet der lautlichen Eigenheiten zeigen das Konzept und die Reinschrift der Konskription nicht nur mundartliche Unterschiede, ersteres bewahrt vielmehr einen früheren Sprachzustand. Unter den Vokalen können wir einige frühe Angaben für das *ö* finden, das *ü* ist jedoch nur durch zweifelhafte Daten belegt. Zwischen den viererlei *e*-Lauten (*ē, ē̄, ε, ē̄*) macht die Orthographie keinen Unterschied. Der Lautwert des *-eh* im Auslaut kann *-eū, é, oder -e* sein. An Stelle des heutigen *deverbale* *-ó* finden wir hier das letzte diphthongisch geschriebene (und wahrscheinlich auch so ausgesprochene *ay > oy*). Auch für die Dissimilation des *oy* zu *ēy* finden wir Beispiele. Zwei Stufen der Entwicklungsreihe *eī > éī > é* können ebenfalls festgestellt werden. So z. B. *Keyci ~ Kecu*. In einigen Fällen kommt der *ūy* Diphthong vor.

172. G y ö r k e, József: *Adalék a samojed igeidőalakok kérdéséhez* (Ein Beitrag zur Frage der Zeitformen in der samojedischen Konjugation). In „Nyelvtudományi Közlemények“. Bd. 51 (1941). S. 88—97.

Castren (Grammatik der Samojedischen Sprache S. 373) unterscheidet in der samojedischen Konjugation dreierlei Tempora: eine erste, zweite und dritte Zeitform. Die erste weist keine Endung auf; bei Verben, die andauernde Vorgänge bezeichnen, drückt sie die Gegenwart aus, bei momentanen Zeitwörtern dagegen das Praeteritum. Die zweite Zeitform wird mit der Entsprechung des uralischen **-š. ~ *-z.* gebildet, oder mit dem ursprünglich als Nominalverb. stehenden *m [n] s ~ w s (ββs)*. Die dritte Tempusform — mit *-n'ä', -d'ä', -t'ä'* gebildet — bezeichnet das Futurum.

Die erste Zeitform, die keine Endung aufweist, doch mehrere Funktionen besitzt, hat mehrfach Schwierigkeiten verursacht. Die nur formalgleichen Formen willkürlich als eine Einheit auffassen zu wollen, ist ein schwerer methodischer Fehler: obwohl äußerlich gleich, gehören sie doch ganz anderen Kategorien zu und sind, wie das auch ihre Funktion beweist, Glieder verschiedener Konjugationen. Dasselbe können wir auch in den gebeugten Formen des Praeteritums beobachten. — Im Indikativ der momentanen Verben finden sich — ähnlich den ungarischen Formen *leszek, teszek* — auch solche mit frequentativ-durativen Suffixen: so verhält es sich auch im Wogulischen, Ostjakischen und Wotjakischen. Im Ungarischen ist dies nur im Praesens zu beobachten; im Samojedischen dagegen läuft es durch das ganze Paradigma hindurch und entstand wahrscheinlich durch Ausgleichung. Im heutigen Samojedischen bestehen je nach der Aktionsart des Verbalstammes zwei besondere Konjugationssysteme; in den finnischugrischen Sprachen sind ihre Entsprechungen nachzuweisen.

173. Györke, József: *Uráli szóegyezések* (Uralische Wortentsprechungen). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 303–306.

Kel (kél). ('Er steht auf'.)

Das ungarische Zeitwort *kel (kél)* mit den Bedeutungen: 1. 'er geht, setzt über', 2. 'entsteht', 3. 'steht auf, erwacht', 4. 'ein Brief wird geschrieben', 5. 'geht aus' kann mit den ostj. *kit, kil* | wog. *kāli, kwali*, | syrij. *kelnī* | wotj. *kolnī* | mordw. *k'el'ems* | tscher. *kelim* | finn. *kaalata* | lapp. *källe-*, *gället* verglichen werden (vgl. NyH⁷. S. 150.). *Setälä* sucht eine samojedische Verwandtschaft und betrachtet dabei das samojedische Zeitwort *kiđu'am*. Diese Theorie hat jedoch lautliche Schwierigkeiten, viel wahrscheinlicher ist die Berücksichtigung des ostjakisch-samojedischen Zeitwortes *qal* 'zu Fuß gehen, durchwaten'. Die Tatsache, daß dessen Vokal ein tiefer ist, bedeutet kein Hindernis für die Vergleichung.

Mell ~ mál. ('Brust, Seite'.)

Budencz behauptet, daß das ung. *mál* 'Halde' die tiefe Variante des finnisch-ugrischen Wortes *mell* 'Brust' sei. Die Entsprechung ist von einigen Forschern bezweifelt worden, sie ist jedoch regelmäßig; die Gebundenheit des Bedeutungswandels an die lautliche Gestalt stellt eine ungarische Entwicklung dar. — Wir können das Wort mit dem samojed. *mūt, muñat* vergleichen, doch wird die Richtigkeit dieser Auffassung durch das Vorhandensein eines alten *η* zweifelhaft gemacht. Die Beziehung zu den jur. sam. Wörtern *mal* 'Gipfel' und *māl* 'Ende' ist wahrscheinlicher.

174. Györke, József: *Volt-e a magyarban -u-, -ü- praeteritum-képző?* (Gab es im Ungarischen ein -u-, -ü- Suffix für das Praeteritum?) In „Nyelvtudományi Közlemények“. Bd. 51 (1941). S. 54–63.

Fr. Kräuter (NyK. Bd. XLII. S. 312–22.) zergliederte das in der „altungarischen Trauerrede“ (1220–30) belegte *levn* (lies: *lejn*) in folgende Teile: *le-* Wortstamm, *-ü-* Suffix des Praeteritums, *-n* Personalendung. Seither entstand eine ganze Literatur um das *-ü-* Suffix: es wurde in dreierlei Endungstypen entdeckt. Dennoch sind diese Theorien irrig, weil:

1. die Konjugationsformen *váronk, kérónk* eine Übertragung der besitzanzeigenden Biegungsformen *házónk, kertónk* sind;

2. *várok, kérók* entstand als Angleichung an die Bedingungsformen *várnók, kérnők* (und nicht umgekehrt), diese aber aus uralischem *-nyk-*;

3. das *-v-* in *hadlava, terumteve* kann auch als Hiatus-ergänzender Hilfslaut betrachtet werden.

Ein *-u-, -ü-* Praeteritumsuffix gibt es demnach überhaupt nicht, das *-ü-* in *lejn* gehört auch etymologisch dem Wortkörper zu. Das Praeteritum wird in diesem Fall gerade durch das Fehlen eines Suffixes ausgedrückt, im Gegensatz zu der Gegenwart, die mit einem ursprünglich frequentativen Praesenssuffix gebildet wird. Diese Art der Bildung des Praeteritums, d. h. ohne Endung ist dem Finnischugrischen eigen, kann aber mit Hilfe der samojedischen Entsprechung auch noch früher nachgewiesen werden. Das Praeteritum wurde ursprünglich je nach dem Bedeutungstyp des Verbalstammes mit oder ohne Endung gebildet; im Finnischugrischen ist diese Unterscheidung bereits nicht mehr zu finden.

175. Hegedűs, Lajos: *Elektro-akusztikai berendezések a beszéd- és nyelvjáráskutatás szolgálatában. (Készülék-leírásokkal és 26 képpel.)* (Elektro-akustische Einrichtungen im Dienste der Sprech- und

Dialektforschung. Mit Beschreibungen von Apparaten und 26 Illustrationen). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 162—185.

Die bisherige Methode der Dialektforschung: die Fixierung des Sprechens durch Mitschreiben ist heute bereits veraltet, das Sprechen können wir nur durch Apparate genau fixieren; es handelt sich hierbei um solche Instrumente, die die Töne in elektrischen Strom und diesen wieder in Töne verwandeln können.

Der wichtigste Teil jeder solchen Einrichtung ist das *Mikrophon*. Am billigsten ist die Fixierung mit Hilfe der Kimographie, wobei das Pulsieren durch eine elektromagnetische Schreibnadel auf eine mit Rußpapier bedeckte Walze aufgetragen wird. Die Schallplatte bildet die Grundlage einer anderen, ebenso erreichbaren und guten Fixierungsmethode. Die Plattenschneidemaschine nimmt den Ton auf eine Wachplatte auf, auch andere Stoffe werden zur Herstellung der Platten angewandt, u. zw. meistens Dezelith, und bewahrt sie jahrzehntelang. Wichtig ist es, daß die beobachtete Person den Dialekt tatsächlich vertritt, doch auch ihre Artikulationsbasis muß heil sein. An Stelle einer toten Buchstabenmasse gewinnen wir auf diese Weise ein lebendiges Sprechen, das beliebig oft wiederholt werden kann. Die Schallplatte kann mit der Hilfe eines pick-up in ein sichtbares und meßbares Material verwandelt werden: Dauer, Tonhöhe, Tonfarbe und Betonung können auf die Sekunde und auf das Millimikron genau gemessen werden. Die vollkommenste Analyse kann mit dem Kathodröhren-Oszillograph erreicht werden. Der Tonfilm zeigt neben dem Laut auch die Artikulationsbewegungen. Die Röntgenaufnahmen haben ebenfalls ihre großen Vorteile. Die Tonfarbe können wir heute bereits mit automatischen Apparaten messen, eine Rechnerie ist dabei nicht mehr notwendig. Der Dialektforscher kann also — indem er die technischen Möglichkeiten voll ausnützt — eine Arbeit leisten, die jede Vorstellung übertrifft.

176. H e g e d ű s, Lajos : *Palatogramm-mérés* (Messen mit Palatogrammen). 5 Bildertafeln (26 Bilder). In „Nyelvtudományi Közlemények“ Bd. 51 (1941). S. 67—73.

Die Bewegung der Artikulationsorgane kann mit Hilfe von Röntgenaufnahmen untersucht werden — der Röntgen-Sprechfilm hält Bewegung und Ton zugleich fest und gibt sie auch wieder — die Rolle der Zungenspitze in der Artikulation wird jedoch weder durch erstere noch durch letzteren dargestellt: sie kann nur mit Hilfe von Palatogrammen festgestellt werden. Wir bestreuen zu diesem Zweck den schwarzlackierten künstlichen Gaumen mit Magnesiumpulver; ratsam ist auch, in der Entfernung von je zehn Millimetern kleine Löcher daran zu bohren, um das Abzeichnen zu erleichtern. Die Größe der sich ergebenden Berührungsflächen kann mit dem Planimeter gemessen werden: die Größe ist für die einzelnen Laute charakteristisch. Die Berührungsfläche desselben Lautes kann je nach der phonetischen Lage ganz verschieden ausfallen. Auch der Vorgang der Palatalisation ist am Palatogramm besser zu beobachten und leichter zu verstehen: je höher die Zungenstellung des dem Mitlaute folgenden Lautes ist, desto größer ist die Berührungsfläche und die Nähe zu der palatalisierten Variante. Bei kurzen Lauten ist die Berührungsfläche kleiner als bei langen, bei stimmlosen dagegen größer als bei der

stimmhaften Variante, da die zur Schwingung der Stimmbänder nicht verbrauchte Energie bei den stimmlosen zur Spaltenbildung verwendet wird.

177. Horger, Antal: *Eb ura fakó!* (Erklärung einer ungarischen Redensart). In „Nép és Nyelv“. 1941. S. 105–109. Deutscher Auszug.

Die Redensart wird heute in folgender Bedeutung gebraucht: 'hol es der Teufel, was schert (schiert) mich das'. Es ist anzunehmen, daß diese auf eine frühere Bedeutung zurückgeht: 'ein wilder, bissiger Hund kann einem anderen Hund befehlen, ihn zwingen (mich aber nicht)'. *Fakó* bedeutet in diesem Falle also nicht 'fahl', sondern 'wilder Hund' und ist wahrscheinlich ein Diminutivum von *farkas* 'Wolf', vgl. den Personennamen *Fakó* < Farkas. Zu den Beiwörtern, die auf Personennamen zurückgehen vgl. *Mátyás* (Taufname) > *mátyás* 'Vogelname' usf.

178. Horger, Antal: *Gyertyán*. In „Nép és Nyelv“. 1941. S. 10–12. Deutscher Auszug.

Das Hauptwort *gyertyán* ~ *gyertyánfa* 'Weißbuche, *carpinus betulus*' ist eine mit dem Diminutivsuffix *-n* gebildete Ableitung aus dem ursprünglich bulgarisch-türkischen Wort *gyertya* 'Kerze'. Die Bedeutungsentwicklung wird verständlich, wenn wir bedenken, daß früher die Äste der Weißbuche als Fackel zur Beleuchtung dienten und der Baum deshalb *gyertyán* oder *gyertyánfa* 'Kerzenbaum' genannt wurde. Später, als *gyertya* schon die Unschlittkerze bedeutete, hatte das aus der Zusammensetzung *gyertyánfa* rückgebildete *gyertyán* (vgl. *bükkfa*: *bükk*) folgende Bedeutungen: 1. 'kleine Kerzen, Kerzchen', 2. Weißbuche. In der ersten Bedeutung wurde *gyertyán* von der Form *gyertyácska* 'Kerzchen' verdrängt.

179. Horger, Antal: *Jel és jegy* (Etymologie der Wörter *jel* 'Zeichen, Signal' und *jegy* 'Karte, Note'). In „Nép és Nyelv“. 1941. S. 372.

Jegy stammt aus *jel*; die Entwicklung war folgende: *l* > *ly* > *gy*. Eine Analogie für den Wechsel *l* > *ly* bietet *borbél* > *borbély*; für *ly* > *gy* vgl. z. B. *bolyó* > *bogyó* usf. Das Hauptwort *jelen* 'die Gegenwart' ist aus dem Ausdruck *jelen idő*, *jelen való idő* 'die gegenwärtige Zeit' abstrahiert, das Beiwort *jelen* 'gegenwärtig' aus dem Ausdruck *jelen van* 'er ist anwesend'. Aus diesem entstand dann das Zeitwort *jelen* 'erscheinen'.

180. Horger, Antal: *Kén* (Der 'Schwefel'). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 114.

Das heutige Wort *kén* ist durch Rückbildung aus *kénkő* 'Schwefel', *kéngyertya* 'Schwefelkerze' zur Zeit der Spracherneuerung entstanden. Das erste Glied dieser Komposita: *kén* (in Mundarten und Sprachdenkmälern *kín*) ist mit dem Wort *kín* 'Pein' identisch; der brennende Schwefel hat einen überaus üblen, zu Tränen reizenden Geruch.

181. Horger, Antal: *Manci*, *Manyi*. In „Nép és Nyelv“. 1941. S. 79–81. Deutscher Auszug.

Beide Namen werden heute als die Koseform der Frauennamen *Mária* oder *Margit* empfunden. Formell stehen dieser Ableitung wegen des inlautenden *-n*-Schwierigkeiten im Wege. Wahrscheinlicher ist, daß

aus der spielhaften Zwillingsform *Anci-Panci*, die auf *Anna* zurückgeht (vgl. *Ila-Pila* < *Ilona*), der Name *Panci* sich losgelöst hat, um dann in einer neuen Zwillingsform als *Manci-Panci* zu erscheinen (vgl. *kecske-mecske*). In der Volkssprache lebt *Manci* schon seit lange. Die Form *Manyi* ist statt *-ci* mit dem Kosesuffix *-i* gebildet, für die Palatalisation vgl. *Sándor* > *Sanyi*.

182. Horger, Antal: *Nádorispán* ('Palatin'). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37. (1941). S. 115–116.

Vf. fügt zu *Kniezsas* Ausführungen hinzu, daß die slavische Entsprechung des ungarischen Wortes *nádъ dvorjъ španъ* sein mußte, da die Form *nádörispán* (< **nádorspán*) nur aus einer solchen zu erklären sei. Auch die übrigen ungarischen Varianten können aus dieser Form abgeleitet werden.

183. Horger, Antal: *Pelláti, Piláti, Pilát*. In „Nép és Nyelv“. 1941. S. 115–16. Deutscher Auszug.

Es gibt im Ungarischen einen Familiennamen *Eskerét* ~ *Eskeréti*, der anscheinend vom Namen des *Iskariotes* (*Judas*) herrührt; sein Träger spielte wahrscheinlich bei einem Passionsspiel die Rolle des Judas. Der Familiennamen *Pilát* könnte demnach aus *Pilatus* abgeleitet werden (wie *József* < *Josephus*). *Piláti* zeigt dieselbe Form wie *Alberti*, *Konrádi* usf. und bedeutet 'Sohn des *Pilát*'. *Pelláti* wäre somit als eine einfache Variante zu betrachten.

184. Horger, Antal: *Pírít és társai* (*Pírít* 'erröten machen' und die Wörter gleicher Etymologie). In „Nép és Nyelv“. 1941. S. 193–196. Deutscher Auszug.

Die Zeitwörter *pirít* und *pirul* 'erröten' gehören etymologisch mit *pörköl* 'rösten, brennen', *perzsel* 'brennen, sengen', *pörsenés* 'Finne, Akne', sowie mit dem Familiennamen *Porzsol* zusammen. Der Wortstamm *por* - ~ *pir*- ist wahrscheinlich mit dem Verbalstamm des finnischen *porotta* 'brennen, glühend machen' zusammenzustellen. Die Kausativform **porocht* geht auf diesen zurück, ihre späteren Formen sind in den Sprachdenkmälern als *porejt* und *pirojt* belegt, heute lautet sie *pirít*. *Pirongat* 'beschämen, rügen' ist ein aus dem Stamm gebildetes Frequentativum bzw. Kausativum, das frühere *porzsol*, heute *perzsel*, 'sengen, brennen' eine kausative Form, *pirkad* 'sich röten', 'der Morgen bricht an' und mundartliches *porkol* > in der Umgangssprache: *pörköl* 'rösten, brennen' Frequentativa. *Pörsenés* 'Finne, Akne' ist aus *porsan* 'ausschlagen' abgeleitet. Die Bedeutungen der angeführten Wörter lassen sich sämtlich aus dem Begriff des Brennens oder aus den begleitenden Farbenercheinungen erklären. *Rápirít* 'jemanden beschämen, anfahren' bedeutete ursprünglich ebenfalls 'erröten machen'.

185. Horger, Antal: *Páros mássalhangzóváltások* (Paarweise eingetretene Konsonantenwechsel). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37. (1941). S. 12–16.

Vf. behandelt einen bisher nicht beachteten Fall der Konsonantenwechsel: zwei nebeneinander stehende Mitlaute verändern sich, der Wechsel

des einen Lautes zieht automatisch den des andern nach sich. Der Vorgang vollzieht sich nach unseren bisherigen Kenntnissen nur in dem Falle, wenn ein Nasal neben einem an der gleichen Artikulationsstelle gebildeten Explosivlaut steht; Wörter wie *lapta* > *labda* gehören nicht hierher.

Die Ursache der paarweise eintretenden Konsonantenwechsel liegt wahrscheinlich in der gleichen Artikulationsstelle: ändert sich der Ort des Verschlusses bei dem Nasal, tritt dieselbe Änderung bei dem folgenden, ursprünglich an der gleichen Stelle gebildeten Explosivlaut ein, vgl. z. B. *kempereg* > *hentereg* usf.

186. Horger, Antal: *Rács*. In „Nép és Nyelv“. 1941. S. 146–147. Deutscher Auszug.

Das ungarische Wort *rács* 'Gitter' stammt aus mundartlichem *rácsa* 'Krebsnetz', da dieses ursprünglich gitterartig geflochten war; *rácsa* ist eine Entlehnung des slavischen *rača*.

187. Horger, Antal: *Sárga*. In „Nép és Nyelv“. 1941. S. 340.

Das Wort *sárga* 'gelb' der ungarischen Umgangssprache besitzt in den Mundarten folgende Varianten: *sár*, *sárig*, *sárog*, *sári*, die alle auf eine Grundform *sár* zurückgehen. *Sári* ist mit dem Suffix *-i* gebildet, *sárog* eine Diminutivform mit dem Ableiter *-g*, *sárig* eine Rückbildung aus **sárigság*, das aus früherem **sárogság* durch Dissimilation entstanden ist (vgl. *kolomász* > *kulimász* usf.), *sárga* (< *sároga*) aber eine Verkleinerungsform mit *-a* gebildet, wie etwa folgende Personennamen: *Vendéga*, *Szépa* (< *vendég*, *szép*).

188. Horger, Antal: *Szabó és varga* (Etymologien der Wörter: *szabó* 'Schneider' und *varga* 'Schuster'). In „Nép és Nyelv“. 1941. S. 302–304. Deutscher Auszug.

Das Wort *szabó* 'Schneider' ist ebenso ein Partizip des Zeitwortes *szabni* 'schneiden, zuschneiden', wie *varga* des Verbums *varog-* 'nähen, schneiden'. Im ersten Falle wurde das Zuschneiden als der charakteristische Zug des Handwerks empfunden, im letzteren das Nähen.

189. Horger, Antal: *Viasz* ('Wachs'). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37. (1941). S. 267–268.

Es ist eine altbekannte Sache, daß das ungarische *viasz* 'Wachs' deren ältere Form *viaszk* ist, vom slowenischen *voisk* abgeleitet werden muß. Doch ist aus **voisk* nicht durch Metathese *viaszk* geworden, wir müssen uns vielmehr folgende Entwicklungsreihe vorstellen: *voisk* > *vojosz* > *vijoszk* (vgl. *odvor* > *idvor*).

190. Horváth, Károly: *Az sz-szel és d-vel bővülő v-tövű igék története* (Geschichte der ungarischen Zeitwörter auf *-v-*, die mit *-sz* und *-d* erweitert werden). In „Nyelvtudományi Közlemények“. Bd. 51 (1941). S. 116–51.

Die in diese Klasse gehörenden Zeitwörter haben viererlei Stammformen:

1. die Kurzform im Auslaut mit einem Konsonanten (*altat*, *fekhet*, *nyugtomban*), 2. den Stamm auf *v* (*alvám*, *fekvés*, *nyugvó*), 3. den Stamm auf *sz* (*alszom*, *fekszel*), 4. den Stamm auf *d* (*aludnám*). Nach Aufteilung

des einschlägigen sprachlichen Materials bringt Vf. eine reichhaltige Sammlung von Beispielen, die auch durch eine ganze Reihe von Belegen aus den Sprachdenkmälern und den Mundarten ergänzt wird; dann gibt er einen Überblick über die Geschichte des Problems und faßt seine Ergebnisse folgendermaßen zusammen:

Das *sz* in der Gruppe *aluszik* ist ein Praesenssuffix, das auf ein ursprünglich frequentatives Bildungssuffix zurückgeht. Das *d* und *v* ist in das Paradigma durch Angleichung eingedrungen, und zwar das *d* — wie das aus den Sprachdenkmälern hervorgeht — als Angleichung an Zeitwörter, wie *cselekedik*, *melegedik* im XVI. Jh., der Laut *v* aber bereits vor der sprachgeschichtlichen Periode unter dem Einfluß der *v*-Stämme, die mit *sz* erweitert werden.

Die zur Gruppe *cselekedik*, *melegedik* gehörenden Verba sind zur Zeit der Kodices beinahe ausnahmslos in der Form mit *d* belegt. Unter dem Einfluß der Zeitwörter aus der Gruppe *aluszik* ist das *sz* in ihre Praesensform eingedrungen, doch verdrängte bis heute nicht gänzlich die Formen mit *d*. Das *v* erscheint ab und zu bereits im XVII. Jh., wird aber erst im XIX. Jh. allgemeiner. Mehrere Zeitwörter dieser Gruppe haben bis heute keine Formen mit *v*.

Der Laut *h* in der Gruppe *bánhözik* ist ein Reflexivsuffix, das auf finnischugrisches **k* zurückgeht. Auch als *k* haben wir es einesteils in dem Bildungssuffix *-kod*, andernteils selbständig in dem Stamm *eskü-* des Zeitwortes *esküszik*. *Sz*, *d*, *v* sind auch hierher durch Angleichung eingedrungen. In dieser Gruppe sind die Formen mit *d* ganz allgemein geworden: sie erscheinen in jeder Form des Paradigmas.

191. J u h á s z, Jenő: *Eszköz*, *eszfek*, *szavarti aszfali* In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 100—105.

Das ungarische Wort *eszköz* ist eine Zusammensetzung; das eine Glied — und zwar nicht *köz*, sondern *esz* — bedeutet 'Mitte' und 'Mittel' (ebenso wie auch im Deutschen diese beiden Wörter nebeneinander bestehen). Dasselbe *esz* 'die Mitte' kommt auch in dem Wort *eszfek* 'der Norden' und 'der Süden' vor. Das zweite Glied *fek* bedeutet 'Liegen' und ist das dem Zeitwort *fekszik* (früher *fek*) 'liegen' entsprechende Nomen. Der bei Konstantinos Porphyrogenetos belegte Ausdruck *σάβαροι ἂ'σφαλοι* muß richtig *szavarti eszeli* gelesen werden und bedeutet die südliche Hälfte der Sawarten (*sawar* < *sabar*, hier 'das ungarische Volk'), *eszeli* ist also *ez* 'nördlich' oder 'südlich' + *fel* 'die Hälfte' + das Possessivsuffix *i*.

Das Wort *ez* 'die Mitte' ist ugrischen Ursprungs, vgl. ostj. I. *tal*; nord-ostj. *lat* 1. 'Mitte', 2. 'Zeitraum'.

192. J u h á s z, Jenő: *Lekésni valamit* ('Etwas verpassen'). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 270—272.

Die Konstruktion *lekészte a vonatot* 'er hat den Zug verpaßt' ist nicht unbedingt fremdartig, da viele Zeitwörter — im Gegensatz zu ihrer subjektiven Konjugation in der Umgangssprache — in der alten Sprache und in den Mundarten auch eine objektive Konjugation haben. Diese Tatsache beweist auch die von dem Verfasser zusammengestellte reichhaltige Beispielsammlung.

193. J u h á s z, Jenő: *Úristen (Úr Isten), Úr Jézus, Úr Jézus Krisztus* ('Herrgott', 'Herr Gott', 'Herr Jesus', 'Herr Jesus Christus'). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 250—254.

Das Wort *úr* 'Herr' stand im Ungarischen auch früher nach dem Namen, wie auch in HB.: *Szent Péter urot* ('Herrn Petrus den Heiligen'). Und doch schließt die Tatsache, daß *Úr* nicht dekliniert wird, die Möglichkeit eines Einflusses des deutschen „Herrgott“ oder lateinischen *Dominus Deus* aus. Es ist wahrscheinlicher, daß eine solche Benennung der Gottheit aus uralter ungarischer Überlieferung stammt. Vereinzelt vorkommende Wortfolgen wie *Barát Jánosnak* und *Jézusban Krisztusban* zeugen von lateinischem Einfluß. In der Benennung *Szent Asszony Mária* 'Heilige Frau Maria' will der Teil *Asszony* wahrscheinlich die Femininform des lateinischen *sanctus* (d. i. *sancta*) wiedergeben. Die Bedeutung der Vor- und Nachsilbe des Wortes *keresztúr* (Ortsname) ist 'gekreuzigter Herr'.

194. K e r t é s z, Manó: *Jobbágy* ('Leibeigener, Höriger'). In „Nép és Nyelv“. 1941. S. 263—265. Deutscher Auszug.

Die Bedeutung des Wortes *jobbágy* war ursprünglich ‚barones‘, d. h. ‚die Vornehmen‘. Es ist aus dem Adjektivum *jobb* ‚besser‘ mit dem Verkleinerungsableiter *-gy* gebildet, ähnlich dem lat. *optimates*, das auf den Superlativ ‚der beste‘ zurückgeht. (Ebenso verhält es sich auch im Griechischen.)

195. K n i e z s a, István: *Nádorispán* ('Palatin'). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 16—19.

Daß das ungarische Wort *nádorispán* slavischen Ursprungs ist, unterliegt bereits sei langem keinem Zweifel; eine befriedigende Erklärung fehlt jedoch bis heute. *Leschka* meinte, es sei die Entlehnung des slav. *nádwrnjspán* ‚am Hofe seiend‘, doch seiner Deutung stehen sowohl lautliche als auch semantische Schwierigkeiten im Wege. Auch die Ableitung *Miklosich's* (**na dvore župan* ‚Verwalter im Hofe‘) ist nicht überzeugend.

Möglicherweise ist das Wort *nádor* die Entlehnung eines abstrakten Hauptwortes **nadъ dvorъje (španъ)* ‚das über dem Hof Stehen‘, das ursprünglich die betreffende Würde bedeutete, konkret aber die Person des Würdenträgers bezeichnete. Solche Titel finden wir aber nur bei den Nordslaven; im vorliegenden Fall ist jedoch der südslavische Ursprung anzunehmen. Wahrscheinlich ist, daß unser Ausdruck *nádorispán* die Entlehnung einer Adverbialkonstruktion ist: **nadъ dvorъje špan*, die aus folgenden Elementen besteht: *nadъ* ‚über‘, *dvorъ* ‚Hof‘, *špan* ‚Gespan, Verwalter‘, und deren Bedeutung ‚ein über dem Hofe stehender Verwaltungsbeamter‘ ist.

196. L a k ó György: *A fül és fojt igék etimológiájához* (Zur Etymologie der Zeitwörter *fül* ‚ertrinken, ohne Luft umkommen‘ und *fojt* ‚erwürgen‘). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 94—100.

Nach *Baboss* (MNY. Bd. XXXIV. S. 220—25) ist als Grundwort der genannten Zeitwörter *phk(γ)* anzunehmen, das mit tscheremissischem *piktém* ‚würgen, erwürgen‘ | mordwinischem *powams* | lappischem *buvvot* verwandt sei. Das Zusammenstellen mit dem tscheremissischen Verbum ist jedoch falsch und die rekonstruierte Grundform ebenfalls unrichtig; dann müßte nämlich finnisch-ugrischem *k(γ)* im Mordvinischen *-v-*, im Lappischen *-vv-* entsprechen. Demgegenüber steht fest, daß

A) lappischem *-vv-:v-* entweder finn. *-v-* | wog. *-w-*, *-u-* | ostj. *ʷ* | mordwv. *-f-* (< *-v-*) entsprechen, die auf ein im Finnisch-ugrischen bestandenen **-v-*, oder **-β* Laut hinweisen;

B) oder aber für die Entsprechung des lapp. *-vv-:v-* im Finnisch-ugrischen ein **-η-* Laut anzunehmen ist. Die Annahme eines Wechsels *-η- > -γ- > -χ-* erscheint uns höchst gezwungen, die ursprüngliche Form mochte *pvv-* gewesen sein, aus dieser entstand das kausative *fuvt*, dann durch Verlust der Stimmhaftigkeit *fuft*, endlich nach Analogie der übrigen Kausativa die Form *fuχt-*. *Fül* geht über *fuyl* auf *fuvl* zurück, *l* ist in letzterem ein Reflexiv-Suffix. Somit ist also das ung. Zeitwort *fül* mit lappischem *buvvot* zusammenzustellen, wie etwa ung. *nyúz* mit lapp. *tuovvat* usf.

197. Lakó, György: *Egy magyar szócsalád eredete* (Ursprung einer ungarischen Wortfamilie). In „Nyelvtudományi Közlemények“. Bd. 51 (1941). S. 152–164.

Die Zeitwörter *lódít* 'bewegen, einen Stoß geben', *lódul* 'sich packen' *lóbál* 'hin und her bewegen' gehören zusammen: *lódít* ist eine kausative Ableitung, *lódul* reflexiv, *lóbál* frequentativ, obwohl es kein Bildungssuffix *-bál* gibt, da die hierher gehörenden Fälle auf lautlichem Wege diese Endung bekamen. Auch das frequentative *lóg*, früher 'hin und hinter getrieben werden' ist hierher zu rechnen. Aus dem bisher Gesagten folgt, daß alle genannten Zeitwörter auf ein **ló-* Grundwort 'in Bewegung bringen, werfen, stoßen' zurückgehen.

Der Stamm **ló-* weist auf frühere **loy* < **loy* < **loη*, dieses aber ist mit finnischem *luo-* 'Anfang machen' | lappischem *lonni* 'heben' tschere-missischem *lonam* 'würfeln' zusammenzustellen. Das wogulische *lonχaj* ist die Folge einer späteren Entwicklung, nämlich der Übertragung aus der Gruppe auf *-η-* in die auf *-ηk-*. Dieser Lautwandel ist noch zur Zeit der ugrischen Einheit erfolgt, doch gibt es mehrere Beispiele, die die geographischen und zeitlichen Schwankungen seiner Verbreitung bezeugen. Der ursprüngliche Stamm war demnach auch im Ugrischen **loη-~*loy-*. Aus diesem mag über **lov-* und dem frequentativen Derivat **lovál* ung. *lóbál* entstanden sein.

198. Lakó György: *Finnugor végmagánhangzó-kérdések* (Über die finnisch-ugrischen Endvokale). In „Nyelvtudományi Közlemények“. Bd. 51 (1941). S. 26–53.

Kettunen (LivWb.) unterscheidet dreierlei Typen der finnisch-ugrischen stammauslautenden Vokale; seiner Ansicht nach gehen zwei auf urfinnisches *e* oder *ę* zurück. Sein Erklärungsversuch ist jedoch schwerfällig; jede einzelne von ihm angenommene Gruppe weist beinahe ebenso viele unregelmäßige und unklare Entsprechungen auf wie regelmäßige. Erstere werden von *Kettunen* teils als Analogien, teils als Rückbildungen erklärt, doch auch so bleiben viele Zweifel und ungelöste Fragen. *Lakó* versucht nun mit Hilfe des Lappischen Klarheit in die verworrene Frage zu bringen. Er stellt fest, daß an Stelle des gemeinfinnischen *e*, *ę* ein *a* Auslaut anzunehmen ist, wodurch jede scheinbare Unregelmäßigkeit erklärt werden kann. Die von ihm angenommenen analogischen Beeinflussungen bestehen innerhalb der Paradigmen und bieten auch sonst in jeder Hinsicht eine befriedigendere Lösung als die *Kettunens*. Mit der Annahme des urfinnischen auslautenden *a* finden viele, bisher rätselhaft

Fälle ihre Erklärung. So wird z. B. festgestellt, daß das Lappische gewisse Wörter bereits in einer früheren Phase des Gemeinfinnischen, noch vor dem $-a > -i$, $-ä > -i$ Lautwandel übernommen hat (Charakteristika der Wolga-finnischen Gruppe), andere aber in einer späteren Periode, als die $-a$, $-ä$ Laute bereits zu dünnen Vokalen geworden waren (Kennzeichen der „finnischen“ Gruppe).

199. L a k ó, György: *Kell* ('Es ist nötig', 'man muß'). In „Magyar Nyelv“ Bd. 37 (1941). S. 249–250.

Das ungarische Zeitwort *kell* 'müssen' wird im allgemeinen dem finnischen Verb *kelpaa* (inf. *kelvata*) gleichgesetzt, zugleich trennt man es aber von dem lappischen *gál'gát* und dem nordwinischen *kel'ge* beide bedeuten 'lieben'. Das finnische Wort war früher tieflautend, das lappische dagegen hoch, genau so wie *kell* (vgl. tscher. *kel*, *kül* | syrj. *kole*) das o kann auf ein geschlossenes e zurückgeführt werden). Auch der Bedeutung nach ist das lappische Wort entsprechender als das finnische. Das inlautende ungarische $-ll-$ entspricht regelmäßig dem lappischen $-lk-$ ~ tscher. $-l-$ ~ wotj. $-syrj.$ $-l-$, genau so, wie das ung. *toll* 'Feder' dem lappS. *tol'ke* ~ wotj. *tijl* ~ syrj. *tjl*. Dem schwedisch-lappischen $-lk-$ entspricht im Norwegisch-lappischen regelmäßig ein $-lg-$. Andere herbeigezogene finnisch-ugrische Wörter gehören nicht hierher.

200. L a v o t h a, Ödön: *Gyakor*. In „Magyar Nyelv“ Bd. 37 (1941). S. 19–23.

Das heute aus der Mundart bekannte Wort *gyakor* kommt in alten Wald- und Ortsnamen vor; die Ableitungen *gyakorol*, *gyakran* usf. dagegen auch in der Umgangssprache. *Gyakor* ist ursprünglich aus dem Verbum *gyak-* 'stechen' mit einem Suffix $-r$ gebildet; später entwickelte sich aus der Bedeutung 'stechen' einesteils 'coit', andernteils 'schleudern'. Die Bedeutung der Derivate ist hieraus klar zu erklären. Im Falle *gyakor* z. B. ist folgende Entwicklung anzunehmen: 'spitzes Holz' ← 'mit spitzen Hölzern versehen', → 'dicht versehen'. Somit bedeutet *gyakor erdő* eigentlich einen 'dichten Wald'. Das Wort geht auf fgr. $*juk(k)s$ zurück, das auf Grund der votjakischen, tscheremissischen, etwa auch finnischen und syrjänischen Entsprechungen rekonstruiert werden kann. *Gyaka* 'Giebelschmuck an der Vorderseite eines Hauses' konnte ursprünglich auch eine Waffenbezeichnung sein; in diesem Falle würde wog. *juxér* 'Pfeil' ebenfalls hierherzurechnen sein.

201. L a z i c z i u s, Gyula: *Átmeneti szókatégoriák* (Übergänge zwischen den Wortkategorien). In „Nyelvtudományi Közlemények“ Bd. 51 (1941). S. 14–25.

Die Arbeiten über die Fragen der Wortlehre unterscheiden Grundwörter und Ableitungen, einfache Wörter und Zusammensetzungen. Diese Kategorien können im Spiegel der Diachronie nie klar erscheinen; obwohl z. B. *édes*, *erdő*, *apa*, *falt* ursprünglich Derivate waren, empfindet sie unser heutiges Sprachgefühl als unzerlegbare Grundwörter. Das Grundwort ist für unser Sprachempfinden semantisch und formal eine Einheit, die Ableitung dagegen besteht offensichtlich aus zwei Teilen. Ein Übergang zwischen den beiden Kategorien findet sich auch in der Synchronie, wenn der Wortkörper noch bewußt zergliedert werden kann (*farkas* 'lupus' = *fark* 'Schweif,

Rute' + das Suffix *-as*), die Bedeutung aber nicht mehr, oder umgekehrt. — Einen ähnlichen Übergang sehen wir auch zwischen den *einfachen* und *zusammengesetzten* Wörtern. *Arc*, *kengyel*, *ünnep* erscheinen heute als einfache Wörter; *testvér* 'Geschwister Sing.', *húsvét* 'Ostern' können nur formell zergliedert werden (*test* + *vér* 'Fleisch + Blut', *hús* + *vét* 'Fleisch + Nehmen'), ihrer Bedeutung nach sind sie einfach und einheitlich. Bei Wörtern, wie *tegnap* 'gestern', *holnap* 'morgen' blieb dagegen eben die Zweigliedrigkeit der Bedeutung bewahrt (der Tag, der vor bzw. nach dem heutigen steht), der Wortkörper scheint uns eine unteilbare Einheit zu sein. — Auch zwischen den Zusammensetzungen und den Ableitungen besteht eine Übergangskategorie: heute ist z. B. *-heit* im Deutschen ein Bildungssuffix, die damit gebildeten Wörter Ableitungen, ursprünglich war es aber ein selbständiges Wort und die damals mit ihm verbundenen Wörter Komposita. Im Ungarischen wird für das heutige Suffix *-ság*, *-ség* ebenfalls ein ursprüngliches selbständiges Wort vorausgesetzt. Zu den Übergangsfällen gehört auch das Suffix *-né* ('Frau') der lautliche Körper der Endung ist nicht selbständig, doch den übrigen Endungen gegenüber weist er — über die Bedeutungs differenzierung hinaus — dennoch ein größeres Maß von Selbständigkeit auf. Die ungarischen Verbalpartikeln haben zum Teil nur mehr die Funktion der Bedeutungs differenzierung, einige aber leben auch noch als selbständige Wörter (*le*, *fel*), die durch sie gebildeten Zeitwörter sind also eher als Zusammensetzungen zu betrachten.

202. L a z i c z i u s, Gyula: *Pozsgás, poskos*. In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 296—303.

Das Wort *pozsgás* 'strotzend' wurde bis jetzt mit dem Zeitwort *pozso*g ~ *pezseg* 'brausen, perlen' in Verbindung gebracht, doch stößt diese Ableitung auf formen- und bedeutungslehrlche Schwierigkeiten. Es ist wahrscheinlicher, daß wir — uns auf dem von *Dankovszky* eingeschlagenen Weg bewegend — das Etymon im Slawischen suchen müssen. Die Varianten *pozsgás* und *poskos* sind aus den slawischen Wörtern *požega* ~ *požoga* (> ung. *poz(s)e gás*) und *požek* ~ *požok* (ung. **pozskos* > *poskos*) gut zu erklären. Die Grundbedeutung von diesen ust 'Brand', *pozsgás arc* („*pozsgás*“ Gesicht) bedeutet also 'abgebranntes Gesicht'.

203. L i g e t i, Lajos: *A kínai átíráshoz barbár nyelvi glosszák kérdése* (Das Problem der mit chinesischer Schrift aufgezeichneten „barbarischen“ Glossen). In „Nyelvtudományi Közlemények“. Bd. 51 (1941). S. 174—207.

Die chinesischen geschichtlichen Quellen enthalten überaus viele wertvolle Angaben über die benachbarten „barbarischen“ Völker; ihre Deutung ist jedoch sehr schwierig, da dazu sowohl die Kenntnis der chinesischen sprachgeschichtlichen Probleme als auch die der betreffenden barbarischen Sprache erforderlich ist. Von eminenter Wichtigkeit ist, wann der vorliegende Beleg aufgezeichnet wurde, da dieselben Zeichen in verschiedenen Zeiten einen ganz verschiedenen Lautwert haben.

Die Probleme der ältesten Periode der chinesischen Sprachgeschichte sind bis heute nicht genügend geklärt und allein auf Grund der heutigen Formen können die ursprünglichen keineswegs rekonstruiert werden. Die Aulaute mit stimmhaften Verschlusslauten wurden z. B. bereits im V—VII.

Jh. zu vokalischen Auslauten, diejenigen aber mit stimmlosen Verschlusslauten entwickelten sich über Reibelauten und Semivokale erst in neuerer Zeit zu rein vokalischem Auslaut. Bei der Rekonstruktion der mit chinesischer Schrift aufgezeichneten barbarischen Glossen oder der mit barbarischer Schrift niedergeschriebenen chinesischen muß auch ständig mit der Möglichkeit der Lautsubstitution gerechnet werden. Die in fremde Sprachen zu verschiedenen Zeiten übernommenen Wörter, aber auch die Aufzeichnungen in fremder Schrift zeigen — wenn sie entsprechend gedeutet werden — lehrreich die abweichenden Formen der einzelnen Zeitperioden.

Die barbarischen Glossen in chinesischer Schrift stammen aus vielerlei Sprachen; so fallen auf die einzelnen Sprachen nur wenig Belege. Die Aufzeichnungen über die *altajischen* Sprachen beginn bereits im VI. Jh. und sind demnach die frühesten unter allen. Es ist zu bedenken, daß schon zu der Zeit mundartliche Unterschiede vorhanden waren, sowie daß wir nur über wenig und hauptsächlich kulturgeschichtliche Angaben verfügen. Auch die Kenntnis der einzelnen Perioden der türkischen Sprachgeschichte steckt in den Anfängen. Über das *Mongolische* haben wir vom XII—XIII. Jh. an Angaben. *Mandschurisches* Material findet sich erst seit dem XVII. Jh., doch das ihm eng verwandte *Džürdtschi* ist bereits seit dem XII. Jh. vertreten. Werden diese Belege mit entsprechender Geschicklichkeit gedeutet, sind sie von unermesslichem Wert. Daß aber immer auch die Möglichkeit zu schweren Irrtümern besteht, wird von Vf. an mehreren Fällen lichtvoll bewiesen.

Die sprachliche Zugehörigkeit eines Teiles des vorliegenden Materials konnte bis jetzt noch nicht festgestellt werden, stammen doch die vorhandenen, nur ein paar Wörter enthaltenden Belege aus vielen Jahrhunderten und dem Raum von vielen tausend Quadratkilometern! — nicht zu vergessen, daß wir vorläufig nicht einmal die heutigen sprachlichen und völkergeographischen Verhältnisse ganz genau kennen. — Unter den vielen Sprachen, die nur in einzelne Worte umfassenden Denkmälern leben, hebt sich die vielfach belegte *Hiung-nu* oder *Hu* Sprache besonders hervor: gewöhnlich wird sie neben das Mongolische und Türkische gestellt, doch scheinen einzelne Wörter in eine andere Richtung und zwar des Ostjasisch-Samojedischen hinzuweisen.

204. Loványi, Gyula: *Besszarábia*, In „Magyarosan“. Bd. (10 (1941)). S. 52—54.

Die ungarische Bezeichnung *Besszarábia* ist die Entlehnung des deutschen *Bessarabien*, wie etwa *Galicia* des deutschen *Galizien*. Auch früher finden sich im Ungarischen Ländernamen mit der Endung *-ia*, obwohl dieses Suffix keineswegs gut ungarisch ist. Es wäre besser, nach alten ungarischen Mustern die Bezeichnung *Besszaráb-ország* zu benutzen; in diesem Wort ist das türkische *aba* enthalten, und somit wäre also der Name mit den ungarischen Ortsnamen *Aba*, *Abony* verwandt.

205. Loványi, Gyula: *Fukar* ('Geizig, knauserig'). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 320—335.

Das ungarische Wort *fukar* 'publicanus, Aufkäufer' wurde von mehreren Forschern mit dem deutschen *Wucherer* verglichen. Daraus wäre aber nicht *fukar* entstanden, das deutsche Wort hätte sich im Ungarischen

zu **vukkerer*, **bukkerer* entwickelt. Die ursprüngliche Bedeutung des ungarischen Wortes ist ja auch nicht 'Wucherer', sondern 'publicanus'. Es ist auch aus dem Familiennamen *Fugger* abgeleitet worden. Hierbei wurde die Variante *Fucker* als Etymon vorausgesetzt. Im Ungarischen hat der Name viele Varianten, in den anderen europäischen Sprachen lebt er jedoch als Wort der Umgangssprache, u.zw. hat es die Bedeutung reicher Mann, Großhändler. Die *Fugger* waren Bankiers und Finanzleute, die in ganz Europa ihre Beziehungen hatten. In Ungarn spielten sie besonders im Bergwerkswesen eine wichtige Rolle. Um 1546, um die Zeit also, als das Wort im Ungarischen zum ersten Mal vorkommt, hatten sie bereits Bankrott gemacht. Die geschichtlichen Daten sprechen übrigens nicht dafür, daß sie Wucherer gewesen waren, sie hatten sich mehr in den Kreisen des Hochadels betätigt. Das Wort ist nicht in Bergwerksgegenden entstanden, wie wir das bei dieser Ableitung zu erwarten hätten. — Die alten Belege zeigen mannigfaltige Variationen des Namens, diese sind jedoch wahrscheinlich nur orthographische Variationen, da die Familie selbst ihren Namen stets *Fugger* geschrieben hat. In der Bibelübersetzung Sylvesters kommt *fukar* als ungarisches Wort vor, das keiner Erklärung bedarf. Die Familie beginnt um 1526 bei uns eine Rolle zu spielen, 1541 konnte also der Name noch nicht in die Umgangssprache eingedrungen sein. Die Ableitung *Fugger* > *fukar* ist also unhaltbar.

Im Gegensatz dazu ist *fukar* die metathetische Form von *kufár* 'Kaufmann'. Bei Calepinus finden wir nämlich folgendes: *propola: Kereskedő, fukar, kufar*. Das Wort *fukar-szekér* 'Kaufmannsfuhre' ist wahrscheinlich aus der Zusammensetzung *kufar-szekér* entstanden.

206. Loványi, Gyula: *Percentes nyelv* (Die Verbreitung der Handelsausdrücke in der ungarischen Umgangssprache). In „Magyarosan“. Bd. 10 (1941). S. 1—31.

Die Ausdrücke der Handelssprache überwuchern langsam die ungarische Umgangssprache, es entsteht gewissermaßen eine neue „Prozentsprache“ als Folge der österreichischen und deutschen Sprachmode des ausgehenden XIX. Jahrhunderts. Diese im Deutschen längst überwundene sprachliche Richtung lebt bei uns noch, ja gewinnt immer größeren Einfluß. Ausdrücke wie: „lengyelországi útja fényes *aktivummal* zárult“ 'seine Reise nach Polen *schloß überaus aktiv*', oder: „Bukarestben *felszámolják a légionárius mozgalmat*“ 'die Bewegung der Legionäre wird in Bukarest *liquidiert*' usf. widerstreiten der ungarischen Denkungsart, da sie aus einer ihr fremden Denkungsart hervorgegangen sind.

207. Melich, János: *László, Ulászló*. In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 145—154.

Der Personennamen *Ulászló* wurde früher von *Melich* und *Horger* aus lautlichen Gründen aus dem slavischen (altpolnischen) *Władisław* hergeleitet. *Ulászló* ist jedoch erst 1805. zum erstenmal belegt; der Name ist eine hungarisierte Form aus dem falsch gelesenen lateinischen *Vladislaus, Uladislaus*. — Die Form *László* geht nicht auf **Ladszlou* > **Lácló* zurück, sondern über die Form *Laduszló* auf *Vladislaw*. Das V- des slavischen Namens konnte bereits im Althochdeutschen oder Lateinischen ausgefallen sein, da in beiden Sprachen v- als Anlaut fehlt.

208. **M e s k ó, Lajos:** *A magyar határozók panasza* (Klage der ungarischen Adverbien). In „Magyarosan“. Bd. 10 (1941). S. 38—44.

Der alte, gut ungarische Gebrauch der Endungen, Verbalergänzungen und Adverbialkonstruktionen wird von Tag zu Tag farbloser, da immer mehr fremdartige Konstruktionen angenommen werden. Dennoch dürfen nicht alle ungewohnten Ergänzungen und Wortgruppen als unrichtige verpönt werden, denn in vielen ist eben eine sonst schon veraltete, ursprünglichere Ausdrucksweise bewahrt worden.

209. **M e s k ó, Lajos:** *Csak, isa*. In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 27.

Aus *csak* 'nur' (in der Mundart *csag* und *csa*) ist möglicherweise das Wort aus der „Trauerrede“ (Halotti Beszéd; ungarisches Sprachdenkmal): *isa* (lies: *icsa*?) zu erklären. *i* (≈) wäre dann eine verstärkende Partikel, vgl.: *hol* ~ *ihol*.

210. **M e s k ó, Lajos:** *De* ('Aber'). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 27.

Das heutige ungarische *de* 'aber, doch' geht auf ein früheres *gye* zurück. Dieses kann mit dem osmanli-türkischen *ya* ~ *ye* 'ja, aber; doch, ja doch' zusammengestellt werden; die bulgarisch-türkische Entsprechung wäre **ja* ~ **je* (sprich: *dža* ~ *dže*). Aus dieser rekonstruierten Form kann *gye* einwandfrei abgeleitet werden.

211. **M e s k ó, Lajos Sch. P.:** *Ösvény* (Pfad). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 194—195.

Aus den Wörtern *önt* 'er gießt' (entstanden aus dem älteren *öt*), und *öszve* 'zusammen' können wir auf ein Grundwort schließen, das ein Verb war und wahrscheinlich die Form **ö-* gehabt hatte, mit der Bedeutung 'strömen, sich ergießen'. Aus einer Verbalableitung **ös-* dieses Zeitwortes ist das Hauptwort *ösvény* 'Pfad' entstanden, genau so wie *út* aus *úszik*.

212. **M e s k ó, Lajos:** *Út* ('Weg'). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 193—194.

Das Hauptwort *út* 'der Weg' kann aus dem Zeitwort **ú-* abgeleitet werden. Dieses Verbum lebt in der Ableitung *úszik* 'er schwimmt' weiter, in welcher das *-sz* ein Frequentativsuffix ist. Seine ursprüngliche Bedeutung mag 'Schwimmen' gewesen sein, daraus ist über 'Wasserweg' einfach 'Weg' geworden. — *D. Pais* hat in seinen Vorlesungen an der Péter Pázmány Universität zu Budapest in den Jahren 1938/39 und 1940/41 dieselbe Ansicht vorgetragen.

213. **M é s z ö l y, Gedeon:** *A kidei Hintó-mező nevének és a hínár szónak eredete* (Etymologien des Flurnamens *Hintó-mező* bei dem Dorf Kide und des Wortes *hínár* 'Seegras'). In „Nép és Nyelv“. Bd. I. (1941). S. 225—36. Deutscher Auszug.

Hat ein Wort mehrere, von einander abweichende Bedeutungen, müssen wir — wollen wir es erklären — zu jener Grundbedeutung zurückgreifen, aus der jede spätere Bedeutung verständlich wird, die also die gemeinsamen und wesentlichen Züge der späteren Bedeutungen in sich

trägt. Das Wort *jorgó* hat z. B. folgende Bedeutungen: 1. 'der Strudel', 2. 'Drehstuhl, in dem Kinder gehen lernen', 3. 'Ring am Fischfanggerät', 4. 'ein so großer Teil des Ackers, auf dem man sich mit dem Pflug wenden kann', 5. 'Kinderspielzeug', 6. 'der Wirbel', 7. 'Ringenspiel, Karussell', 8. 'Helmbusch'. Für eine jede ist das Drehen, Sich-Herumdrehen charakteristisch.

Hintó bedeutet heute 'Wagen', in der Mundart 'Schaukel', da beide Geräte sich schaukeln, wiegen. Früher konnte es auch 'Morast' bedeuten; so wie das heutige *ingó* 'beweglich, schwankend' und *ingovány* 'das Moor' auf *ing*, *inog* 'schwanken' zurückgehen. Die Wiese bei Kide namens *Hintómezó* war früher sumpfig. Das mundartliche Wort *hintó-fa* 'ein auf Sumpfwiesen wachsender Baum' konnte etwa 'die Pappel' bedeuten, vgl. die wogulische Entsprechung für *nyárfa*: *ñar* 'Sumpf'. *Hintó* ist ein Nomenverbale des Zeitwortes *hint-* 'schaukeln', dieses aber ein mit *-t* gebildetes Kausativum aus *him-* 'sich schaukeln, sich hin- und herschwingen, schweben'. Die ursprüngliche Bedeutung von *hindr* war 'auf dem Wasser schwebend' (vgl. *búvik* 'sich verstecken' und *búvár* 'der Taucher').

214. Mészöly, Gedeon: *Az esküszik szó eredete* (Die Etymologie des Wortes *esküszik* 'schwören'). In „Nép és Nyelv“. 1941. S. 2–10. Deutscher Auszug.

Außer der Nominalverben der ungarischen Umgangssprache *les* 'lauern, aufpassen' und 'die Lauer'; *nyom* 'drücken' und 'Spur'; *fagy* 'es friert' und 'Frost' usf. gibt es in der Volkssprache auch *es* in der Bedeutung 'es regnet' und 'der Regen'. Heute wird es wie die Gruppe der Verba mit *-ik* flektiert: *esik* und das Mittelwort des Zeitwortes: *eső* wird als Hauptwort 'der Regen' benutzt. In den Sprachdenkmälern haben wir auch ein Hauptwort *es* mit der Bedeutung 'das Schwören, der Schwur'; dekliniert wurde es *est* 'den Schwur', *esre* 'zum Schwur'. Die heutigen Hauptwörter *eső* 'der Regen' und *esküvés* 'der Schwur' gehen auf das gleiche Grundwort zurück, nämlich auf das dem Zeitwort *es* 'niederfallen' entsprechende Nomen. Eine Analogie bietet das Wort *síkság* 1. Tiefebene, 2. der Durchfall; beide Bedeutungen entwickelten sich aus der ursprünglichen Bedeutung: 'Schlüpfrigkeit, das Rutschige'.

Bei den primitiven Völkern (z. B. den Ostjaken) wird auch heute kniefällig geschworen, beim Gebet beugt man sich oder fällt zur Erde. Das ungarische Wort entstand höchstwahrscheinlich bereits vor der Annahme des Christentums. — Folgende Derivate sind bekannt: *esküszik* (vgl.: *nyom*, *nyomakozik*); das Zeitwort *esk-* mit dem frequentativen Ableiter: *-k* vgl. *eskő* 'der Schwörende', wie *fekő* 'der Liegende'. *Esd* in der Volkssprache 'niederfallen' → 'oro, flehen', *esdekel* und *esedez* 'flehen' sind Frequentativa mit derselben Bedeutung.

215. Mészöly, Gedeon: *Az ikes ragozás -ik ragjának eredete* (Die Herkunft der *-ik*-Flexionssilbe der Konjugation auf *-ik*). In „Nyelvtudományi Közlemények“. Bd. 51 (1041). S. 1–13.

Das Zeitwort kann nicht nur im Ungarischen, sondern auch im Wogulischen nicht nur einen aktiven Sinn haben, es kann ihm auch eine passive Funktion innewohnen, je nachdem, wie es sein Verhältnis im Satze mit sich bringt. *Adattam* kann *aktiv* (fakultativ) sein, doch kann es

auch als eine Passivform aufgefaßt werden. Im Wogulischen entspricht dem Präsensbildungssuffix γ des Aktivs im Passiv ein β . Die zwei Suffixe setzten einen ursprünglichen Wechsel fort, der in einigen Wörtern heute noch lebt (vgl. *pūyi* ~ *puβi* 'Zahn' usw.). Die ungarische Passivsilbe *-odik*, *-odik* hat, wenigstens ihrer Entstehung nach, einen Aktiv-Wert (vgl.: *rágódik a húson* 'er nagt lange am Fleisch' (Aktivum) | *emésztódik a gyertya* 'die Kerze brennt ab, verzehrt sich' (Reflexivum) | *nehezen emésztódik a hús* 'das Fleisch kann schwer verdaut werden' (Passivum).

Als Ausgangspunkt stellen wir fest, daß das Prädikat eines Satzes mit einem unpersönlichen Subjekt ursprünglich in der dritten Person Mehrzahl stand, das Objekt wurde dagegen äußerlich nicht angedeutet. Früher bedeutete also der Satz *a kenyér törik* 'das Brot bricht' 1. 'das Brot zerbricht', 2. 'das Brot wird zerbrochen'. Diese Doppelbedeutung wurde durch die Einbürgerung des deklinierten Akkusativs verdrängt. Die Flexionssilbe *-ik* der dritten Person war also ursprünglich die Flexionssilbe der dritten Person Mehrzahl; sie wurde durch ihre Rolle in Sätzen mit allgemeinem Subjekt zur Flexionssilbe der dritten Person Einzahl. Die Formen der Verba auf *-ik*, die in der dritten Person Einzahl stehen, entsprechen heute noch jenen Formen der objektiven Konjugation, die die dritte Person Einzahl bedeuten: *török* 'frangitur' und 'frangunt' | *törék* 'frangebatur' und 'frangetur' | *törnék* 'frangeretur' und 'frangerent' | *törjék* 'frangatur' und 'frangant' | *törendik* 'frangetur' und 'frangent'. Ursprünglich erhielten nur die reflexiven Verba die Biegungssilbe *-ik* — sowohl ihre Geschichte, als auch ihre Herkunft weisen darauf hin —, die intransitiven Zeitwörter wurden erst später auf ihre Wirkung hin so flektiert (vgl. das alte *alosz(on)* > *alusz-ik*, ebenso: *foly* > *foly-ik*).

Die ungarische *adattam*-Form wird im allgemeinen von einer Form wie **odu-tu-vu-tu-vu-mu* oder **ada-tva-tva-m* abgeleitet, die Flexionssilbe *-ik* führt man jedoch auf ein selbständiges wogulisches Wort zurück, das die Bedeutung 'er selber' hat. Beide Hypothesen sind unwahrscheinlich. Der *törnék* ~ *törnégék* Wechsel geht auf die *-ja*, *-je* ~ *-i* Varianten des persönlichen besitzanzeigenden Suffixes zurück. Nur solche Fällen können eine erweiterte Form haben, die dem Biegungssuffix der dritten Person Mehrzahl der objektiven Konjugation entsprechen. Die anderswo auftauchende erweiterte Form ist durch Analogie entstanden.

216. Mészöly, Gedeon: *Civakodik, rágalmaz*. In „Nép és Nyelv“. 1941. S. 298—302. Deutscher Auszug.

Civakodik 'zanken' geht auf das Zeitwort *civol*, *cihol* zurück, dieses wiederum auf *csahol* 'kläffen, bellen'. Auch die Form *csivakodás* ist bekannt. Die Bedeutungsentwicklung gleicht dieser: *marakodik* 'sich beissen, sich herumbeissen' → 'sich herumstreiten, zanken'. — *Rágalmaz* 'verleumden' ist eine Ableitung aus dem Zeitwort *rág* 'nagen, kauen'; die Bedeutung 'mit Schimpf beladen, in den Kot zerren' ist ebenso zu erklären, wie etwa das deutsche 'etw. vor die Hunde werfen'.

217. Mészöly, Gedeon: *Horger Antal gyertyán cikkéhez megjegyzés* (Eine Bemerkung zu dem Artikel *A. Horgers* über das Wort *gyertyán*). In „Nép és Nyelv“. 1941. S. 17.

M. weist darauf hin, daß die Palócen in Oberungarn bis heute die Äste der Weißbuche als Beleuchtungsmittel gebrauchen; dies bestätigt die Erklärung *Horgers*.

218. Mészöly, Gedeon: *Kodolányi János olyat mond, ami nincs* (J. Kodolányi behauptet Dinge, die nicht existieren). In „Nép és Nyelv“. 1941. S. 110, 148, 182, 197, 243, 257, 289. Zum Teil mit deutschem Auszug.

Vf. überprüft die archaisierende Sprache des Romans *Julianus barát* (Frater Julian) von *Kodolányi* und weist geistreich auf ihre Mängel und Fehler hin. Er antwortet zugleich auf die erschienenen polemisierenden Artikel des Schriftstellers und erweist die Unhaltbarkeit seiner Behauptungen.

219. Mészöly, Gedeon: *Megjegyzések Horger Antal „Jegy és jel“ c. cikkéhez* (Bemerkungen zu dem Artikel A. *Horgers: Jegy és jel*). In „Nép és Nyelv“ 1941. S. 375.

Der Ausdruck *jelen van* 'anwesend sein' erklärt sich nach *Mészöly* aus der Geisterbeschwörung: es werden Zeichen auf die Erde gezeichnet und die Geister dadurch herbeigezaubert. Sie erscheinen, stehen sozusagen „auf dem Zeichen“; *jelen van*, d. h. der Geist 'ist anwesend'.

220. Mészöly, Gedeon: *Szent István korában délmagyarországi rumének, kopasz pele és szőrös móka* (Rumänen in Südungarn zur Zeit des hl. Stefan, die kahle Bilchmaus und das behaarte Eichkätzchen). In „Nép és Nyelv“ 1931. S. 97—103. und 171—179. Deutscher Auszug.

Nach *Titkin* ist das rumänische Wort *peleag* 'kahlköpfig' die Entlehnung einer ungarischen, mit dem Suffix *-g* gebildeten Ableitung des Wortes: *pele* aus der Zeit der Arpaden. *Mészöly* beweist die Unrichtigkeit dieser Behauptung und kommt zu folgenden Ergebnissen: *mókus* 'Eichkätzchen', frühere Form *mókus*, stammt aus dem Zeitwort *mokog*, *makog* 'piepen, pfeifen', ebenso wie die Tiernamen *csibe* 'Hühnchen', *liba* 'junge Gans' aus den entsprechenden lautnachahmenden Wörtern. *Móka* ist eine Variante, ein mit der Endung *-a* gebildetes Diminutivum zu *mók* (vgl. *szórmók* 'ein sehr haariger (Mensch)'). Das Zeitwort *mókáz* 'scherzen, Spaß treiben' zeigt eine ähnliche Bildung wie *cicáz* < *cica*. Beiwörter, die aus Tiernamen gebildet sind, kommen häufig vor, doch die Bedeutungsentwicklung 'Bilchmaus' → 'kahl' ist ganz und gar unhaltbar, da dieses Tier schon bei der Geburt behaart ist.

221. Nagy, J. Béla: *Köznyelvi kiejtésünk* (Wie steht es mit der Aussprache unserer Umgangssprache?). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 82—94.

Unter Umgangssprache verstehen wir die Sprache der gebildeten Schichten. Ihre Regeln können festgestellt werden, doch sie sind nicht ganz einheitlich und nicht unbedingt bindend. Besonders in der Unterscheidung des geschlossenen und des offenen kurzen *e*-Lautes finden wir Schwankungen: in der ung. Umgangssprache werden beide Arten der Aussprache geduldet.

Da in der Orthographie der Schriftsprache das geschlossene und das offene *e* nicht unterschieden werden, halten viele die Aussprache mit *e* für eine Eigenheit der Mundarten. Und doch ist diese Aussprache viel lebhafter, farbiger und abwechslungsreicher, besonders, wenn auch der *ö* Laut herbeigezogen wird: statt einer Ausdrucksform bietet sie die Möglichkeit dreier Variationen.

Die phonologische, d. h. bedeutungsdifferenzierende Rolle der Unterscheidung des offenen und geschlossenen *e*-Lautes kann besonders innerhalb der Paradigmen beobachtet werden; einzelne Formen der aktiven und der kausativen Paradigmen können z. B. in den Mundarten, die den geschlossenen *ë*-Laut kennen, von einander unterschieden werden, in den Dialekten mit offenem *e* jedoch nicht. — In der Anwendung des geschlossenen *ë* zeigen sich — vorwiegend unter dem Einfluß der Aussprache mit offenem *e* — vielfach Schwankungen. Dies bezieht sich in erster Linie auf Grundwörter; Endungen und Bildungssuffixe werden weniger beeinflusst.

In welchem Ausmaß die Aussprache mit geschlossenem *ë* verbreitet ist, kann selbst in den Mundarten kaum genau festgestellt werden: in der Umgangssprache noch weniger. Das Annehmen des offenen *e*-Lautes ist sehr leicht, das Erlernen der richtigen Anwendung des geschlossenen *ë* für den Erwachsenen beinahe unmöglich. (Das Weglassen des geschlossenen *ë* erleichtert auch das Reimen.) Unsere orthographischen Regeln unterscheiden, wie gesagt, die beiden Laute nicht voneinander und tragen somit zum Verfall des geschlossenen kurzen *ë*-Lautes im Ungarischen bei.

222. Nyíri, Antal: *A 'vállal' jelentésű vádol, elvádol magyarázata* (Die Bedeutung 'auf sich nehmen' des Wortes *vádol, elvádol*). In „Nép és Nyelv“. 1941. S. 151—3.

Vádol 'auf sich nehmen' ist mit dem Verbum *vádol* 'anklagen' identisch. Der frühere Ausdruck *bűnét megvádolja* 'seine Sünden laut bekennen'; daraus entwickelte sich einesteils die Bedeutung 'auf sich nehmen, übernehmen, etwas sein eigen nennen', anderseits 'beschuldigen, anklagen'.

223. Nyíri Antal: *Mű* ('das Werk'). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37. (1941.) S. 157—161.

Das Formpaar *mű ~ műv* wurde von Budencz irrig aus dem Finnisch-ugrischen erklärt; demgegenüber kann aus den Belegen festgestellt werden, daß das Nomen *mű* 'das Werk' mit dem Pronomen *mi* 'etwas' identisch ist. Das *v-* im Wortstamm scheint später eingedrungen zu sein.

224. Nyíri, Antal: *Szörnyű*. In „Nép és Nyelv“. 1941. S. 199—203.

Das ungarische Wort *szörnyű* 'fürchterlich, entsetzlich' ist eine Ableitung des Hauptwortes *szőr* 'das Haar (von Tieren)'. Ein früherer Beleg lautet: *szőri megszörnyődének* '(von Schreck) sträubten sich seine Haare'; hier also wird ein seelischer Vorgang mit körperlichen Merkmalen und Vorgängen ausgedrückt. Desgleichen entstand *borzasztó* 'schrecklich' aus dem Zeitwort *borzad* 'struppig werden', 'sich sträuben (von Haaren)', oder *rémül*, ursprünglich 'erzittern, erschauern', später 'erschrecken'.

Szörnyű ist aus *szőr* 'Haar' mit dem gleichen Verkleinerungsableiter *-nyű* gebildet, wie *savanyű* 'sauer' aus *savó* 'Molke' (s. Ny. H. 7. S. 95.)

225. P a i s, Dezső: *Szarándok* ('Pilger'). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37. (1941.) S. 346—347.

Die Ableitung des ung. *szarándok* aus dem slaw. *stranovnik* ist zwar stichhaltig, doch sind die Einzelheiten noch nicht erforscht worden. *Melich* stellt folgende Entwicklungsreihe auf: **sztrannik* > **szatrannik* > **szarát-nok* > *szarádnok*. Aus der letzten Form sei *szarándok* entstanden. Die Auffassung verneint bereits *Horger* (MNY. VIII. S. 15—17.). Wahrscheinlicher ist folgender Entwicklungsgang, umso mehr, als er durch Analogien gut unterstützt wird: **sztrannik* > **szrannik* > **szaránnok* > *szarádnok* > *szarándok*.

226. R á s o n y i László: *Makut-Maklár*. In „Magyar Nyelv“. 37. (1941.) S. 116—118

Rašideddî spricht in einem Abschnitt seines 1310 vollendeten *Džami' at-tavârîx* betitelten Werkes über den Tatarensturm und erwähnt auch Ungarn. In diesen Teil nennt er den Ortsnamen *Makut*, der die Umgebung von *Maklár* bedeutet. Der Eigenname *Maklár* ist aus dem türkischen Personennamen *Mak* und dem Bildungssuffix des Plurals *-lar* gebildet. Die gleiche Bildung weist auch *Makut* auf, hier ist das Suffix des Plurals *-t*. Auf diese Weise, durch verschiedene Zusammensetzungen mit dem Namen *Mak-* sind in den türkischen Sprachen zahlreiche Eigennamen gebildet worden.

227. R á s o n y i, László: *Török adatok a Magyar Etimológiai Szótárhoz.* (Türkische Beiträge zum Ungarischen Etymologischen Wörterbuch.) In „Nyelvtudományi Közlemények“. Bd. 51 (1941.) S. 98—115.

Vf. bringt auf Grund von zwei türkischen (anatolischen) Mundartwörterbüchern, die von den ungarischen Sprachwissenschaftlern bisher kaum benützt worden sind, d. h. aus *Zübeyir Refet*, *Anadilden Derlemeler* und dem von der Türkischen Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft herausgegebenen *Söz Derlene Dergisi*, sowie auf Grund von *Radloffs* allbekanntem *Versuch eines Wörterbuches der Türkdialekte* wertvolle neue Etymologien, bzw. neue Belege für die bislang bekannten. Unter den vorliegenden 14 Worterklärungen *Rásonyis* sind mehr als die Hälfte ganz neue, selbständige Deutungen. Von besonderem Interesse ist, daß alle behandelten Wörter Nomina sind, darunter sieben Ableitungen aus türkischen Verben.

228. S á m s o n, Edgár: *-das, -des, -dos összetett gyakorító képzős igéink.* (Unsere Zeitwörter, die mit dem zusammengesetzten Frequentativsuffix *-das, -des, -dos* gebildet sind.) In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941.) S. 306—320.

Die oben genannten Frequentativsuffixe stammen von der Zusammensetzung der einfachen Frequentativa *d* und *s* ab. Sie werden meistens an ursprüngliche einsilbige Wörter angefügt, doch kommen sie auch oft bei finnisch-ugrischen Wörtern vor.

Einige Beispiele für das *-das* haben wir aus dem XVI. Jahrhundert und in der Volkssprache; geographisch weisen sie alle nach Siebenbürgen und dem Csángóland. Aus Slawonien haben wir ein Beispiel.

Das Suffix *-des* kommt fünfmal vor. Geographisch gehören sie auf dasselbe Gebiet, unsere Angaben stammen aus dem Osten und dem Nordosten. Die Bildungssilbe *-dos* kommt am häufigsten vor, auch in der Umgangssprache. Wir begegnen ihr vom XIV. Jahrhundert angefangen bis zum heutigen Tag. Sie ist auf einem breiten Gebiet bekannt, doch würden wir sie im westlichen Teil Transdanubiens umsonst suchen. Ihre Verbreitung entspricht der des Frequentativsuffixes *-os*, obwohl sie nicht von den Bildungssuffixen *d* und *os*, sondern von den Frequentativsuffixen *d* und *s* abgeleitet werden muß. Dasselbe sehen wir bei den finnisch-ugrischen Sprachen, nur die Reihenfolge ist eine umgekehrte, nämlich *s-d*.

229. Szabó, T. Attila: *A visszatért keleti részek népnyelve* (Die Mundarten der rückgegliederten Ostgebiete). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 1–12.

Infolge der Wiener Entscheidung wurden etwa eine Million Ungarn wieder an das Mutterland angegliedert. Da diese zwischen fremden Völkern zerstreut leben, bildet ihre Sprache keine einheitliche Mundart.

1. Zu der nordöstlichen Mundart gehören die Gebiete: Tiszahát, Ugocsa, Szamoslát, d. h. also der Raum zwischen den Flüssen Theiß—Szamos—Tur. Lautlich und formal weichen die einzelnen Dialekte nur in Abstufungen von einander ab; alle drei Gebiete haben viel Altertümliches in ihrer Mundart bewahrt. Oft wird nasalisiert, die Konsonanten gedehnt und geminiert, die Vokale vor *l, r, j* gedehnt. Besonders charakteristisch ist an Stelle des geschlossenen *é* ein *é'*-Laut, bzw. an der des kurzen geschlossenen *ë* ein noch geschlosseneres *ë'*. Im nördlichen Gebiet finden wir an Stelle des in den ungarischen Mundarten geschlossenen kurzen *ë* ab und zu ein *ö*.

2. Die Mundarten östlich von dem Königsteige weichen von denen des nordöstlichen Gebietes wegen eines zwischen beide eingedrungenen rumänischen Streifens vielfach ab. Ein Teil dieses Sprachgebietes gehört auch heute nicht zu Ungarn. Die Mundart gebraucht das kurze geschlossene *e*; besonders kennzeichnend ist *a* statt *o*, die Assimilation der Konsonanten und die Geminat; neben den Flüssen Küküllő wird *ö* zu *œ*, d. h. offener; die Sprache des Gebietes *Mezőség* ist beinahe ganz unerschlossen.

3. Auch die Sprache der Szekler kennen wir keineswegs genügend; sie hat besonders viel Altertümliches bewahrt und zeugt von der ungarischen Abstammung der Szekler. Für die westliche Gruppe ist an Stelle von *a—á ä—á* kennzeichnend, sowie das für das geschlossene *ë* auftretende *ö* und die fallenden Diphthonge. Im Ostraum finden wir dagegen *ë*, steigende Diphthonge und an Stelle von *á—a* die Vertretung *á—o*. Auch auf Grund der formalen Eigenheiten ist es berechtigt, von zwei Hauptmundarten der Szekler zu sprechen.

Die schleunige und gründliche Ergänzung unserer sehr lückenhaften Kenntnisse der östlichen Mundarten wäre geboten.

230. Szabó, T. Attila: *Dr. Csűry Bálint. 1886—1941*. In „Erdélyi Múzeum“. 1941. H. 3—4. S. 282—284.

Nachruf für den verstorbenen Prof. der Debrecener Universität, den vorzüglichen Forscher der ungarischen Mundarten.

231. Szinnyei Ferenc: *Tinódi nem Lantos Sebestyén!* ('Tinódi soll nicht „Lantos Sebestyén“ 'Sebastian der Lautenschläger' genannt werden!) In „Magyarosan“. Bd. 10 (1941). S. 110—111.

S. *Tinódi* wird immer allgemeiner „*Tinódi Lantos Sebestyén*“ genannt. Dieser Name ist ganz und gar fiktiv, da der Dichter selbst ihn unter zahllosen anderen Formen im ganzen bloß zweimal benützt hat.

232. Temesi, Mihály: *Magyar birtokos névmások* (Die ungarischen besitzanzeigenden Fürwörter). In „Nyelvtudományi Közlemények“. Bd. 51 (1941). S. 74—87.

In den meisten Sprachen entstanden die besitzanzeigenden Fürwörter aus dem persönlichen Fürwort: die Egozentrizität ist für alle kennzeichnend. Im Ungarischen gehen die Formen *enyém, tied, övé*, 'mein, dein, sein' usf. ebenfalls auf die Personalpronomina zurück und wurden mit dem ursprünglich den Dativus bezeichnenden *évi* gebildet. Der Typ *enyém* usf. wird praedikativ gebraucht (*ez a könyv az enyém* 'dieses Buch gehört mir'). Attributiv wird im Ungarischen das mit dem Artikel versehene persönliche Fürwort verwendet (*az én könyvem* 'mein Buch'). Die besitzanzeigenden Fürwörter sind aus Satzkonstruktionen entstanden, indem sie sich aus diesen losgelöst haben und selbständig geworden sind.

Dieselbe Funktion erfüllen auch die Wörter: *tulajdon* 'eigen, Eigentum' und *saját* 'eigen'. *Tulajdon* ist aus einem finnischugrischen Stamm (finn. *tule* 'bringen' estnisch 'zugehörend') und zwar mit dem Bildungssuffix *-ja* für Nomina agentis und der aus mehrfachen Verkleinerungsableitern bestehenden Silbe *-don* gebildet; *saját* geht entweder auf einen finnischugrischen oder auf einen slawischen Stamm zurück. Die neueren Formen: *tiedé, enyéme* können als Angleichungen aufgefaßt werden (*nem Péteré, hanem az enyéme* richtig: *enyém*) 'es gehört nicht Peter sondern mir'. Auch ein Wechsel der Kategorien kann eintreten, wie etwa im Fall: *övei* 'die Seinen' → 'seine Verwandten', übertragen *öveim* 'meine Verwandten'.

233. Zolnai, Gyula: *Hangérték nélküli y és i (j) betű régi helyesírásunkban* (Die *y*, und *i (j)* Buchstaben ohne Lautwert in unserer alten Rechtschreibung). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 335—336.

Es ist seit langem bekannt, daß in einigen Familiennamen das gänzlich stumme *h* (das keinen Lautwert hat) heute noch lebt; es ist als inetymologische orthographische Eigenheit in das Schriftbild des Wortes eingedrungen. Genau so finden wir in der Rechtschreibung der Kodices nichtausgesprochene *y, j* und *i*, wie dies durch die reiche Beispielsammlung bewiesen wird.

235. Zolnai, Gyula: *Magánhangzók nyiltabbá válása* (Übergang der geschlossenen Vokale in offene). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 110.

MNy. XXXVII. S. 3. zufolge müßten Formen wie *gyűsző, fió* (statt *gyűszű, fiú*) als Beispiele des Offenerwerdens betrachtet werden. Die Belege unserer Sprachdenkmäler zeigen gerade das Gegenteil: diese Formen haben die ursprünglichere Lautform bewahrt.

236. Z o l n a i, Gyula: *Nyelvérzék és helyesírás* (Sprachgefühl und Orthographie). In „Magyarosan“. Bd. 10 (1941). S. 97—107 und 129—137.

Viele orthographische Fehler werden durch Irrtümer des Sprachgefühls verursacht. Die Unkenntnis oder falsche Anwendung der zwei Grundprinzipien unserer Rechtschreibung, d. h. der Wortanalyse und der Tradition haben viele orthographische Fehler zur Folge. Vf. führt eine ganze Reihe Beispiele zur Bestätigung seiner Behauptungen an.

237. Z s i r a i, Miklós: *Finnugor tanulmányok* (Finnisch-ugrische Studien). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 289—296.

Die finnisch-ugrische Abstammung der ungarischen Sprache ist — trotz des kindlichen Protestes von Einigen — eine festgestellte und anerkannte Tatsache. Unsere finnisch-ugrischen Studien, d. h. das eingehende Kennenlernen der verwandten Völker würde unschätzbare vorgeschichtliche Erkenntnisse zeitigen; die Feststellung der Verwandtschaft ist nämlich kein Endergebnis, sondern im Gegenteil: nur der Anfang einer größeren systematischen Arbeit. Unsere Forscher müssen noch großer Schwierigkeiten Herr werden; die Verwandtschaft ist zwar eine nahe, doch sind die Verwandten ferne und außerdem ist der größte Teil von ihnen ein unbeholfenes kleines Volk. Das Zeitalter der Sprachdenkmäler beginnt bei ihnen sehr spät, die Denkmäler müssen durch die vergleichende Sprachwissenschaft ersetzt werden. Die Bahnbrecher hatten auch noch das Widerstreben ihrer Nation zu besiegen: die öffentliche Meinung griff sie mit einer furchtbaren Kraft an. Ganz anders als bei den Finnen; diese empfangen die Verwandtschaft gleich nach ihrer Entdeckung herzlich und begannen eifrig zu arbeiten. Sie gründeten eine Gesellschaft, die einzelne Forscher, doch auch ganze Expeditionen unter die Verwandten schickte. Die riesige Menge ihrer Ausgaben, die im übrigen ständig zunimmt, ist unserer Tätigkeit sowohl qualitativ als auch quantitativ überlegen. Doch üben auf diesem Gebiet auch viele andere Staaten, deren Bevölkerung gar nicht finnisch-ugrisch ist, eine größere Tätigkeit aus als wir.

Die heutige Lage erlaubt zwar keine größeren Forderungen, doch müßten wir aus unserem handschriftlichen Material wenigstens das Wichtigste, die wogulischen und ostjakischen Texte von Reguly, Pápai und Munkácsi, samt ihren Wörterbüchern und Grammatiken schnellstens herausgeben. Das übrige Material kann vielleicht noch warten. Neben der Sprachforschung müßte auch die Volkskunde auf die verwandten Völker angewandt werden. Diese Arbeit ist eine wissenschaftliche Notwendigkeit von nationaler Bedeutung.

V. Klassische Philologie.

238. B o r z s á k, István: *Πολυθρύλητα παραδείγματα*. In „Archivum Philologicum“. Bd. 65 (1941). S. 161—164. Deutscher Auszug.

Vf. vergleicht Martialis 6,19. mit einem Lukillischen Gedicht (Anth. Gr. 3,46. Jac.) und beleuchtet die rhetorische Anwendung der Paradeigmen.

Auch die Vergleichung des Epigrammes des Lukillios mit dem Lukianischen ῥητόρων διδάσκαλος (c. 18.) beweist, daß die Vorschriften der antiken Beredsamkeit für die Verwendung der historischen Beispiele, die in der Literatur von Demosthenes bis auf Lukianos verfolgt werden können, von schwatzhaften Rednern gar leicht mißbraucht wurden. Gegen solche richten sich beide Gedichte.

239. v. Mészáros, Ede: *Vergilius és az öskeresztény (sír)feliratok* (Vergilius und die urchristlichen (Grab)Innschriften). In „Archivum Philologicum“. Bd. 65 (1941). S. 1–15. Lateinischer Auszug.

Die Untersuchung der urchristlichen Grabinschriften bzw. sonstiger Innschriften beweist, daß die Werke Vergils in urchristlichen Kreisen weitaus bekannt waren. Vf. unterscheidet folgende vier Typen: 1. ganze Vergilische Zeilen enthaltende, 2. verschiedene Vergilische Stellen verschmelzende, 3. einzelne von Vergil stammende Worte oder Bezeichnungen anführende, 4. die sogenannten „exitus Vergiliani“ enthaltende Innschriften. Er schildert endlich zusammenfassend den Stil der urchristlichen Innschriften, der ebenfalls Vergilische Einflüsse aufweist.

240. Nagy, Ferenc: *A tragikum és komikum életérzése az antik drámában* (Das Lebensgefühl des Tragischen und Komischen im antiken Drama). In „Archivum Philologicum“. Bd. 65 (1941). S. 113–132. Deutscher Auszug.

Von Homeros (Il. VI. 484), dem „Vater der Tragiker“ (Plat. Polit. 605 C- 607 A) ausgehend sucht Vf. auf Grund der antiken psychologischen Deutung des Weinens und Lachens das Wesen des Tragischen und Komischen zu erkennen. Er verfolgt durch die ganze griechische Literatur die immer häufiger zusammen auftretenden Äußerungen dieser beiden polaren Lebensgefühle. Das Drama, ursprünglich eher die Kunstgattung des Weinens, vereinigt in sich langsam immer mehr die doppelten Charakterzüge der Klage und des Jubels, es wird gewissermassen Träger der Polarität. Es kennt zwei Welten, eine göttliche und eine irdische Seinsform. Der Mensch, der, sein hehres Schicksal erfüllend, auf die Art des Dionysos stirbt, wird von den Menschen beklagt, doch ihm wird auch die göttliche Freude zuteil. Derjenige dagegen, der sich ein hohes Zeil gesteckt hat und ohne Erfolg zu Falle kommt, ist hier auf Erden zu einem bejamernswerten Dasein verdammt, seine Gebrechlichkeit erscheint den Menschen lächerlich, vom göttlichen Standpunkte aus jedoch verdient er Mitleid. Darin liegt der Wesenskern der zeitgenössischen Auffassung des Tragischen und Komischen bei den Griechen.

241. Péter, Gyula: *Kyklops-típusok* (Zyklopentypen). In „Archivum Philologicum“. Bd. 65 (1941). S. 241–270. Lateinischer Auszug.

Vf. unterscheidet statt der bisher angenommenen drei Zyklopentypen d. h. des Homerischen, des Hesiodischen und jenes der riesige Wände errichtenden Zyklopen fünf Typen. Zuerst behandelt er den Hesiodischen, dann den Homerischen. Motive des letzteren tauchen in der Gestalt des Polyphemos, im Satyrdrama bzw. in der Urkomödie auf, in der sich der dritte Typus: die Gestalt des tanzenden, possenreisenden Zyklopen ent-

wickelt hat. Aus Elementen des Satyrdramas und der Komödie entstand der vierte, der sogenannte Amator-Typ; er erscheint bei Philoxenos, bezw. bei den bukolischen und Alexandrinischen Dichtern. Als fünften Typus erblickt Vf. den Hephaistischen; die Sehnsucht nach einer Rückkehr in die Dionysische Welt und harte Arbeit kennzeichnen ihn. Diese Züge stammen aus dem Satyrdrama, aus einer Vermischung der Satyrn und Zyklopen, wie das auch durch Vasenbilder bestätigt wird. Das Annehmen der beschriebenen fünf Typen bietet Vf. die Möglichkeit, mehrere Schwierigkeiten des Interpretierens zu lösen, so z. B. Hor. Sat. I. 5, 64 sqq, Verg. Aen. III. 619 sqq, VIII. 439 sqq, Hor. Carm. I. 4, 5 sqq.

242. Szabó, Árpád: *A legrégibb perzsa-görög novellák* (Die ältesten persisch-griechischen Novellen). In „Debreceni Szemle“. 1941. H. 10. S. 228—235.

Vf. unterzieht zwei historische Novellen, die bei Herodot zu finden sind und über einen persischen Gegenstand handeln, einer Formuntersuchung. Die Formanalyse klärt die verschiedenen, in erster Linie persischen Elemente der beiden Novellen. — Er stellt durch den Vergleich der Geschichte von Kambyses (Herodot Buch III.) mit den altpersischen Inschriften von Behistan und durch die Analyse des Traumes des Kambyses fest, daß, während die Verbindung von Kambyses' Tod mit der Tötung des Apis-Stieres ein ägyptisches Motiv ist, die herodotische Form von dem Traum des Kambyses, die nahezu mit modernen psychanalytischen Mitteln zergliedert werden kann, die Tatsache verrät, daß der Traum vom ursprünglichen Wahrsager-Traum dämonischer Natur durch persische Hände seine heutige Form gewann; Herodotos hat also in diesem Falle aus persischer Quelle geschöpft. — Die andere Novelle: das Vorspiel des Griechenfeldzuges von Xerxes, steht im VII. Buche des Herodotos. Hier erinnert die Staatsratsszene an die ägyptischen Königsnovellen, die persische Traum-Auffassung stellt sich dagegen im dreifachen Traum dar. Artabanos zog die Kleider des Königs an, also sieht auch er einen Traum, da der Mensch — nach der modernen persischen Auffassung — über das träumt, mit dem er sich des Tags beschäftigt, und wer tagsüber persischer König ist, hat auch nachts den Traum, daß er gegen die Griechen einen Feldzug führen muß.

243. Szádeczky-Kardoss, Samu: *A kolophoni Mimnermos és hazája, Smyrna* (Mimnermos von Kolophon und seine Heimat). In „Archivum Philologicum“. Bd. 65 (1941). S. 302—310. Deutscher Auszug.

Der Dichter des 12. Mimnermos-Fragments, d. h. Mimnermos, war ein Abkömmling jener Kolophonier, die nach Smyrna eingewandert sind. Dies geht aus einem Wort des genannten Fragments hervor: κείθεν weist auf Kolophon als auf einen von der redenden Person entfernten Ort hin. Die Bezeichnung des Mimnermos als Kolophonier ist jedoch keine bloße Erfindung: er selbst nannte sich nach Brauch der Emigranten des Altertums nach der Herkunft seiner Vorfahren so. Dieser Name ging dann auch ins allgemeine Bewußtsein über.

244. Szemerényi, Oszvald: *Iunius*. In „Archivum Philologicum“. Bd. 65 (1941). S. 166—170. Deutscher Auszug.

Der Name des Monats und der der Göttin Iuno gehören sachlich zweifelsohne zusammen. Vf. versucht den Zusammenhang auch sprachgeschichtlich zu beweisen. Die idg. *en/on* Stämme zeigen in der Beugung Ablautformen; im Lateinischen weist ein Teil des einschlägigen Wortmaterials Spuren der Stammabstufung auf (*homo, virgo*), im anderen Teil dagegen wurde die Stufe *o* durchgeführt (*praedo, caupo*). Demnach mußte auch der Name *Iuno* im Genitiv — in ursprünglicherer Form — **Iunen-es* lauten. So wie aus dem Namen *Mars* mit dem Suffix *-io-* *Mart-io-s* gebildet wurde, ebenso entstand aus dem Namen der Göttin das Beiwort *Iunen-io-s*. Entweder aus dieser oder aus der späteren, schon geschwächten Form *Iuninos* wurde durch Haplologie der Name *Iunius* geformt. Da dieser sehr alt zu sein scheint, hält Vf. die erste Annahme für wahrscheinlicher.

245. Szentkuthy Miklós: *A mítosz mítosza. (Kerényi Károly újabb vallástörténeti munkái.)* (Der Mythos des Mythos. Die neueren religionsgeschichtlichen Werke Karl Kerényis.) In „Magyar Csillag“. 1941. H. 2. S. 86—90.

Vf. macht nicht die Einzelergebnisse von *Kerényis* neueren religionsgeschichtlichen Werken zum Gegenstand seiner Kritik, sondern ihre Grundprinzipien, gewissermaßen ihre wissenschaftliche Attitude. Die Wissenschaft — behauptet er — wisse mit dem rohen Leben nichts anzufangen, ebensowenig, wie mit den einfachsten gedanklichen Grundlagen des Lebens: hier kann sie nur auf einige — gleichsam sich von selbst verstehende — Grundfeststellungen kommen. Das nostalgische Interesse für „das Leben“, das in *Kerényis* Werken auftaucht, ist dem kulturellen Herbst der Hellenismen ähnlich, es ist eine philosophische Romantik. Diese nun kann das Wesen des Lebens auf begrifflichem Wege nicht ausdrücken, sie ist nur als Kunst möglich. Die Aufgabe des Geistes ist die Analyse der Verzweigungen und der Variationen. Dem gegenüber betont die von *Kerényi* vertretene Tendenz die Einheit oder die Urgegensätze, sie konstruiert Schemen, die sie nebeneinander stellt. Die Methode und die Probleme treten in den Vordergrund, der abstrakte Begriff des Mythos wird ebenfalls zu einem Mythos. Hinter den ständig wiederkehrenden Begriffen wie Existenz, Ergriffenheit, Weltaspekt usw. steht keine begriffliche Genauigkeit, kein verstandesmäßiges Plus und auch keine sinnlich wahrnehmbare Schönheit.

246. Szerb Antal, Devecseri, Gábor, Szentkuthy, Miklós: *A mítosz mítosza* (Der Mythos des Mythos). In „Magyar Csillag“. 1941. H. 3. S. 209—215.

Szerb betont — gegenüber der Kritik *Szentkuthys* — daß gerade die Feststellung der Einheiten und Gegensätze die Aufgabe der Wissenschaft sei. Die Aufgabe des klassischen Philologen ist jedoch nicht so sehr die Erforschung der Wahrheiten, er hat vielmehr die Pflicht, die Lust zur Erkenntnis der antiken Welt zu erwecken und darin liegt auch *Kerényis* hervorragende wissenschaftliche Bedeutung verborgen. — Auch *Devecseri* weist die Feststellungen *Szentkuthys* in mehreren Punkten zurück. — In seiner Antwort weist *Szentkuthy* darauf hin, daß er nicht das Aussprechen des Grundgedankens, sondern dessen ständige Wiederholung beanstandet hatte. *Szerb* und *Devecseri* weisen auf *Kerényis* Begeisterung hin, mit der

er sich seinem Gegenstand zuwendet: *Szenkuthy* schwört dem gegenüber auf solch solide Werke, die im Zeichen der Vernunft und der Schönheit konzipiert worden sind.

247. V a r g a, Zsigmond: *Consul — insula*. In „Archivum Philologicum“. Bd. 65 (1941). S. 15—22. Deutscher Auszug.

Vf. behandelt die Etymologien der Wörter: *consul*, *exsul*, *praesul*, *insula*, und kommt auf folgende Ergebnisse. Von dem Ausdruck *senatum consulere* ausgehend beweist er für *consul* die indogermanische Wurzel **sel* (griechisch ἔλ-ἴν ἔλεῖν εἶλον). Auf Grund der Ausdrücke „*solio depulsus*“, „*exitii causa solum vertere*“ ist *exsul* mit lateinischem *solum*, *solium*, idg. **suel*, **syol*, bzw. **sel* zusammenzustellen; eine semantische und formale Analogie bietet das Wort *extorris*. *Praesul* ist aus den Derivata: *praesultor*, *praesultator* leicht als eine Ableitung des Zeitwortes *praesilio* zu erkennen. *Insula* gehört nach Ansicht Vfs. mit dem idg. Verbalstamm **suel* (**sel*, **sul*) zusammen, vgl. lat. *solium*, *solum*, *solea*, *soleo* (wohnen, gewohnt sein); die Bedeutung der daraus gebildeten und als Substantiv gebrauchten weiblichen Adjektivform ist: „die (im Wasser) Feststehende“.

248. V i s y, József: *Hermagoras*. In „Archivum Philologicum“. Bd. 65 (1941). S. 60—66.

Vf. weist nach, daß *Hermagoras* in seinem philosophischen System — gleichsam als Reaktion auf den Asianismus — die Forderungen der Platonisch-Aristotelischen, philosophischen Rhetorik und des Isokratischen Stilideals zu verschmelzen suchte. Sein System leidet unter dem bedrückenden Dogmatismus der stoischen Philosophie, sucht jedoch eben dadurch die Berechtigung einer rhetorischen Kunst den Angriffen der Philosophen gegenüber zu erweisen. Der Problemkreis der Rhetorik umfaßt θέσις (das einzelne philosophische Problem) und υπόθεσις (die konkrete Streitfrage). Sie werden voneinander durch sieben περίστασις getrennt: „wer, was, wo, wann, warum, wie und mit welchen Mitteln die Sache vollbracht hat?“ Zuletzt nennt *Hermagoras* die vier στάσις der Beweisführung und der Widerlegung: στοχασμός, ἰδιότης, ποιότης, μετάληψις.

VI. Literaturgeschichte.

A) Literaturwissenschaft.

249. B e n e d e k, Marcell: *Levél egy fiatalemberhez a bestseller-műveltség-ről* (Brief an einen jungen Mann über die best-seller-Kultur). In „Magyar Kultúrszemle“. 1941. H. 2. S. 32.

249a.) D e b r e c z e n y, Lilla: *Ponyvairodalom* (Die Schundliteratur). In „Protektáns Szemle“. 1941. H. 1. S. 15—18.

Eine Untersuchung über die psychologischen Ursachen der großen Beliebtheit der billigen Abenteuerromane. Die Sehnsucht nach dem Unalltäglichen und der Romantik treibt da ihre Blüten: diese Art von Literatur wird erst dann verschwinden, wenn ein neuer Menschentyp sich entwickelt und durchsetzt.

250. F á b i á n, István: *Az irodalomtörténetírás módszereiről* (Über die Methoden der Literaturgeschichtsschreibung). In „Irodalomtörténet“. 1941. H. 2. S. 49—56.

Verf. überblickt die in den letzten Jahrzehnten aufgetauchten Probleme. In Ungarn wurden durch die Mässigung der Neuerer viele heftige Kämpfe verhindert. Nicht nur, daß sie den vielfachen Nutzen und die Erfolge der positivistischen Methode anerkannten, auch das Neue übernahmen sie — abgesehen von einigen wenigen Versuchen — in einer gründlich filtrierten, maßvollen Form. Verf. weist nach einem Überblick der ausländischen (in erster Linie deutschen) soziologischen, stammes-, geschmacks- und geistesgeschichtlichen Methoden auf die Notwendigkeit der literaturgeschichtlichen Kritik auch in dem Sinne hin, daß die Literaturgeschichte die großen Werke der Vergangenheit dem jeweiligen Publikum näherbringen muß. Einzig die geschmacksgeschichtliche Methode hätte die Lösung dieser Aufgabe beinahe zustande gebracht, wenn sie in der Praxis nicht von dem Strom der modischen Metaphysik mitgerissen worden wäre. Die besondere Aufgabe der Literaturgeschichtsschreibung hat allein János Horváth wahrgenommen, von ihm rührt auch ihre Systematisierung her. Daher müssen wir seine Auffassung, deren Grundprinzipien in einem seiner Essays dargestellt wurden (*Magyar irodalomismeret*, Ung. Literaturkunde in „Minerva“. 1922.) kennenlernen. (Verf. berichtet hier über die Literaturtheorie von Horváth. Da der Leser das Wichtigste davon aus einem zusammenfassenden Artikel unserer Zeitschrift erfahren kann, weisen wir — um Wiederholungen zu vermeiden — auf jenen Artikel hin.) Jede ausländische Methode ging von einer Wahrheit aus, die hinter der Wirklichkeit sein soll und auf spekulative Weise erkennbar ist: alle diese Methoden sind somit als romantisch zu bezeichnen. Horváths Ausgangspunkt ist die Wirklichkeit, darin will er sich auch orientieren. Statt der Verstümmelung des einzigen Gesichtspunktes faßt er die Methoden der Literaturgeschichte in einer einzigen Einheit zusammen, sodaß in seiner Betrachtungsweise das Wertvolle jeder bekannten Theorie und Methode seinen ihm gebührenden Platz findet.

251. G e r g e l y, Gergely: *Igaz magyar irodalom* (Wahre ungarische Literatur). In „Kelet Népe“. 1941. H. 3. S. 15—16.

Vf. verlangt eine völkische und soziale literaturgeschichtliche Betrachtungsweise, die auch echt ungarische Eigenschaften vor Augen hält.

252. G ó b e l, József: *Regény és olvasó* (Romane und Leser). In „Diárium“. 1941. H. 4. S. 75—77.

253. G o g o l á k, Lajos: *Irodalmi válság — társadalmi változás* (Literarische Krise — gesellschaftlicher Umschwung). In „Magyar Szemle“. Bd. 41 (1941). H. 3. S. 215—222.

Vf. stellt fest, daß es ohne literarische Krise keinen gesellschaftlichen Umschwung gibt, und umgekehrt: ohne gesellschaftlichen Umschwung keine literarische Krise. Somit bedingen sie sich gegenseitig. So ist es in Europa, und auch in Ungarn ist dies der Fall. Das Werk an sich interessiert niemanden mehr, weder den Leser noch den Schriftsteller; auch der Dichter nimmt an den gesellschaftlichen Kämpfen teil. Wenn die heutige

gesellschaftliche Krise sich einmal klären wird, so wird hoffentlich auch die Literatur einen festen Zustand erreichen; dadurch und erst dann wird sie ihre gebührende Rolle zurückgewinnen, indem Werk und Persönlichkeit veredelt erscheinen werden.

254. G o s z t o n y i, Gyula: *Vallomás a regényről* (Ein Geständnis über den Roman). In „Diárium“. 1941. H. 1. S. 4—6.

254a.) H a l á s z, Gábor: *A stilizálás alkonya* (Verfall des Stilisierens). In „Nyugat“. 1941. H. 6. S. 454—456.

Vf. stellt die bürokratische Erstarrung der neuen Stilformen fest. Das Stilisieren gewann die Oberhand in der dichterischen Gestaltung; Handlung, Charaktere und Sprache wurden mit der Zeit eindeutig dem Stil unterordnet. Bedrückend ist, daß selbst die hervorragendsten Schriftsteller in diese Sackgasse geraten sind. Dem Stil von heute ist die gleiche Aufgabe gestellt wie jeder überreifen Romantik: er muß aus sich selbst das Gegengift hervorbringen, um vor dem gänzlichen Verfall bewahrt zu werden.

255. H a l á s z, Gábor: *Beköszöntő egy új rovathoz* (Vorwort zu einer neuen Rubrik). In „Magyar Csillag“. 1941. H. 1. S. 45—48.

Die Zeitschrift eröffnet eine neue Rubrik unter dem Titel: „Unser Maß“. Vf. glaubt den psychologischen Augenblick feststellen zu können, in dem der prophetische Ehrgeiz wieder überwunden wird von dem Glauben an die Dichtung. Die Lyrik gewinnt nun wieder ihre innere Wahrheit, der Roman seine Vielseitigkeit, die Wissenschaft ihre Voraussetzungslosigkeit und die Kritik ihr einziges richtiges Maß: die Ehrfurcht vor der Leistung.

256. H a n k i s s, János: *Az írásmű szerkezete* (Struktur der Schriftwerke). In „Debreceni Szemle“. 1941. H. 2. S. 28—41.

Vf. erblickt im inneren Aufbau eines Schriftwerks den Ausdruck jener Bestrebung, Herr zu werden über dem Chaos, d. h. des Dranges zur Ordnung und Synthese, zu künstlerischer Festigkeit und Formung. Ohne bewußte Anordnung kann kein Kunstwerk entstehen, ja überhaupt kein geistiges Leben existieren, nicht einmal ein einziger Gedanke. Der Leser, der sich gegen die Durchführung struktureller Prinzipien verwahrt, sträubt sich nicht gegen den erwähnten Drang zur Ordnung, nur gegen die starre und einseitige Anwendung gewisser poetischer und rhetorischer Regeln. Nach der Unterscheidung einer bewußten und unbewußten strukturellen Anordnung der Dichtung geht Vf. zur eingehenden Erörterung einzelner Strukturprobleme über, und behandelt von diesem Gesichtspunkte aus das Lied, das Sonett, das längere lyrische und beschreibende Gedicht, das Epos, das Drama und den Roman. Schließlich bezeichnet er die Merkmale des klassischen und romantischen Bautyps: der erstere drängt zu einer klaren, offensichtlichen Anordnung, der letztere läßt nur die treibenden Kräfte ahnen, doch das mit umso größerer, zäherer Stärke. Obwohl die Konstruktion eines Dichtwerks intellektuelle Bemühungen erfordert, ist der innere Aufbau einer Dichtung dennoch eher Sache des Gefühls: niegesehene Zusammenhänge, ein Schimmer der letzten, ewigen Ordnung äußern sich in ihr.

257. H a n k i s s, János: *Irodalom és nemzeti jelleg* (Schrifttum und nationale Eigenart). In „Debreceni Szemle“. 1941. H. 8. S. 181—194.

Der nationale Gedanke entspringt dem Bewußtwerden des Lebenstriebes der nationalen Gemeinschaft. Demnach kann nicht nur an Beispielen der Taten oder Haltung die Art des zum Ausdruck kommenden Nationalgefühls gemessen werden, sondern auch an denen der Literatur. Es ist zu bedenken, daß das jeweilige Bildnis eines Volkes der Dichtung entstammt: wir alle stehen unter dem Einflusse vorwiegend literarischer Bilder. Ein wichtiger Beweisgrund, daß es eine ungarische Eigenart tatsächlich gibt, rührt von Fremden her, die entschieden darauf bestehen, daß die Ungarn anders sind als alle anderen Völker, und wenn sie gute Beobachter oder Künstler sind, können sie die charakteristischen Merkmale der ungarischen Art auch entsprechend schildern. Mit wissenschaftlichen Methoden wird es wahrscheinlich nie zu entscheiden sein, ob es eine zweifelsfrei feststellbare und für das ganze Ungartum einheitlich bezeichnende nationale Eigenart gibt oder nicht. Die Beweisführung wäre aber auch überflüssig: die Literatur, durch die unsere Eigenart uns bewußt wird, arbeitet von alters her an dem charakteristischen Bildnis des Ungarn, und dieser wäre mit der Zeit auch dann seinem Porträt ähnlich geworden, wenn es ursprünglich nicht treu gewesen wäre. Auf Grund dieser entscheidenden Tatsache dürfen wir unsere nationale Eigenart getrost so auffassen, wie sich diese in dem Schrifttum widerspiegelt. Bei der Charakteristik des ungarischen Wesens benützen unsere Dichter mit besonderer Vorliebe die Gegensätze. Die antithetisch zugespitzte Haltung bringt die gesteigerte Dynamik des Ungarn treffend zum Ausdruck. Vf. weist in den Werken der großen ungarischen Dichter einige dieser Gegensätze nach (Zärtlichkeit und Leidenschaft, stilles Wesen und rhetorisches Talent, selbstquälerische Gewissenserforschung und Lust zu unverantwortlich-wüstem Treiben, Nüchternheit und Phantasie, kindliche Unbefangenheit und Bewußtheit). Die genannten Merkmale kennzeichnen freilich nicht nur die ungarische Literatur, und die von unseren Dichtern angeführten „ungarischen“ Wesenszüge sind ebenfalls nicht nur für den Ungarn charakteristisch. Es sind Grundzüge seines Wesens; doch da erst die Art ihrer strukturellen Verbindung und das Verhältnis der einzelnen Elemente entscheidend ist, treffen die Künstler am ehesten, wie sie der unklaren, doch unbedingt bestehenden organischen Einheit der ungarischen Art — die sie an sich und ihren Mitbürgern erfahren haben — mit strukturellen Mitteln und dem richtigen Gefühl für Maß Ausdruck geben. Unsere größten Künstler suchten und fanden die charakteristischen Merkmale des ungarischen Wesens besonders in der Vergangenheit, also in der Zeit, dann auch in den gesellschaftlich-kulturellen Niederungen, d. h. im Volke. János Arany faßte sie in vollkommene Synthese: er erkannte die Zusammenhänge zwischen den zwei Flügeln des ungarischen Lebens, die Wesensgleichheit der in der führenden Schicht lebenden literarischen Tradition und der geistigen Schätze des Volkes.

258. H a n k i s s, János: *Irodalomszemlélet* (Literaturanschauung). In „Debreceni Szemle“. 1941. H. 10. S. 226—227.

Nachwort zu den in „Debreceni Szemle“ in einer Reihe von Artikeln erschienenen literarwissenschaftlichen Aufsätzen des Verfassers. Als eigent-

lichstes Ziel der Schriftenreihe wird die ehrfürchtige Pflege der traditionellen Werke und zugleich der Wunsch angegeben, den Reiz einer verfeinerten und tieferen psychologischen Schau in den Lesern wachzurufen.

259. H a n k i s s, János: *Stílusváltás az irodalomban* (Stilwechsel in der Literatur). In „Debreceni Szemle“. 1941. H. 4. S. 71—82.

Nachdem Vf. die Verschiedenheit des Stilwechsels in der Literatur und den bildenden Künsten skizziert hatte, untersucht er die Ursachen des literarischen Stilwechsels. Die hauptsächlichste Ursache liegt in dem Instinkt des Wechsels selbst, in der Sehnsucht nach dem *Anderen*. Darin liegt ein negatives Moment verborgen: das Alte ermüdet uns. Das Positive dagegen ist die Vermittlung gewisser Traditionen. Der gesteigerten Tätigkeit des Instinktes für den Wechsel wird auch durch äußere Umstände (geistige Einflüsse, gesellschaftliche Veränderungen) Vorschub geleistet. Oft nimmt der Wechsel nicht die Gestalt einer Revolution an, sondern vielmehr die der Reaktion: den Sentimentalismus des XVIII. Jahrhunderts erweckt Petrarca wieder zum Leben, die Romantik bereitet dagegen eine Renaissance Shakespeares vor. Durch die zeitgemäße Umwertung der wiederkehrenden Einflüsse und den unentbehrlichen Großen gelangen wir zur Frage der ewigen Stile. Es gab immer Forscher, die der menschlichen Sehnsucht, den angeblichen Rhythmus der Entwicklung ganz einfach und bestimmt zu gestalten (vgl.: Klassik-Romantik usw.), nicht widerstehen konnten. Mehrere unter ihnen bestimmen sogar die Reihenfolge der grundlegenden Stilarten (Frankl, Valéry). Diese vielen Hypothesen sprechen dafür, daß der Stilwechsel von der Mehrzahl der Forscher als Reaktion aufgefaßt wird, eine Reaktion, die unter jeden Umständen eintreten muß. Der Wechsel geht jedoch nicht auf einmal vor sich, der alte Stil lebt lange Zeit mit dem neuen zusammen. Um sich mit der Tatsache der wirklich vorhandenen Kontinuität einigermassen zu versöhnen, sprechen die, die für die Stilperioden sind, den Übergangsperioden eine immer größere Bedeutung zu (vgl. die „Prä-Epochen“, die in der deutschen wissenschaftlichen Literatur vorkommenden „Vor-“, „Früh-“ und „Nach-“ Epochen). Im Interesse der genaueren Bestimmung des literarischen Zeitstils wäre jedenfalls das Ordnen des sprachlichen Stils die erste Aufgabe. Zugleich müßte die zeitgemäße und wissenschaftliche Einteilung der Grundformeln des Gegenstandes, der Motive, der Märchensymbole und der Stimmung durchgeführt werden. Solange diese Arbeit im Gange ist, verlangt die Beschäftigung mit den Zeitstilen die größte Vorsicht. So sehr wir uns auch von der Rolle des Zeitstils vergewissern mögen, dürfen wir nie vergessen, daß die wichtigste Wirklichkeit der Literatur immer der individuelle Stil bleibt.

260. H a r a s z t h y, Gyula: *Néhány szó a mai regényről* (Einige Worte über den heutigen Roman). In „Diárium“. 1941. H. 1. S. 3—4.

261. H e y b e y, Wolfgang: *Az irodalomtudomány állása a mai Németországban* (Stand der Literaturwissenschaft im heutigen Deutschland). In „Debreceni Szemle“. 1941. H. 4. S. 83—88.

Das dritte Reich zeigt auch auf dem Gebiete der Literaturwissenschaft eine tiefgehende Wandlung. Aus dem Tempel der Dichtung und Literaturwissenschaft wurde die ersetzende, vorwiegend jüdische Geistesart gänz-

lich verbannt. A. Bartels hatte bereits zur Zeit der Jahrhundertwende auf die Gefahren der jüdischen Art für das deutsche Schrifttum hingewiesen und zugleich die völkische Gemeinschaft als Quelle der wahren Dichtung bezeichnet. Es lag nicht nur an der politischen Lage, daß der völkische Gedanke ganz bis zu den letzten Jahren nicht durchdringen konnte: auch die innere Entwicklung der Literaturwissenschaft trägt daran Schuld. Der nach Belegen fahndende Philologismus und Positivismus wurde zwar von der geistesgeschichtlichen Richtung abgelöst, doch diese zeichnete vom Menschen ein einseitiges geistiges Bild: da der Hintergrund der völkischen Gesamtheit fehlte, erschien er um vieles einsamer, als er in der Wirklichkeit ist. Der literargeschichtlichen Anthropologie (H. Kindermann) gereicht es zum Verdienst, den Menschen aus dieser Isolierung befreit und in die völkische und rassische Wirklichkeit zurückversetzt zu haben. Gegen die Übertreibungen des Ästhetizismus der ideengeschichtlichen Richtung erhob K. J. Obenauer Einspruch und wies darauf hin, daß auch die Kunst und Dichtung, wie jedes menschliche Leben, im Volke wurzeln. Demnach muß die Literaturgeschichte — ohne die wertvollen Ergebnisse des Philologismus oder der Ideengeschichte aufzugeben — zur „volkhaften Lebenswissenschaft“ werden, und nicht nur das Schrifttum der Gegenwart, sondern auch die ganze Vergangenheit im Lichte des Gemeinschaftsgedankens betrachten. Neben den einzelnen nationalen Literaturgeschichten muß freilich auch weiterhin die allgemeine Literaturwissenschaft als Methodik betrieben werden.

262. H u b a y, Miklós: *A megváltó mutatóvány* (Die erlösende Kraft der Schaustellung). In „Magyar Csillag“. 1941. H. 3. S. 184—189.

Vf. bringt neue Gedanken über das Drama. Die Handlung allein genügt nicht, das dramatische Werk zu einem wirklichen Drama zu gestalten: nur eine erlösende Tat kann dies vollbringen. Demnach muß das Drama zur erlösenden Schaustellung werden; Vf. beleuchtet diese Behauptung mit einigen Beispielen.

263. K a s s á k, Lajos: „*Munkásirodalom*“ („Arbeiterliteratur“). In „Kelet Népe“. 1941. H. 8. S. 5—6.

Verfasser — der aus einem Arbeiter zu einem bekannten Romanschriftsteller geworden ist — verneint die Daseinsberechtigung einer Arbeiterliteratur für sich, ja die einer klassenmäßig bedingten Literatur überhaupt. Sein Prinzip lautet: „Ihr sollt keine Literatur für den Proleten verlangen, sondern umgekehrt: ihr sollt dem Proleten zur Literatur verhelfen“.

264. K e r e c s é n y i, Dezső: *Irodalomtörténeti jelenségek* (Literaturgeschichtliche Symptome). In „Magyar Csillag“. 1941. H. 3. S. 192—198.

Die Literaturgeschichtsschreibung wurde in jüngster Zeit von mehreren auf die Anklagebank gesetzt. Man sagt, sie habe solche wissenschaftliche Tatsachen zu Werten und Tradition erhoben, die diese Erhebung

nicht verdient hätten, andererseits habe sie alles das der Vergessenheit anheimgegeben, was zu einer lebenspendenden Tradition hätte werden müssen. Mit einem Wort: sie habe uns unserer Vergangenheit beraubt. Deswegen wandte sich die Jugend von der Wissenschaft ab (wie der Vorwurf lautet) oder, besser gesagt, lernt sie auch die Wissenschaft von den Schriftstellern. Was kann die Ursache dieser Erscheinung sein? Verf.-s Meinung nach ist unser Zeitalter ein bischen „kindisch“ (Huizinga gebraucht den Ausdruck „Puerilismus“) und weist zugleich die Züge der Massenversammlungen auf; Rasse, Nation, Gesellschaft, Kollektivität sind die Kategorien, die unsere zeitgemähesten Gedanken lenken. Dem heutigen Menschen kann aber der Schriftsteller größere Gewißeheiten bieten als der Wissenschaftler. Jener hat nämlich keine Bedenken, die die Wahrscheinlichkeit, die Hypothese oder die Methode betreffen. Der heutige Schriftsteller bietet nicht nur den Suchern der Teilwahrheiten eine größere Sicherheit, sondern auch denen, die nach einer mehr synthetischen Schau streben. Die Literaturgeschichte — die nach der Formulierung von János Horváth nichts anderes ist, als das Organ der nationalen Selbsterkenntnis — ist von starken stimmungsmäßigen Elementen erfüllt, sie nahm nicht selten auch eine ausländische Hilfe an. Die Literaturgeschichte wurde auf diese Weise zuerst zu einer ungarischen Schicksalswissenschaft, dann aber zu einer Hilfswissenschaft der einmal zu schaffenden umfassenden Hungarologie. Durch diese neue Rolle erhielt sie eine schwere Aufgabe: auf die uns heute beschäftigenden Fragen möchten wir von ihr Antwort erhalten und zugleich erwarten wir von ihr die Festigung unseres nationalen Bewußtseins, auch die Bewahrheitung unserer gemeinschaftlichen Bestrebungen und unserer Wünsche nach zeitgemäßen Reformen. Im allgemeinen werden die gegenwärtigen praktischen und theoretischen Bestrebungen einiger Literaturwissenschaftler durch eine romantisch gefärbte Widerspiegelung romantischer Träume gekennzeichnet: diese berührt die schriftstellerische Literaturbetrachtung in nicht nur einem Punkte.

265. Kerecsényi Dezső: *Régi és új a magyar szellemi életben.* (Der Kampf zwischen Altem und Neuem im ungarischen Geistesleben.) In „Debreceni Szemle“. 1941. H. 2. S. 21—27.

Im ungarischen Geistesleben wirkt die Vergangenheit als eine ständige Triebkraft mit. Die tiefste Ursache dieses ehrfürchtigen Kults der ruhmvollen ungarischen Vergangenheit ist die hinter Ruhe und Nüchternheit sich verbergende Unzufriedenheit mit der Welt und vor allem mit sich selbst. Die Verwirklichung aller Größe und Vollkommenheit wird immer wieder in ihr erblickt, sie erscheint als die Lösung der eigenen Existenzfrage. Andererseits bricht der Wunsch nach einer Umgestaltung plötzlich und ungeduldig aus der Tiefe hervor. Die Gefahr des Zuspätkommens drängt, erinnert aber auch an die Vergänglichkeit: eilt man nicht den Voranschreitenden nach, ist das Leben selbst bedroht. Dem Geist der Neuerung setzt sich freilich auch Widerstand entgegen, das Neue wird als etwas Fremdes, Wurzelloses, somit für Ungarn Gefährliches dahingestellt, wogegen die als echt ungarisch verehrte Vergangenheit zu Hilfe gerufen und verherrlicht wird. Mit der Zeit kann dennoch ein Ausgleich erreicht werden: die Neuerer finden ihre Ahnen. — Vf. beleuchtet die vorgelegten grundsätzlichen Ausführungen vorwiegend mit literarischen Beispielen.

266. Keresztúry, Dezső: *Színikritikus a színikritikáról* (Ein Theaterkritiker über die Theaterkritik). In „Magyar Csillag“, 1941. H. 2. S. 107–111.

Bühne und Publikum finden sich heutzutage meist ohne Vermittlung und Kontrolle der Kritik. Daß der Verfall unseres Theaterlebens von Jahr zu Jahr unaufhaltsamer vorschreitet, ist — gewiß nicht in letzter Reihe — Schuld der Theaterkritik. Vf., der sich selbst auf diesem Gebiete betätigt, beleuchtet an Hand der Zeitungskritiken über die Aufführung des Dramas Henrik IV. von Pirandello die auffallend schweren Fehler und Mängel, sowie die Oberflächlichkeit der heutigen Theaterkritik.

267. Koczogh, Ákos: *Irodalomtudományunk új feladatai* (Die neuen Aufgaben unserer Literaturwissenschaft). In „Magyar Élet“. 1941. H. 2. S. 2–7.

Vf. faßt einleitend die literaturgeschichtlichen Erscheinungen zusammen, welche unter den Begriff der Geistesgeschichte fallen; er stellt die Hauptzüge der Literaturtheorie von János Horváth dar und weist darauf hin, daß die Jugend sich in der „offiziellen“ Wissenschaft getäuscht hat. Die literarische Erziehung ist aus den Händen der Wissenschaftler in die Hände der Schriftsteller übergegangen. Die bisherige Rolle der Wissenschaft ist unsicher geworden, die friedlichen, ruhigen und ungestörten Jahre des Historismus für sich sind vorbei. Auch die Literaturwissenschaft ist zu einer persönlichen Angelegenheit, zu einem Suchen geworden. Die Form, in der diese Haltung sich äußert, ist der Essay, in dem die Bedeutung der Persönlichkeit des Verfassers und nicht die des Gegenstandes in den Vordergrund tritt. Was kann die zukünftige Aufgabe der Literaturwissenschaft sein? Keinesfalls eine Reaktion, d. h. ein Umgehen des Erbes der Vergangenheit. Sie muß auf der Tradition fußen, doch müssen die neuen Begriffe auch einen neuen Sinn erhalten. Der ausschlaggebende Gesichtspunkt ist dieser: die Literaturwissenschaft ist in erster Linie für die Literatur da, sie kann also nichts anderem untergeordnet werden. Die von der Ideengeschichte gutwillig in den Mittelpunkt gestellte Religion findet man indessen nicht in dem Inhalt, sondern in der Form und in der Haltung. Die Literaturanschauung wird das Leben der Erscheinungen in einem Nebeneinander behandeln, das der ungarischen Logik entspricht, und die Literaturgeschichte die nebeneinander lebenden kleinen Autonomien darstellen; diese Methode hat mit den sogenannten Dichterportraits die meiste Ähnlichkeit. Rein faktisch ist die intensive Pflege der vergleichenden Literaturwissenschaft am wichtigsten, doch muß sich diese nunmehr vom Westen abwenden und den Osten, vor allem aber Mitteleuropa in den Brennpunkt ihres Interesses stellen.

268. Kósa, János: *Irodalom és konjunktúra* (Literatur und Konjunktur). In „Diárium“. 1941. H. 9. S. 226–228.

Groß ist die Lebhaftigkeit in den Auslagen der Buchhandlungen, das Interesse des Publikums für die Literatur nimmt in einer erfreulichen Weise zu, doch scheint es, als ob die Leser die Tradition nicht mehr würdigen würden. Die Konjunktur ist geneigt die Anforderungen zu mindern, ihre größte Gefahr liegt jedoch darin, daß sie das Gedächtnis der Leser verkürzt.

269. Lovass, Gyula: *A regény válsága* (Die Krise des Romans). In „Magyar Szemle“. Bd. 41 (1941). H. 2. S. 111—116.

Vf. vertritt die Meinung, daß die Romanliteratur der allernächsten Zukunft bestrebt sein wird, sich den sozialen und gemeinschaftlichen Forderungen anzupassen. Doch kann aus ihm nur in dem Falle ein „großer“ Roman werden, wenn die Technik der Darstellung und auch ihre Methoden sich auf gleicher Höhe mit diesem neuen Begriff des Romans befinden werden.

270. Lukács, Gáspár: *A „nagy regény“* (Der Roman „großen Formats“). In „Diárium“, 1941. H. 2. S. 25—27.

271. Makay, Gusztáv: *Kor és irodalom* (Zeitalter und Literatur). In „Sorsunk“. 1941. H. 1—2. S. 123—136.

Wir leben in einer Epoche der Krisen, die sich auch auf dem Gebiet der Literatur zeigen. Die theoretischen Ursachen dieser Erscheinung können folgendermaßen zusammengefaßt werden: der Geist, der Gedanke, die Schönheit werden in unserem Zeitalter immer mehr zu einem Luxus, da wir ständig von drohenden Katastrophen umgeben sind. Parallel damit ist auch die Blütezeit der Persönlichkeit und der Subjektivität untergegangen. Vf. überblickt nach den theoretischen Feststellungen die Lage der heutigen ungarischen Lyrik, die des Romans, des Dramas und überhaupt des gesamten literarischen Lebens und weist überall auf die gegenseitigen Beziehungen zwischen der Epoche und der Literatur hin.

272. Nagypál, István: *Ponyva és irodalom*. (Literatur und Schundliteratur). In „Nyugat“. 1941. H. 6. S. 448—454.

Die Schundliteratur der Großstädte hat heute schon ihre ausgeprägten Gattungen, ihre eigenen inneren Gesetze und strenge poetische und stilistische Regeln. Ihre „Vorschriften“ für Form und Gattung sind viel starrer als die der hohen Literatur. Die zwei wichtigsten Arten der Schundromane sind der Abenteuerroman und der Kriminalroman. Vf. beleuchtet ihre „poetischen“ Regeln und die erforderten Merkmale ihrer Gattung. Ein gemeinsamer Zug beider Arten ist die Irrealität; selbst die scheinbar realen Kriminalromane spielen eigentlich im Reich der abstrakten Logik. Formell geschlossen, kennen diese Romane überhaupt keine Neuerungen, auch keine Probleme; eines der wichtigsten Merkmale der hohen Literatur: der Stil, fehlt gänzlich bei ihnen. Nur die Handlung zählt, die Erzählung gar nichts. Sie stellen ein Ersatzmittel für die echte Literatur dar.

273. Németh, László: *Egy műfaj haldoklása* (Der Todeskampf einer literarischen Gattung). In „Magyar Élet“. 1941. H. 4. S. 10—14.

Die Kunstkritik liegt im Sterben; in der reinsten Absicht vermutet jeder einen „Angriff“ oder sieht das Interesse einer Clique darin. Eine Stütze suchen oder untergehen: das ist heute die Wahl des Dichters. Das Schicksal der Kunstkritik ist dagegen: die Epoche durch Schweigen zu beurteilen.

274. Nógrády, László: *Felvonulás az erotika védelmében*. (Äusserungen zur Verteidigung der Erotik). In „Magyar Kultura“. H. 9. S. 150—152.

Vf. weist ein ungarisches Theaterblatt höchst energisch zurecht, das seine Spalten einer Reihe von Äußerungen, die für das Recht der Erotik eintreten, geöffnet hat.

275. Rónay, György: *Forradalom vagy klasszicizmus? (Jegyzetek a regényről)*. (Umbruch oder Klassizismus? Bemerkungen über den Roman.) In „Nyugat“ 1941. H. 5. S. 211—214.

Vf. behandelt einige grundsätzliche Probleme der Romanliteratur der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit. Da das Verhältnis zwischen Literatur und Wirklichkeit eine tiefgehende Wandlung erfahren hat, mußten — beinahe gesetzmäßig — auch die Wesensmerkmale und die Ästhetik des Romans sich grundlegend ändern. Nunmehr ist nicht die Handlung das wichtigste, sondern über diese hinaus das ahnungsvolle Ergreifen der ewigen Wesenheiten des Lebens. Im allgemeinen Bewußtsein, ja selbst in einem Teil der Kritik wird freilich noch immer mit den Maßstäben des realistischen Romans gemessen, das breite Publikum aber vertieft sich in die viele hundert Seiten umfassenden Produkte der Cronin-schen und Bromfield-schen Scheinliteratur.

276. Rónay, György: *Globális történelemszemlélet* (Globale Geschichtsbetrachtung). In „Magyar Kultura“. 1941. H. 7. S. 112—114.

Vf. untersucht die heutige Literaturbetrachtung und greift die mythisierende Tendenz an, die auch sonst leicht dazu geneigt sei, schnelle und unverantwortliche Urteile über Menschen und Epochen zu fällen. Als ob die Umgestaltung unserer Geschichtsbetrachtung ihren Anfang genommen hätte, die danach strebt, aus der Reihe unserer nationalen Werte alles auszuschließen, was nicht bäuerlicher Herkunft ist, oder aber trotz seiner bäuerlichen Herkunft eine Bildung zeigt. Die Mythen sind jedoch vergänglich, man kann nur auf Wahrheiten bauen.

277. Sándor, István: *A költő és a mennyország* (Der Dichter und das Himmelreich). In „Katolikus Szemle“. 1941. H. 10. S. 353—363.

Nach Vf. ist die Untersuchung der mythischen Elemente der Literatur heute große Mode geworden. Die Beziehungen der am tiefsten eingewurzelten metaphysischen Überlieferung, des Christentums zur Literatur werden jedoch kaum berührt. Daher wirft Vf. die Frage auf, wie die neueren ungarischen Dichter das Jenseits, das Reich Gottes, sähen. Die dichterische Schau und Bildschaffung kleiden zwar das Himmelreich in bunte Farben, doch kann man auf es, als auf ein stets angestrebtes Ziel, nicht verzichten. Es kommt auch in der heutigen Literatur sehr oft vor, sei es als ewige Sehnsucht der Seele, sei es als dichterisches Bild, das den Dichter anzieht.

278. Senczi, Mihály: *Uj utakon a magyar kritika?* (Die ungarische Kritik — auf neuen Wegen?) In „Magyar Kultura“. 1941. H. 6. S. 86—87.

Warnung an die Kritiker wegen der bemerkbaren Entartung der Kritiken.

279. Tóth, Béla: *A regény válsága* (Krise des Romans). In „Diárium“, 1941. H. 2. S. 27–29.
280. Városi, István: *Író elmélkedők és elmélkedő írók* (Dichterische Philosophen und philosophische Dichter). In „Magyar Kultúra“. 1941. H. 8. S. 133–135.
281. Városi, István: *Törvény és író* (Gesetz und Dichter). In „Magyar Kultúra“. 1941. H. 1. S. 4–5.

Das moralische Gesetz kennt keine Ausnahme: auch der Dichter ist als Mensch in der unveränderlichen Welt der moralischen Ordnungen und Gesetze verankert.

282. Veres, Péter: *Feljegyzések a mai magyar munkásirodalomról* (Aufzeichnungen über die heutige ungarische Arbeiterliteratur). In „Kelet Népe“. 1941. H. 2. S. 11–13.

Heute gibt es noch keine anspruchsvolle Arbeiterliteratur in Ungarn. Die Zeit der Agitatorenliteratur ist abgelaufen, doch wurde an ihrer Stelle die realistische Arbeiterliteratur noch nicht geboren. Die Spuren weisen zur Zeit noch immer auf die Bauernliteratur. Der Weg, der in die Zukunft führt, ist jedoch dieser: die Arbeiterliteratur und die Bauernliteratur vereinigen sich in einer großen Synthese und erheben sich auf ein allgemeines menschliches Niveau.

283. Veres, Péter: *Jegyzetek az író lélektanához* (Notizen zur Psychologie des Schriftstellers). In „Magyar Élet“. 1941. H. 1. S. 7–11.
284. Veres, Péter: *Van-e hát munkásirodalom?* (Gibt es nun eine Arbeiterdichtung oder gibt es keine?). In „Kelet Népe“. 1941. H. 8. S. 6–7.

Auseinandersetzung mit Lajos Kassák.

285. Voinovich, Géza: *A tömeg-irodalomról* (Die Literatur der Masse). In „Budapesti Szemle“. Bd. 260 (1941). S. 183–186.

Die Literatur der Kriegzeiten zeigt im allgemeinen unklare, wirre Züge. Obwohl die literarische „Produktion“ quantitativ gar reichlich ist, entsteht dennoch — ohne Wettbewerb und wertendem Vergleich — nur eine Literatur für die breite Masse, kennzeichnet durch einen schalen Realismus. Als wirksamstes Mittel der Unterhaltung wird der Spaß verwendet. An einer tieferen Deutung seelischer Probleme fehlt das Interesse, das Publikum fürchtet sich geradezu vor dem Gedanklichen, vor ernsten oder gar traurigen Büchern. Der Schriftsteller sieht sich genötigt, der Geschmacksrichtung des Publikums Rechnung zu tragen; der Verleger, das Theater will ebenfalls leben, das Gewerbe befiehlt also und zwingt den Dichter mitzuhalten. Könnte etwa der Kritiker Einspruch erheben? Er muß es zur Kenntnis nehmen, daß die Kunst nach Brot geht: gegenüber den prosaischen Notwendigkeiten des Lebens wäre es zwecklos, sich auf literarische Prinzipien versteifen zu wollen. Alldies bezieht sich nur auf die Massenliteratur, die ja eigentlich bloß ein Ersatz für die wahre Dichtung ist.

B.) Bibliographie, Bibliothekswissenschaft.

286. **Benedek, András:** *Szekelyföldi könyvtárak* (Büchereien im Szekler Lande). In „Magyar Szemle“. Bd. 40 (1941). H. 4. S. 247—252.

Nach der Rückgliederung des Szeklerlandes versah das Generalinspektorat der öffentlichen Sammlungen im Rahmen einer großzügigen Bücheraktion die ungarischen öffentlichen Bibliotheken des rückgegliederten Gebietes mit den zwischen 1918—1940 erschienenen ungarischen Büchern. Als Mitwirkender an diesem Unternehmen hatte Vf. Gelegenheit die Büchereien des Szeklerlandes der Reihe nach zu besuchen und berichtet nun über ihre Lage.

287. **Berkovits, Ilona:** *Az esztergomi Ulászló-Graduale* (Das Graner Wladislaus-Graduale). In „Magyar Könyvszemle“. 1941. H. 4. S. 342—353. Deutscher Auszug.

Unter Wladislaus II., dem Nachfolger des Königs Matthias, wurde die Bibliotheca Corvina nicht mehr vergrößert, wenn auch die allgemeinen Behauptungen über ihren Zerfall zweifelsohne übertrieben sind. Unter seiner Herrschaft, da er weder das Lateinische noch das Ungarische beherrschte, brachen die Beziehungen zu den italienischen Humanisten ab. Da er zugleich König von Polen und Böhmen war, wurde Buda (Ofen) zum Mittelpunkt der böhmischen Hofhaltung gemacht. Die böhmischen Humanisten verkehrten oft in Buda, ohne jedoch eine Wirkung auf das ungarische geistige Leben auszuüben. Wladislaus umgab sich nicht nur in seiner Hofhaltung mit Böhmen, auch die böhmische Kunst wurde von ihm unterstützt. Bis jetzt wissen wir von zwei solchen Arbeiten, die — von ihm in Böhmen bestellt — ungarische Beziehungen haben: 1497 bestellte er den Adelsbrief László Kubinyis, 1509 den András Muronyi Weér's. Letzterer ist besonders prunkvoll; er wurde vom Miniator Janiček Zmílely verfertigt, von dem auch die Miniaturen eines Graduale der Graner Erzbischöflichen Bibliothek stammen. Der Buchschmuck des Graner Graduale ist ausserordentlich reich; wir finden im Kodex 16 Randverzierungen.

288. **Biró, Vencel:** *Gróf Batthyány Ignác. 1741—1798. Emlékezés születésének kétszázéves évfordulóján* (Graf Ignác von Batthyány. 1741—1798. Zum Andenken seines 200. Geburtstages). In „Erdélyi Múzeum“. Bd. 46 (1941). H. 1—2. S. 7—19.

Graf Ignác Batthyány, der römisch-katholische Bischof Siebenbürgens, hat die nach ihm benannte Bibliothek zu Gyulafehérvár gegründet. Die größte Zierde der Bibliothek ist der Codex aureus, ein Evangelium aus dem IX. Jahrhundert. Die Handschriftensammlung besteht aus ungefähr 800 Bänden, deren Drittel aus der Zeit vor 1526 stammt. Die Bibliothek bewahrt viele Seltenheiten, einige ungarische Sprachdenkmäler und Inkunabeln. Der Bischof hat auch die schönen Klassikerausgaben mit großem Eifer gesammelt. Das alte ungarische Material ist ebenfalls ausgezeichnet. Die Bedeutung der Bibliothek wurde dadurch erhöht, daß Batthyány sie auch dem großen Publikum öffnete.

289. B u c s a y, Mihály: *A jénai magyar könyvtár* (Die ungarische Bibliothek zu Jena). In „Magyar Könyvszemle“. 1941. H. 3. S. 278—283. Deutscher Auszug.

Die ungarische Bibliothek in Jena („Bibliotheca Hungarorum“) sollte die Ansprüche der in Jena studierenden ungarischen Studenten erfüllen. Die wurde im Jahre 1857 gegründet und besaß an die 2000 Bände. Besonders reich war darin die ungarische Literatur der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts vertreten. Geschenk-Widmungen befinden sich in den Büchern nicht, wahrscheinlich wurden sie also von den ungarischen Studenten in Jena gekauft.

290. D e z s é n y i, Béla: *Kovacsóczy Mihály és az első magyar napilap terve* (M. Kovacsóczy und der Plan des ersten ungarischen Tageblattes). In „Irodalomtörténet“. 1941. H. 3. S. 105—110.

291. D e z s é n y i, Béla: *Magyar hivatalos közlöny százéves terve* (Ein hundertjähriger Plan für die Herausgabe eines ungarischen amtlichen Blattes). In „Magyar Könyvszemle“. 1941. H. 3. S. 289—292

292. F i t z, József: *Mit olvasunk?* (Was lesen wir?). In „Sorsunk“. 1941 H. 3. S. 200—207.

Vf. weist an Hand von Bibliotheksstatistiken darauf hin, daß — infolge der geschichtlichen Ereignisse — sich das Publikum für immer wieder andere Gruppen von Büchern interessiert. Doch spielen bei der Wahl der Lektüre nicht nur die Außenwelt und ihre Ereignisse eine große Rolle, sondern auch das Alter des Lesers. (Da ist z. B. das große Robinson-Erlebnis der Kindheit.) Bei der Wahl und der Wirkung der Lektüre spielt das nationale Temperament des Lesers auch eine wichtige Rolle. Daraus entspringt z. B. das äußerst lebhafteste Interesse des ungarischen Publikums für die französische Literatur: dies ist nicht so sehr die Wirkung der lateinischen Schulbildung als vielmehr die Folge des ähnlichen Temperaments der beiden Völker, die sich im Geschmack kundigt.

293. G á r d o n y i, Albert: *A Pressburger Zeitung megindítása* (Der Beginn der „Preßburger Zeitung“). In „Magyar Könyvszemle“. 1941. H. 2. S. 121—131. Deutscher Auszug.

Verlegt von Mihály Landerer, erschien die wöchentlich zweimal erscheinende „Preßburger Zeitung“ am 14. Juli 1764 zum ersten Mal. Verfasser bringt Daten über die Herausgabe und Redaktion des Blattes.

294. G á r d o n y i, Albert: *A XVIII. század legkeresettebb könyve* (Das gesuchteste Buch des XVIII. Jahrhunderts). In „Magyar Könyvszemle“. 1941. H. 3. S. 232—244. Deutscher Auszug.

Das gesuchteste Buch des XVIII. Jahrhunderts war der Kalender. Am Anfang des Jahrhunderts ist die bis dahin freie Verlegung der Kalender zu einem Privileg erklärt worden, man beschäftigte sich sogar mit dem Gedanken, daraus ein Monopol zu machen. Aus einer Zusammenstellung, die zugleich mit diesem Versuch verfertigt wurde, erfahren wir, daß die Anzahl der Kalender, die um 1775 in Ungarn hergestellt wurden, min-

destens auf 70,000 anzusetzen ist. In dieser Zahl sind die in Siebenbürgen erschienenen Kalender noch nicht einmal enthalten. Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts vergrößerte sich der Leserkreis der Kalender immer mehr; die Nachrichtenrubrik und der medizinische und wirtschaftliche Teil waren besonders beliebt.

295. Gárdonyi, Albert: *Karai László és Hess András Budán.* (László Karai und András Hess zu Ofen). In „Magyar Könyvszemle“. 1941. H. 4. S. 332—341. Deutscher Auszug.

Verfasser veröffentlicht Daten über den letzten Lebensabschnitt A. Hess', des ältesten ungarischen Buchdruckers und klärt sein Verhältnis zum Probst L. Karai, der die Buchdruckerkunst in Ungarn eingeführt hat.

296. Haraszthy, Gyula: *Az erdélyi könyvakió* (Ungarische Bücher für Siebenbürgen). In „Magyar Könyvszemle“. 1941. H. 4. S. 313—331. Deutscher Auszug.

September 1940 wurden die infolge des Trianoner Friedensvertrages vom Mutterlande abgetrennten ostungarischen Gebiete und der nördliche Teil Siebenbürgens durch den Wiener Schiedsspruch an Ungarn zurückgegliedert. Da 22 Jahre die rumänische Zensur die Einfuhr ungarischer Druckwerke in die obengenannten Gebiete verweigerte, wurde es eine dringende Notwendigkeit die in Rumpfungarn erschienene Literatur der letzten 2 Jahrzehnte für Siebenbürgen zu beschaffen, um somit Siebenbürgens Einschaltung in das ungarische Geistesleben verwirklichen zu können. Deswegen richtete Kultusminister Bálint Hóman an die ungarischen Verleger, wissenschaftlichen Gesellschaften, öffentlichen Institute und an das Publikum einen Aufruf, den Bibliotheken Siebenbürgens mit Geschenken von Büchern beizustehen. Mit der Organisation und Leitung der Bücheraktion wurde Iván Pasteiner, Generaldirektor der Budapester Universitätsbibliothek und Generalinspektor der öffentlichen Sammlungen, beauftragt und es wurde zugleich eine besondere Abteilung für Siebenbürgen beim Generalinspektorat aufgestellt. Die Abteilung für Siebenbürgen begann ihre Tätigkeit den 15. Sept. 1940 und beendete dieselbe den 30. Juni 1941. Während dieser Zeit wurden 189.028 Bände gesammelt und an Siebenbürgen versendet. Davon waren 54.788 Bände Geschenke von Verlegern, 86.963 Bände von wissenschaftlichen Gesellschaften und öffentlichen Instituten und 47.277 Bände von Privatpersonen. Bei der Verteilung der gesammelten Bücher waren zwei Gesichtspunkte maßgebend. Erstens, daß jeder Ort, wo eine Bibliothek vorhanden war, beteiligt werde und zweitens, daß Charakter und Zahl der zugesandten Bücher mit der Größe und dem Bedürfnis des Lesekreises der einzelnen Bibliotheken in Einklang stehe. Es wurden die 189.028 Bände unter 207 Bibliotheken verteilt. Die meisten Bücher erhielt die Stadt Kolozsvár: 48.685 Bände, wovon 33.451 Bände der Franz Josef Universität zukamen. Die kleinste Gabe bestand aus 108 Bänden. Die systematische Lösung der Arbeit machte beim Oberinspektorat die Aufstellung dreier Kataloge notwendig: 1. ein alphabetischer Katalog der Bücher mit Anmerkung der beschenkten Bibliotheken; 2. ein alphabetischer Katalog der beschenkten Bibliotheken mit einem Verzeichnis der Buchgeschenke; 3. Namensverzeichnis der Geschenkgeber. Es ist ohne Frage, daß trotz größter Bemühungen alle

Lücken in den Beständen der Bibliotheken nicht vollkommen beseitigt wurden, aber die Grundlagen wurden doch dazu gelegt, um Siebenbürgen wieder in das Geistesleben Ungarns einschalten zu können.

297. Harsányi, András: *A beregi református egyházmegye könyvtára* (Die Bibliothek der reformierten Kirche in Bereg). In „Magyar Könyvszemle“. 1941. H. 3. S. 245—269. Deutscher Auszug.

Verfasser weist darauf hin, daß die Kulturgeschichte die Bibliotheken der reformierten Kirche bis jetzt noch nicht zu würdigen wußte. Er beschreibt eingehend Vergangenheit und Gegenwart der Bibliothek der reformierten Kirche im Komitat Bereg. Unter den heute vorhandenen 1350 Bänden gibt es ungefähr 60 wertvolle, alte ungarische Bücher.

298. Jancsó, Elemér: *A magyar tudomány erdélyi feladatai* (Die Aufgaben der ungarischen Wissenschaft in Siebenbürgen). In „Láthatár“. 1941. H. 9. S. 228—230.

Verfasser macht auf die große Bedeutung der Aufgaben aufmerksam, die der Franz-Joseph-Universität von Kolozsvár, dem Siebenbürgischen Museum-Verein und dem Siebenbürgischen Wissenschaftlichen Institut obliegen.

299. Kertész, János: *A bukovinai székelyek és moldvai csángók irodalma* (Die Literatur der Buchenland-Szekler und der Moldauer Csángós). In „Láthatár“. 1941. H. 2. S. 28—32.

Bibliographische Zusammenstellung.

300. Kertész, János: *A külföldi magyarság irodalma* (Schrifttum über das ausländische Ungartum). In „Láthatár“, 1941. H. 4. S. 81—90.

Bibliographische Zusammenstellung des Schrifttums über das außerhalb der geschichtlichen Grenzen siedelnde Ungartum.

301. Kniewald, Károly: *Esztergomi Benedictionale (XI. század)* (Das Graner Benedictionale. XI. Jh.). In „Magyar Könyvszemle“, 1941. H. 3. S. 213—231. Deutscher Auszug.

Bei Gründung des Bistums Agram im Jahre 1094 gelangten drei ungarische Liturgiebücher nach Agram; alle drei werden heute noch in der Agramer erzbischöflichen Bibliothek aufbewahrt. Eines von ihnen ist das Graner Benedictionale, das Verfasser in seinem Artikel ausführlich beschreibt.

302. Kniewald, Károly: *Hartwick győri püspök Agenda Pontificalis-a* (Die Agenda Pontificalis des Raaber Bischofs Hartwick). In „Magyar Könyvszemle“. 1941. H. 1. S. 1—21. Deutscher Auszug.

Vf. schreibt über eine Handschrift der Agramer Universitätsbibliothek (Sign.: M R 126) und erbringt den Beweis, daß diese eine kirchenfürstliche Agenda ist, gefertigt im Laufe des XI. Jahrhunderts für den Raaber Bischof Hartwick. Dies ist Ungarns drittältestes Liturgiebuch, doch übertrifft es durch die Bedeutung seines Inhalts seine Vorgänger.

303. K ó s a, János: *A Neuer Kurier története* (Geschichte des „Neuen Kuriers“). In „Magyar Könyvszemle“, 1941. H. 2. S. 150—166. Deutscher Auszug.

Vf. skizziert die Geschichte des in den Jahren 1788—1799 in Pest erschienenen *Neuen Kuriers aus Ungarn von Kriegs- und Staatsachen*, gibt die Biographie des ersten Redakteurs Hieronymus Moll, und charakterisiert seine politische Auffassung, sowie seine literarischen Bestrebungen, auch die Tätigkeit der späteren Redakteure.

304. K r i s t ó f, György: *Az abszolútizmus korának erdélyi magyar hírlapirodalma* (Die siebenbürgischen ungarischen Zeitschriften aus der Zeit des Absolutismus). In „Erdélyi Múzeum“, Bd. 46 (1941). H. 1—2. S. 20—29.

Vf. ergänzt seine bereits früher veröffentlichten Forschungen und gibt diesmal einen allgemeinen Überblick über die siebenbürgische Zeitschriftenliteratur der Jahre zwischen 1850—1867.

- 304a.) L i t v á n y i, László: *A pécsi püspöki könyvtár* (Die bischöfliche Bibliothek zu Pécs). In „Sorsunk“. 1941. H. 3. S. 240—244.

305. L u k á c s, József: *Katonai hírlapok a magyar honvédség felállításáig* (Militärzeitungen bis zur Aufstellung der ungarischen Honvéd). In „Magyar Könyvszemle“, 1941. H. 4. S. 381—388. Deutscher Auszug.

Vf. berichtet über die zwischen 1705 und 1868 erschienenen ungarischen Militärzeitungen. An der Spitze steht der *Mercurius Hungaricus (Veridicus)*, Ferenc Rákóczi II. Kriegs-Zeitung, die zwischen 1705 und 1711 erschienen war; heute liegen nur mehr 4 Nummern vor. Zwischen 1789 und 1791 ist die Zeitung *Hadi és Más Nevezetes Történetek* erschienen, im Jahre 1848/49 wurden endlich mehrere militärische Fachzeitschriften herausgegeben, unter anderen auch eine Artillerie-Zeitschrift.

306. M á t é, Károly: *Az ötszázéves könyvnyomtatás* (Die fünfhundert-jährige Buchdruckerkunst). In „Diárium“, 1941. H. 6. S. 137—139.

Vf. berichtet über die ungarischen Manifestationen des Gutenberg-Jubiläumsjahres. Die Organisation der „Ungarischen Bücherfreunde“ gab die Romanbiographie von Dezső Orbán, betitelt „Gutenberg“, heraus. Die Ungarische Bibliophilengesellschaft veröffentlichte ein schön ausgestattetes, mit vielen Faksimiles versehenes Buch von Pál Szentkúty heraus, mit dem Titel „*Régi hazai nyomdák mintakönyvei*“ (Die Musterbücher alter ungarischer Druckereien). Die Monographie von József Fitz, Gutenberg, hat auch bibliophilen Charakter. (Dieses Werk wird durch die Menge wunderbarer Illustrationen nur noch anschaulicher gemacht.) Der „Verein der Ungarischen Buchdruckerarbeiten“ gab bei Gelegenheit des Jubiläumsjahres unter dem Titel „*Nyomdászatumk 500 esztendeje*“ (Die 500 Jahre unserer Buchdruckerkunst) ein Gedenkbuch heraus.

307. M o k e s a y, Júlia: *A hírlapok és folyóiratok homlokírásának megítélesztő adatai* (Die irreführenden Angaben der Zeitungsköpfe). In „Magyar Könyvszemle“, 1941. H. 1. S. 69—80. Deutscher Auszug.

Bei Zeitungen und Zeitschriften kommt es sehr oft vor, daß auf den Titelblättern — sei es willkürlich, sei es unwillkürlich — falsche Angaben stehen (so z. B. falsche Zeitangaben, falsche Nummern usw.), die die Arbeit des Bibliothekars und Bibliographen erschweren. Auch eine Gruppe der Varianten gehört hierher, diejenigen, die nicht durch einen Irrtum, sondern durch eine gewisse Tendenz ins Leben gerufen wurden und ebenfalls irreführend wirken können. Verfasser bringt Angaben, um das Dargelegte zu illustrieren.

308. M o k c s a y, Júlia: *A legújabb kor magyar könyvészeti törekvései.* (Bibliographische Bestrebungen der jüngsten Vergangenheit in Ungarn). In „Erdélyi Múzeum“, 1941. H. 3—4. S. 285—290.
309. R a d ó, Polikárp: *Batthyány Boldizsár misekönyvének hitelessége* (Die Authentizität des Messbuches von B. Batthyányi). In „Magyar Könyvszemle“, 1941. H. 2. S. 132—149. Deutscher Auszug.

Die Széchenyi-Bibliothek des Ungarischen Nationalmuseums bewahrt ein kleines Meßbuch, das im Jahre 1489 geschrieben wurde und ein ziemlich unbedeutendes Äußere hat. Der Anfang des Buches ist ein Kalender in ungarischer Sprache, die Namen der einzelnen Messen sind auf dem unteren Rand der Seiten, mit roter Tinte geschrieben, ungarisch zu lesen. Das Kolophon besagt, daß es 1489 in Kőszeg unter der Hauptmannschaft von Boldizsár Batthyány für denselben verfertigt wurde, u. zw. von dem adeligen Kanzellisten Antal Fáncsi. Einige, nur flüchtig geäußerte Fachmeinungen bezweifelten die Authentizität des Meßbuches. Verfasser legt die Unhaltbarkeit dieser Meinungen dar und beweist, daß das Messbuch tatsächlich für B. Batthyány geschrieben wurde.

310. S á r k á n y, Oszkár: *A nagykállói gimnázium könyvtáráról* (Über die Bibliothek des Gymnasiums in Nagykálló). In „Magyar Könyvszemle“, 1941. H. 3. S. 284—285.
311. S á r k á n y, Oszkár: *A vidéki kutató és a könyvtár* (Der Forscher auf dem Lande und die Bibliotheken). In „Magyar Könyvszemle“, 1941. H. 3. S. 285—288.

Der Forscher, der auf dem Lande lebt, stößt auf große Schwierigkeiten, wenn er zu gewissen Büchern kommen will: die Provinzbibliotheken sind meistens keine wissenschaftlichen Bibliotheken, die Budapester dagegen größtenteils keine Leihbibliotheken.

312. S á r k á n y, Oszkár: *Könyveink formája* (Das Format unserer Bücher). In „Diárium“, 1941. H. 1. S. 7—10.

Vf. überblickt die Entwicklung der äußeren Form unserer Bücher und verweist darauf, daß das Buch heute, von den bindenden Schablonen abgesehen, keineswegs jener unscheinbare, einfache Reisegefährte ist, der es in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg war. Das gebundene Buch erfreut sich neuer Beliebtheit: die Einbände sind geschmackvoll, manchmal nahezu prächtig und doch nicht teuer. Einige Verleger haben das kleine Format der Bücher verworfen: die Bücher nehmen zu an Größe,

ihr Äusseres ist feierlicher geworden. Auch ihre Lektüre scheint eine gewisse Feierlichkeit zu bedingen, zum mindesten die Stille in unseren vier Wänden.

313. S á r k á n y, Oszkár: *Magyar Lämminkäinenek* (Ungarische Lämminkäinen). In „Diárium“, 1941. H. 7. S. 167—169.

Die Werke der Dichter des ungarischen „grand-siècle“ (des XIX. Jahrhunderts) wurden in vielen volkstümlichen und teuren Ausgaben veröffentlicht, doch sind die „editions définitives“ selten. Die prächtige Reihe der „Gesammelten Werke“ befriedigt uns nicht. Die Willkür des Herausgebers, der Seitenblick auf das Publikum, die geschäftlichen Gesichtspunkte und die Anpassung an die Politik verstümmelt oft das Lebenswerk des Dichters: wie die Leiche von Lämminkäinen muß aus den vielen zerstreuten Bruchstücken (aus dem Briefwechsel, aus den Varianten, verborgenen Artikeln, Aufzeichnungen) das Ganze, das Werk zusammengestellt werden.

314. S a s h e g y i, Oszkár: *A „Felsőmagyarországi Minerva“ történetéhez* (Zur Geschichte der Zeitschrift „Oberungarische Minerva“). In „Magyar Könyvszemle“, 1941. H. 4. S. 374—380. Deutscher Auszug.

Beiträge zur Geschichte der zuerst 1825. in Kassa herausgegebenen literarischen und wissenschaftlichen Zeitschrift.

315. S z a b ó, T. Attila: *Újabb adatok és pótlások kéziratoss énekeskönyveink és verses kézírataink könyvészetéhez* (Neue Angaben und Ergänzungen zur Bibliographie der ungarischen Gesangbücher und Manuskripte in Versen). In „Erdélyi Múzeum“, Bd. 46 (1941). H. 1—2. S. 51—70.

Vf. gab bereits in seinem im Jahre 1934 erschienenen Buche eine Darstellung der ungarischen handschriftlichen Gesangbücher und Manuskripte in Versen aus den XVI—XIX. Jahrhunderten. Nun bespricht er 84 neuentdeckte geistliche und weltliche handschriftliche Gesangbücher und weist auf ihre geistes- und geschmacksgeschichtliche Bedeutung hin.

316. S z e m z ó, Piroska: *A Pester Zeitung története* (Die Geschichte der Pester Zeitung). In „Magyar Könyvszemle“, 1941. H. 1. S. 50—68. Deutscher Auszug.

Die Pester Zeitung wurde von der Landerer- und Heckenast'schen Druckerei verlegt und bestand von 1845 bis 1852. Sie wirkte im Geiste der Wiener Regierungsbehörden, nur die Märztage des Jahres 1848 bilden eine Ausnahme, da das Blatt damals von den Mitgliedern der radikalen Partei redigiert wurde.

317. S z e n t - I v á n y i, Béla: *A magyar kultúra szervei és támaszai Németországban* (Organe und Stützen der ungarischen Kultur in Deutschland). In „Láthatár“, 1941. H. 3. S. 52—55.

Zusammenfassende Darstellung der ungarischen kulturellen Institutionen im Deutschen Reich.

318. Szimonidesz, Lajos: *A pozsonyi evangélikus lelkészek könyvtárai az 1670-es években* (Die Bibliotheken der Preßburger evangelischen Geistlichen in den siebziger Jahren des XVII. Jahrhunderts). In „Magyar Könyvszemle“, 1941. H. 2. S. 167—175. Deutscher Auszug.
319. Szimonidesz, Lajos: *A protestáns gályarabok könyvei* (Die Bücher der protestantischen Galeerensklaven). In „Magyar Könyvszemle“, 1941. H. 4. S. 354—362. Deutscher Auszug.

Der Prozeß, welcher 1674 vor dem Preßburger Sondergericht gegen die protestantischen Pastoren, Lehrer und Schüler gemacht wurde, wird sowohl im Urteil als auch in der Literatur und im öffentlichen Bewußtsein als ein Verschwörungsprozeß betrachtet, obwohl er offensichtlich hauptsächlich als Presseprozeß aufgefaßt werden muß, da die Anklagen auf angeblichen Briefwechseln und aufrührerischen Flugblättern beruhen. Verfasser nimmt in seinem Artikel diejenigen Bücher der Reihe nach vor, welche den Angeklagten im Laufe des Prozesses, in den ungarischen Gefängnissen oder auf ihrem Weg durch Italien und in ihrer neapolitanischen Gefangenschaft in die Hände gekommen sind, und die in ihrem Leben eine wichtige Rolle gespielt haben.

320. Szimonidesz, Lajos: *Három protestáns parókiális egyházi könyvtár a XVII. században* (Drei protestantische parochiale Kirchenbibliotheken im XVII. Jahrhundert). In „Magyar Könyvszemle“, 1941. H. 1. S. 38—49. Deutscher Auszug.

Die Angaben beweisen, daß im XVII. Jahrhundert auch bedeutungslose evangelische Dorfgemeinden eine Bibliothek gehabt hatten.

321. Tolnai, Gábor: *Két erdélyi könyvkötő a XVIII. század első felében* (Szent Györgyi Mihály és Compactor Farkas) (Zwei siebenbürgische Buchbinder in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. Mihály Szent Györgyi und Farkas Compactor). In „Magyar Könyvszemle“, 1941. H. 4. S. 363—373. Deutscher Auszug.

Im Rahmen der Lebensbeschreibung der beiden siebenbürgischen Buchbindermeister werden neue Angaben zur Kulturgeschichte Siebenbürgens im XVIII. Jahrhundert gebracht.

322. Trócsányi, Zoltán: *A XVIII. század magyar könyveinek olvasóközönsége és példányszáma* (Das Publikum und die Auflagezahl der ungarischen Bücher des XVIII. Jahrhunderts). In „Magyar Könyvszemle“, 1941. H. 1. S. 22—37. Deutscher Auszug.

Vf. gibt einen Überblick über die Auflagezahlen der ungarischen Bücher des XVIII. Jahrhunderts und zieht daraus auf das mögliche Publikum Folgerungen. Er stellt fest, das besonders die theologischen Werke eine hohe Auflagezahl erreichten. In 40 Städten gab es Druckereien, allein in Debrecen erschienen in dieser Epoche mehr als eine Million Exemplare. Die Erforschung der Auflagezahlen der Bücher, welche mit der Hilfe von Archivs- und Bibliotheksangaben erfolgen kann, ist sowohl in kulturgeschichtlicher als auch in literaturgeschichtlicher Hinsicht außerordentlich wichtig.

C.) *Ungarische Literaturgeschichte.*

323. **A d m i r á t o r:** *A legnagyobb magyar író* („Der größte ungarische Schriftsteller“). In „Magyar Élet“. 1941. H. 5. S. 9–14.
Kritische Besprechung des Schaffens Ferenc *Herczezs* auf Grund von Zitaten.
324. **A l s z e g h y, Zsolt:** *Az jó vitézeknek tüköre* („Spiegel der braven Helden“). In „Irodalomtörténet“. 1941. H. 4. S. 162–163.
Vf. entscheidet, wer der Vf. des genannten Werkes sei. (XVIII. Jahrhundert.)
325. **A r a d i, Zsolt:** „*Kozmopolita költészet*“ („Kosmopolitische Dichtung“). In „Magyar Kultúra“. 1941. H. 7. S. 106–107.
In letzter Zeit wendet sich das Ausland mit immer größerem Interesse der ungarischen Literatur zu; und zwar bevorzugt es anscheinend nicht die leichten und seichten, der Eigenart unseres Volkes fernestehenden „kosmopolitischen“ Werke, sondern die echten Werte der ungarischen Dichtung.
326. **B a l l a i, Mihály:** *A Csongor és Tünde szimbolizmusa* (Die Symbolik des „Csongor és Tünde“). In „Irodalomtörténeti Közlemények“. 1941. Hh. 2., 3., 4. Ss. 113–124., 240–249., 354–373.
Die Literaturgeschichte hielt „Csongor és Tünde“, *Vörösmartys* dramatische Dichtung, die Perspektiven von philosophischer Tiefe in sich birgt, lange Zeit hindurch für eindramatisiertes Volksmärchen. Die neueren Forschungen stellten eine andere Wahrheit fest: keine Person der dramatischen Dichtung ist eine irdische Realität oder eine wirkliche Persönlichkeit, sie vertreten vielmehr Wünsche, Bestrebungen und Leidenschaften. Vf. unterzieht *Vörösmartys* Dichtung einer eingehenden Analyse und erforscht die aus den Schichten des Unterbewußtseins stammenden Beweggründe seiner Symbolik.
327. **B a l o g h, Edgár:** *Erdélyi realista írók* (Realistische Dichter in Siebenbürgen). In „Kelet Népe“. 1941. H. 8. S. 15–16.
328. **B á r d o s i N é m e t h, János:** *Az ismeretlen Juhász Gyula* (Der unbekannte Gyula *Juhász*). In „Kelet Népe“. 1941. H. 14. S. 8.
Vf. macht auf die noch unerschlossenen Werte des verstorbenen vorzüglichen Lyrikers aufmerksam.
329. **B a r s i, Dénes:** *Sértő Kálmán*. In „Magyar Élet“. 1941. H. 6. S. 10–12.
Würdigung des früh dahingegangenen Bauerndichters.
330. **B a u m g a r t e n, Sándor:** *Mislin Jakab „honfitársunk“* (Unser „Landsmann“ Jakob Mislin). In „Debreceni Szemle“. 1941. H. 4. S. 99–100.

Mitteilungen über Leben und Reisebeschreibung des Abbés Jakob Mislin, der das ungarische Heimatrecht erworben, einige Zeit als Lehrer des Erzherzogs Max gewirkt hat.

331. **Berczik, Árpád:** *A romantikus Toldy* (Der romantische Toldy). In „Irodalomtörténeti Közlemények“. 1941. H. 1., 2., 3. Ss. 29—39., 125—138., 221—239.

Die literaturgeschichtliche Überlieferung hat Ferenc *Toldy*, den bekannten Schriftsteller der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, den ersten systematischen Pfleger der ungarischen Literaturgeschichtsschreibung als Nachfolger *Kazinczys*, also als Klassizisten betrachtet, und diese Auffassung hat sich auch in dem öffentlichen Bewußtsein verbreitet. Einige gaben zwar der Meinung Ausdruck (so z. B. *Gyula Farkas*), daß Toldy ein Romantiker war, konnte er doch infolge der Einstellung seiner Generation nicht anders sein, — die Feststellungen der traditionellen Betrachtungsweise geraten jedoch schwerlich in Vergessenheit. Gleichwohl war Toldy ein Romantiker, dazu prädestinierten ihn seine Familienverhältnisse, seine Erziehung, das bezeugen seine und seiner Zeitgenossen Aussprüche, das beweist seine Tätigkeit, besonders die seiner Jugendjahre. Seiner romantischen Geschichtsbetrachtung entsprechend stand immer sein Nationalgefühl im Mittelpunkt seiner Gefühle und auch die Erforschung der literarischen Vergangenheit des Ungartums entsprang diesem Gefühl.

332. **Berecz, Dezső:** *A soproni Frankenburg Irodalmi Kör* (Die Soproner Frankenburg-Gesellschaft). In „Diárium“. 1941. H. 3. S. 52—53.

Der aus Sopron (Ödenburg) stammende Adolf *Frankenburg* war ein fleißiger Schriftsteller des XIX. Jahrhunderts; er war der erste ungarische Schriftsteller, der das leichte Feuilleton wirkungsvoll gepflegt hat. Er hatte einen deutschen Namen, und doch gehörte er der Garde *Lajos Kossuths* an. Er hat viel für das Ungartum *Soprons* (Ödenburgs) getan; die nach ihm benannte literarische Gesellschaft ist seit mehr als 60 Jahren die Pflegerin der Traditionen der ungarischen Literatur und Kunst in den westlichen Grenzlanden.

333. **Bikácsi, László:** *Ferenczy Teréz kiadatlan költeménye* (Ein unveröffentlichtes Gedicht der Dichterin Teréz v. *Ferenczy*). In „Irodalomtörténet“. 1941. H. 3. S. 133—135.

334. **Bóka, László:** *A Kosztolányi-hagyaték* (Der Nachlaß *Kosztolányis*). In „Protestáns Szemle“. 1941. H. 2. S. 52—57.

Anläßlich der Veröffentlichung der posthumen Prosawerke des unlängst verstorbenen, berühmten ungarischen Dichters, beschwört Vf. das hinter Wort und Werk hervorschimmernde seelische Antlitz *Kosztolányis*.

335. **Bóka, László:** *Katona József*. In „Magyar Csillag“. 1941. H. 3. S. 144—147.

Vf. weist auf die Quellen der Tragik „*Bánk bán*“-s hin.

336. B ó k a, László: *Kolozsvári Grandpierre Emil*. In „Protestáns Szemle“ 1941. H. 4. S. 130—134.

Vf. charakterisiert Wesen und Werk des jungen ungarischen Romanschriftstellers.

337. B ó k a, László: *Márai Sándor*. In „Protestáns Szemle“. Bd. 50 (1941). H. 1. S. 8—14.

Vf. schildert den literarischen Anfang des vorzüglichen ungarischen Romanschriftstellers, seinen Stil und seine künstlerische Entwicklung. Das Werk Márais mahnt uns ständig an unsere menschliche Würde, deren wir im Waffengeöse oft vergessen: wir sind zum Bilde Gottes geschaffen.

338. B r i s i t s, Frigyes: *Babits Mihály*. In „Irodalomtörténet“. 1941. H. 4. S. 145—152.

Vf. charakterisiert das Lebenswerk des verstorbenen Mihály Babits. Babits ist vielleicht der letzte von denen, die — einer immer seltener werdenden, vornehmen Generation entstammend — den höheren Geist der Dichtung aus den edlen und reinen Wertidealen der klassischen Welt geschaffen haben.

339. C s a p l á r o s, István: *Tóth Kálmán és a franciák* (K. Tóth und die Franzosen). In „Irodalomtörténet“. 1941. H. 3. S. 111—114.

340. D a r v a s, József: *Veres Péter. Ember, író és szerep* (Péter Veres. Mensch, Schriftsteller und Rolle). In „Sorsunk“. 1941. H. 1—2. S. 143—148.

Péter Veres stammt aus dem armen Bauerntum; wenn wir seinen Namen hören, so fallen uns nicht Werke ein, sondern das Bild einer heroischen menschlichen Haltung blitzt vor uns auf, einer Haltung, die nicht nur die seine ist, sondern einer ganzen Gesellschaftsschicht angehört.

341. D e z s é n y i, Béla: *Frankenburg Adolf soproni nyelvleckéi* (Die Ödenburger Sprachstunden Adolf Frankenburgs). In „Irodalomtörténet“. 1941. H. 2. S. 68—69.

342. D ö m ö t ö r, Sándor: *Mediomontanus vagy Komáromi Csipkés György?* (Mediomontanus oder György Komáromi Csipkés?). In „Debreceni Szemle“. 1941. H. 2. S. 42—43.

Vf. sucht die Frage zu beantworten, ob Joannes C. Mediomontanus, der Autor der 1656 entstandenen „Disputatio theologica de lamiis et veneficis“, etwa identisch sei mit György *Komáromi Csipkés*, dem namhaften ungarischen Übersetzer der Bibel.

343. É c s y, Ö. István: *Adalék gróf Teleki Lászlónak, a Kegyenc írójának élettörténetéhez* (Ein Beitrag zur Biographie des Grafen László Teleki, Autors der Tragödie Kegyenc, „der Günstling“). In „Irodalomtörténeti Közlemények“. 1941. H. 4. S. 382—390.

344. *Egységes magyarság*. Írták K o v á c s, László, M o l t e r, Károly, S z e m l é r, Ferenc, S z e n t i m r e i, Jenő, T o m p a, László,

Babits, Mihály. (Die Einheit des Ungartums.) In „Nyugat“. 1941. H. 1. S. 18—29.

Anlässlich der Rückgliederung Nordsiebenbürgens an das Mutterland beantworten die siebenbürgischen Schriftsteller vom literarischen Standpunkte aus die von der Zeitschrift „Nyugat“ gestellte Rundfrage. Alle sind darin einig, daß es einen besonderen siebenbürgischen Geist und eine eigenartige siebenbürgische Literatur gebe, doch nur innerhalb der großen Einheit des Ungartums. Nach der Ansicht Ferenc Szemlér's werden Geist und Schrifttum Siebenbürgens auf die Literatur des Mutterlandes mit jenen wertvollen Wesenszügen befruchtend wirken, die in ihnen während harter Kämpfe geformt und gestählt wurden: mit ihrer Reinheit, Tapferkeit und Schlichtheit. Jenő Szentimrei und László Tompa weisen entschiedener auf die besonderen Merkmale hin, die ihre Heimat trotz der innigen Verwandtschaft mit den anderen Landschaften Ungarns von diesen unterscheiden. Der Ungar aus den siebenbürgischen Bergen kann dem von der Tiefebene unmöglich ganz gleichen, ist doch auch ihr geschichtliches Erbe ein verschiedenes. Der ewige Wettkampf der drei Völker Siebenbürgens (der Ungarn, Sachsen und Rumänen) ließ den siebenbürgischen Geist um vieles beweglicher, regsamer, lebhafter werden. Dennoch, trotz der Nuanceunterschiede lebte im siebenbürgischen Ungartum — wie das László Tompa betont — das Bewußtsein der Gemeinschaft des Geistes und der innigen Verbundenheit mit dem ganzen Ungartum immer sehr stark. Mihály Babits erklärt abschließend — gleichsam als Zusammenfassung aller Meinungen —, der siebenbürgische Dichter habe mit seinen eigenartigen, etwa kräftiger betonten Szekler oder Kalotaszeger Farben die ganze ungarische Literatur bereichert. Siebenbürgen ist ein Land mit eigener Färbung, doch auch diese gehört zu dem Farbenbild des ganzen Ungartums. Die ungarische Kultur wäre ohne die Stimmungen, die Farbenabstufungen Siebenbürgens nicht das, was sie heute ist — ja sie wäre gar keine ungarische Kultur: das Ungartum kann ohne das siebenbürgische Wesen nicht gedacht werden.

345. Elek, Oszkár: *Izóra az Ember tragédiájában* (Isaura in der „Tragödie des Menschen“ von Madách). In „Irodalomtörténet“, 1941. H. 2. S. 65—68.

346. Erdei, Ferenc: *A magyar úri rend romlásáról* (Über den Verfall der ungarischen Herrensicht). In „Kelet Népe“, 1941. H. 1. S. 3—4.

Lajos Tolnai, der unverdienterweise vergessene Romanschriftsteller der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beschäftigte sich in besonderem Maße mit dem Geschick der ungarischen Mittelklasse im Augenblick ihres Zerfalls.

347. Erdei, Ferenc: *Reformkorszak epilógusa* (Epilog einer Reform-Epoche). In „Kelet Népe“, 1941. H. 6. S. 1—2.

Eine bedeutende Gruppe der ungarischen Schriftsteller der dreißiger Jahre unternahm mit schriftstellerischer Methode eine geistige Bewegung, die — eine Solidarität mit dem Bauerntum empfindend — an der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung eine starke Kritik übte.

348. F é j a, Géza: *Irodalmi gyilkosság* (Literarischer Mord). In „Kelet Népe“, 1941. H. 8. S. 13—14.

Vf. schreibt über die Persönlichkeit und über die literarische Wirkung Ferenc *Kazinczys*, und stellt fest, das *Kazinczy* für die völkische und für die aus tiefen Schichten hervorbrechende Literatur keinen Sinn gehabt hat. Sein Bewußtsein verengte sich auf eine gefährliche Weise: er wurde mit einer Seele geboren, die berufen gewesen wäre, das ganze Leben zu gestalten, und doch mußte er mit einer ermordeten Seele leben und schaffen. Er ist ein Torso geblieben.

349. G a á l, István: *A Hamupipóké t felismerik* (Aschenbrödel wird erkannt). In „Diárium“, 1941. H. 11. S. 255—258.

Vf. berichtet über die stilistischen Forderungen an jene popularwissenschaftlichen Bücher, die für die große Öffentlichkeit geschrieben werden.

350. G a l a m b, Sándor: *Nemzetiségi népszinműveink* (Unsere Nationalitäten-Volksstücke). In „Irodalomtörténeti Közlemények“. 1941. H. 1. S. 18—28.

Die beliebteste bühnenmäßige Gattung des letzten Viertels des XIX. Jahrhunderts war das Volksstück (vaudeville). Vf. führt jene Volksstücke vor, die ihren Gegenstand aus dem Leben der hiesigen Minderheiten schöpfen. (Es kommen in ihnen Rumänen, Slovaken, Armenier, Zigeuner und Juden vor.) Das Nationalitäten-Volksstück — schreibt Vf. — entsprang jener falschen dichterischen Erwägung, daß man eine erstarrte Gattung durch ausschließlich äußere Variationen auffrischen kann. (Das Volksstück war nämlich bereits erstarrt.)

351. G á l o s, Rezső: *Jókai Rab Rábyja* (Der Roman *Jókais* „Rab Ráby“) In „Irodalomtörténeti Közlemények“, 1941. H. 4. S. 336—353.

Mátyás *Ráby*, der Held von *Jókais*, bekanntem Roman, war ein Abenteurer, der um das Ende des XVIII. Jahrhunderts gelebt hat. Verfasser entwirft an Hand zeitgenössischer Quellen und der Selbstbiographie *Rábys* (erschienen 1797—98) das wirkliche Bild des Abenteurers, um dann auf die idealisierten Züge des *Jókaischen* Mátyás *Ráby* und auf die Quellen des Dichters hinzuweisen.

352. G á l o s, Rezső: *Verseghy Ferenc kiadatlan tanítókölteménye* (Ein unveröffentlichtes Lehrgedicht Ferenc *Verseghys*). In „Irodalomtörténeti Közlemények“, 1941. H. 1—2. S. 71—82; 170—180.

Textveröffentlichung.

353. Cs. G á r d o n y i, Klára: *Kemény Zsigmond ismeretlen levele* (Ein unbekannter Brief *Zsigmond Keménys*). In „Irodalomtörténet“, 1941. H. 4. S. 190—191.

354. G o m b o s, Gyula: *Babits Mihály és a Nyugat* (M. Babits und die Zeitschrift „Nyugat“). In „Magyar Élet“, 1941. H. 11. S. 7—10.

Vf. Meinung nach ist der jüngst verstorbene M. Babits ein Dichter mit großer Bildung, im Grunde genommen aber eher ein Literat, ein

Schwärmer für die Literatur, als ein Dichter von Gottes Gnaden. Seine Dichtung ist gekünstelt, gemacht, eine „literarische“ Poesie. Auch die Zeitschrift „Nyugat“ stand eine Zeitlang unter seiner Leitung; seitdem ist sie farbloser geworden und geriet auf totes Fahrwasser.

355. Gulyás, Pál: „*Professzor Csokonay*“. In „*Protestáns Szemle*“, 1941. H. 9. S. 305—310.

Festvortrag bei Gelegenheit der zu Ehren *Csokonais* veranstalteten Gedächtnisfeier der Debrecener Ady-Gesellschaft.

356. Hankiss, János: *Kisfaludy Sándor Madagascari éneke* (Der Madagaskarer Gesang von S. Kisfaludy). In „*Irodalomtörténet*“, 1941. H. 1. S. 13—14.

Kisfaludy übertrug ein Werk des französischen Dichters Parny (1753—1814) ins Ungarische.

357. Hankiss, János: *Liszt Ferenc, a romantikus író* (Ferenc Liszt, der Romantiker). In „*Budapesti Szemle*“. Bd. 260 (1941). S. 334—346.

Vf. zeichnet ein Bild von Ferenc Liszt, dem großen ungarischen Musiker, als Schriftsteller. In dem großangelegten, doch auf einem theoretischen Mißverständnis beruhenden Aufsatz über die „Zigeuner“, wollte Liszt keineswegs musikgeschichtliche Ziele verfolgen, sondern als echter Romantiker ein Bildnis des einsamen, rätselhaft-problematischen Menschen oder Volkes zeichnen, wie sich das mehr oder minder alle romantischen Schriftsteller zum Ziele setzten. Er wurde Dichter kraft seines großzügigen romantischen Dynamismus, der die Welt möglichst vielseitig und dennoch allumfassend darstellen wollte. Dazu genügte die Musik nicht; eine derartige Vielseitigkeit war nur von der Dichtung zu erwarten, der Kunst, die die meisten Dimensionen kennt (hier liegt der Ausgangspunkt des großen Kampfes, den Liszt für die Zusammenfassung aller Künste, für das „Gesamtkunstwerk“ eröffnet hat, und dessen Idee er mit suggestiver Kraft auch an Wagner weitergab). Seine schriftstellerischen Vorzüge stellen Liszt in die erste Reihe der Romantiker. Das Verhältnis zwischen Mensch und Natur wird bei ihm mit überschwellender Fülle, nach echter Romantiker-Art geschildert, dennoch bleibt ihm Kraft und Zeit zu feinsten Kleinarbeit. Seine Dialektik ist unwiderstehlich, die Schilderungen plastisch und von leuchtenden Farben. Stimmung und Stil passen sich elastisch der jeweiligen Situation an; bald erzählt er harmlos lustige Geschichtchen, wie es bei dem ungarischen Landadel Brauch ist, bald wieder stürmt er auf Flügeln neugeschaffener Worte dahin, die hergebrachten Formen außer acht lassend. Ohne ihn wäre das Bild der ungarischen Romantik mangelhaft; auch auf französisch drückte er eigentlich das ungarische Temperament, das ungarische Wesen aus. Der edle Pathos der romantischen Leidenschaft erreicht neben Vörösmarty bei ihm seinen höchsten Flug.

358. Hankiss, János: „*Mond és marad nyugodtan*“. In „*Irodalomtörténeti Közlemények*“. 1941. H. 1. S. 82—85.

Ein Beitrag zur Erklärung des im Jahre 1833 erschienenen Gedichtes „Hunyadi“ von G. Czuczor.

359. **Harsányi, András:** *Sylvester János*. In „Protestáns Szemle“. 1941. H. 5. S. 174–182.

Vor 400 Jahren, 1541. erschien in der Druckerei von Sárvár-Ujsziget die vollständige ungarische Übersetzung des Neuen Testaments von János Sylvester. Vf. bespricht aus diesem Anlaß die Bibelübersetzung des unter humanistischem Namen wirkenden ungarischen Gelehrten, deren Widmung der erste gelungene Versuch des metrischen ungarischen Verses ist. János Sylvester, der in Krakau und Wien studierte, unterrichtete später an der Wiener Universität und betätigte sich auch auf dem Gebiete der ungarischen Grammatik. Seine Tätigkeit stand unter dem Zeichen einer Verschmelzung der Ideen des Humanismus und der Reformation und weist Spuren Erasmischen Einflusses auf.

360. **Hartyáni, István:** *Nép és könyv. Jegyzetek egy égető probléma irodalmához* (Das Volk und das Buch. Zum Schrifttum eines brennend aktuellen Problems). In „Magyar Élet“. 1941. H. 9. S. 9–11.

Vf. untersucht die Geschmacksrichtungen des Lesepublikums in der Provinz und macht auf ihre Mängel und Fehler aufmerksam. Als wichtigste und aktuellste Aufgabe erscheint ihm die Erziehung einer volkhafteu geistigen Schicht.

361. **Herceg, János:** *A délvidéki magyar irodalom* (Die Literatur des ungarischen Südländes). In „Kelet Népe“. 1941. H. 11. S. 1–3.

Verfasser charakterisiert die ungarischen literarischen Bestrebungen des abgetrennten und nun zurückgekehrten Südländes. Vor allem weist er auf die literarische Tätigkeit Kornél Szentelekys, des Organisers des dortigen ungarischen literarischen Lebens hin.

362. **Horváth, Elek:** *Irodalmunk elfelejtett harcosa* (Ein vergessener Kämpfer unserer Literatur). In „Erdélyi Helikon“. 1941. H. 3. S. 167–174.

Vf. schildert die Tätigkeit des Literaturhistorikers Sámuel Pápay vom Anfang des XIX. Jahrhunderts. Er gehörte zu den Dichtern Transdanubiens, den Hütern der Traditionen, dennoch schätzte ihn auch der Kreis Kazinczys. Mit einem Aufsätze vom Jahre 1807 nahm auch er an dem Kampf der Sprachreform teil und wies gegenüber Kazinczy auf Tradition und Mundart als die Quellen der ungarischen Hochsprache hin. 1808 erschien seine berühmte Literaturgeschichte, die die Entwicklung der ungarischen Literatur chronologisch und in ungarischer Sprache darstellt. Auch seine Begriffsbestimmung des nationalen Schrifttums wurzelt im Sprachlichen: seine Geschichte der nationalen Literatur umfaßt nur die Werke in ungarischer Sprache, die lateinisch verfaßten werden nicht in Betracht gezogen.

363. **Horváth, János:** *Gyöngyösi és Arany sormetszete* (Die Zäsur von Gyöngyösi und Arany). In „Magyar Nyelv“. Bd. 37 (1941). S. 217–245.

Vf. nimmt die Behauptungen von Ignác Gábor über die Zeilenarten der beiden Dichter (erschieden im Märzheft der Zeitschrift „Nyugat“ im Jahre 1940) nach der Reihe vor und beweist die Unhaltbarkeit vieler

Thesen. Nach dem widerlegenden Teil (der selber eine positive Ergebnismasse darstellt, indem er auf statistische Untersuchungen aufgebaut worden ist) bringt Verfasser wertvolle und lehrreiche Ergebnisse, die sich auf den wirklichen Unterschied zwischen den beiden Dichtern und auf die Zwölferzeile beziehen.

364. I l l y é s, Gyula: *Veres Péter útja* (Der Werdegang von Péter Veres). In „Nyugat“. 1941. H. 3. S. 93—96.

Vf. schildert die Entwicklung des bekannten ungarischen Bauernschriftstellers und behandelt auch dessen letztes Werk („Mit ér az ember, ha magyar“, „Wieviel gilt ein Mensch, wenn er Ungar ist?“). Er ruft dem auf falsche Wege geratenen Dichter ein kräftiges Halt! zu. Veres wandte sich nach seiner Abkehr von der Kunstprosa nicht der Betrachtung soziologischer Probleme zu, sondern verfolgt seither trivial-politische Ziele, doch nicht einmal im Dienste des Bauerntums, sondern jener „intellektuellen Massen“, die wahllos jede Idee der Zeit aufgreifen und sich ihr ergeben. Es ist zu befürchten, daß der etwaige Fall von Veres für die ganze volkhafte Bewegung in Ungarn von schweren Folgen sein wird.

365. I v á n y i, Sándor: *A délvidéki magyar irodalom* (Die Literatur des ungarischen Südländes). In „Diárium“. 1941. H. 5. S. 111—114.

Vf. stellt die Literatur des zurückeroberten ungarischen Südländes dar. Unter den ungünstigen Verhältnissen hat sich das geistige Leben der ungarischen Minderheit am spätesten hier entfaltet: die ersten Spuren einer literarischen Organisation treffen wir erst um 1928 an. Unter den Schriftstellern des an das Mutterland rückgegliederten Südländes gibt es kein hervorragendes, eruptives Talent, doch können wir auch keinen solchen finden, der sich nicht über ein Niveau erheben würde, das mit einem wählerischen Geschmack und nicht alltäglichem Volksgefühl bestimmt wurde.

366. J e n e i, Ferenc: *Gúnyversek az 1790—91. évi országgyűlés idejéből* (Spottverse aus der Zeit des Reichstages von 1790—1791). In „Irodalomtörténeti Közlemények“, 1941. H. 2. S. 182—185.

Textveröffentlichung.

367. J u h á s z, Géza: *Budai Ézsaiás* In „Protestáns Szemle“. 1941. H. 12. S. 422—428.

Vf. schildert die Tätigkeit Budai's, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts am Debrecener Kollegium Geschichte las. Er trat als erster für den Unterricht in ungarischer Sprache ein gegenüber dem traditionellen lateinischen Unterricht; verfaßte auch vorzügliche Lehrbücher auf ungarisch. Mihály *Csokonai Vitéz*, der berühmte Poet Debrecens, war ebenfalls sein Schüler.

368. K a r d o s, Albert: *Földi János és Fazekas Mihály sógorsága* (Das Verwandtschaftsverhältnis zwischen János Földi und Mihály Fazekas). In „Debreceni Szemle“. 1941. H. 10. S. 236—238.

Vf. berichtet den Irrtum, daß die beiden Debrecener Dichter des XVIII. Jahrhunderts miteinander verschwägert gewesen wären.

369. Kardos, Tibor: *Koraközépkori magyarországi misztérium a bethlehemi „Csillag“-ról* (Ungarländisches Mysterium vom „Stern“ von Bethlehem aus dem frühen Mittelalter). In „Diárium“. 1941. H. 2. S. 34–35.

Der Agramer Universitätsprofessor K. Kniewald, ein verdienter Forscher der liturgischen Denkmäler, die ungarische Beziehungen aufweisen, entdeckte — nach mehreren ähnlichen Ergebnissen — in einem Agramer Kodex das älteste vollständige ungarländische Mysteriumdrama, die „Stella“, die am Dreikönigstag gespielt wurde. Verfasser berichtet darüber den Lesern der Zeitschrift.

370. Kelemen, János: *Illyés Gyula lírája* (Die lyrische Dichtung von Gy. Illyés). In „Kelet Népe“. 1941. H. 9. S. 7–8.

Deutung der Dichtung des vorzüglichen transdanubischen Lyrikers.

371. Kenyeres, Imre: *Jelszó: Kazinczy!* (Losung: Kazinczy!) In „Diárium“. 1941. H. 1. S. 1–2.

Vf. verweist darauf, daß man heute, dem Vorbild *Kazinczys* folgend, der Nation zu dienen hat, indem man die Werte der Literatur bewahrt und unermüdlich weiterarbeitet.

372. Kenyeres, Imre: *Márai Sándor és új könyvei* (Sándor Márai und seine neuen Bücher). In „Diárium“. 1941. H. 8. S. 185–187.

Vf. überblickt die schriftstellerische Entwicklung Márais an Hand seiner wichtigeren Werke. Er stellt fest, daß Márai in seiner Generation Europa vertritt, jenes hohe, vielleicht nur mehr im Geiste existierende Ideal, das wir in unserem Ungartum durch den frischen Wert unserer völkischen Werte immer wieder verwirklichen wollen.

373. Keresztury, Dezső: *Katona József. Százötvenéves születési évfordulójára* (József Katona. Zur 150. Jahreswende seiner Geburt). In „Magyar Szemle“. Bd. 41 (1941). H. 6. S. 431–440.

Würdigung der Tragödie *Bánk bán* und Schilderung der Nachwelt des Dichters.

374. Kiss, Ernő: *A Karthauzi mint bölcseleti regény* („Der Karthäuser“ als philosophischer Roman). In „Debreceni Szemle“. 1941. H. 6. S. 134–137.

Vf. betont, daß im erwähnten Roman des Barons József Eötvös das Gedankliche überwiegt; er weist auf die in ihm enthaltenen weltanschaulichen Lehren hin.

- 374a. Kodolányi, János: „*Feszítsd meg.*“ („Kreuzige ihn.“) In „Magyar Élet“, 1941. H. 8. S. 9–14.

Im Zusammenhang mit seinem Schauspiel *Földindulás* (Erdbeben) erfolgten gegen Kodolányi Anschuldigungen, die von einem Plagiat sprachen. Kodolányi weist die ungerechten Anschuldigungen energisch zurück und weist auf die Triebfedern der gegen ihn gerichteten Hetze hin.

375. Kodolányi, János: *Irók és falukutatók* (Schriftsteller und Dorfforscher). In „Magyar Élet“. 1941. H. 3. S. 8–9.

Das, was in der ungarischen Literatur das Volkhaft-Politische ist, lebt und wirkt unveränderlich auch heute in den Werken der Dichter. (Es seien erwähnt: Zsigmond *Móricz*, Dezső *Szabó*, László *Németh*, Gyula *Illyés* und der Verfasser dieses Artikels, der sich aus Bescheidenheit nicht nennt.) Nur die Dorfliteratur soziographischen Charakters ist ausgestorben, deren Vertreter mit Recht einer scharfen Kritik unterzogen werden können.

376. *K ó s a*, János: *A regény bomlása* (Verfall des Romans). In „Magyar Szemle“, 1941. H. 2. S. 85—89.

Schilderung der Tätigkeit Zs. *Harsányis*, des fruchtbarsten ungarischen Autors der populären biographischen Romane.

377. *K o v á c s*, Endre: *Regionalismust?* (Eintreten für die selbständige kulturelle Entwicklung der einzelnen Landschaften). In „Protestáns Szemle“. 1941. H. 8. S. 277—280.

Vf. stellt die Frage, ob die ungarischen Romanschriftsteller bestrebt seien, die Gegenwart in ihrer Wirklichkeit glaubwürdig und künstlerisch darzustellen und zu deuten, und in welchem Maße sie dazu beitragen, daß die ungarischen Schicksalsfragen von den breitesten Schichten des Publikums erfaßt und begriffen werden. Die Antwort fällt verneinend aus: nach der Meinung Vfs. hat ein großer Teil der Dichter überhaupt keine Föhlung mit dem Leben der ungarischen Provinz, des Dorfes oder der Kleinstadt, aller noch nicht entdeckten Volksschichten, die in der Literatur noch nie geschildert worden sind. Eine ganze Reihe der antirational eingestellten, jungen und begabten Romanschriftsteller führt eine gewandte Feder — sie haben einen glänzenden Stil und eine fehlerfreie Technik, doch sie gehen auf die Fragen der Gemeinschaft nicht ein. Ihre Helden sind eigentlich Nachtwandler, Einzelwesen außerhalb der Gesellschaft, die sich in ihre Kindheit zurücksehnen. — Andererseits suchen Tagespresse und Verse, Essays und Kritiken, Kulturphilosophie und Volkskunde, Sprachwissenschaft usw. im Dienste der Wirklichkeit den gangbaren Weg zur Lösung der volklichen und ungarischen Probleme. Wahrscheinlich liegt die Schuld an diesem merkwürdigen Auseinandergehen der Bestrebungen auch an der Zentralisation des literarischen Lebens in Budapest. Die heutige Einseitigkeit könnte nur durch die kräftige und selbständige, kulturelle Entwicklung der einzelnen ungarischen Landschaften überwunden werden.

378. *K o v á c s*, Imre: *Parasztok, írók, programmok* (Bauern, Schriftsteller, Programme). In „Magyar Élet“. 1941. H. 3. S. 4—7.

Vf. schreibt über die Rolle und Tätigkeit der Volksdichter im vorigen Jahrzehnt. Die Schriftsteller sind als Politiker durchgefallen; doch hatten sie auch nicht den Mut gehabt, eine gesellschaftsbildende Rolle zu übernehmen, da sie — abgesehen von einigen Ausnahmen — solche Werke, mit denen sie das Leben und die Entwicklung der ungarischen Gesellschaft hätten beeinflussen können, nicht schaffen konnten.

379. *K o v á c s*, László: *A szellem magyar férfia. Babits Mihály halálára.* (Ein Mann des Geistes. Nachruf auf Mihály Babits.) In „Erdélyi Helikon“. 1941. H. 9. S. 559—570.

Aus Anlaß vom Hinscheiden des großen ungarischen Dichters würdigt Vf. in schwungvollen Worten sein Lebenswerk. Als Dichter gelangt Babits erst jetzt zu seiner vollen Größe und Würdigung; seine klare menschliche Stimme jedoch, die über Klassen und Rassen stehend, stets die Ideale des Ungartums und des christlichen Europas verkündete und verteidigte, ist auf ewig verklungen.

380. Kovács, László: *Kuncz Aladár. Halála tizedik évfordulóján.* (Aladár Kuncz. Am zehnten Jahrestage seines Todes.) In „Erdélyi Helikon“. 1941. H. 7. S. 433—438.

Ein herzlicher Nachruf an den Dichter des Romans „Fekete kolostor“ („Das schwarze Kloster“).

381. Kozocsa, Sándor: *Toldy Ferenc pályakezdele* (Anfänge der Laufbahn Ferenc Toldys). In „Irodalomtörténet“. 1941. H. 1. S. 5—12.

Vf. schildert, insbesondere auf Grund des Briefwechsels der zeitgenössischen führenden Dichter (Kazinczy, Bajza) mit Toldy die Umstände des Erscheinens seines literaturgeschichtlichen Werkes: „Handbuch der ungarischen Poesie“ (1828). Beinahe die ganze damalige ungarische literarische Welt half mit, daß die Angaben des Handbuches je vollständiger und verlässlicher werden; besonders Kazinczy war bemüht, Toldy mit den biographischen Daten der zeitgenössischen Schriftsteller zu versehen. Umso schlimmer stand es mit der Zahl der Abonnenten — das Publikum hatte für das Werk kein Interesse. Es konnte zuletzt nur mit der Hilfe des Vaters von Toldy herausgegeben werden.

382. Kulcsár, Adorján: *II. Rákóczi Ferenc a pokolban* (Fürst Ferenc Rákóczi II. in der Hölle). In „Irodalomtörténet“. 1941. H. 2. S. 84—86.

Beiträge zur literarischen Darstellung des Herrschers (XVIII. Jh.).

383. Kulcsár, Adorján: *Műveltség és honfibu* (Bildung und Patriotenkummer.) In „Diárium“. 1941. H. 8. S. 181—184.

Vf. schreibt im Namen der „Zwanzigjährigen“ und weist auf gewisse literarische Beispiele hin, in denen die Grenzfragen der europäischen Bildung und der ungarischen Isolierung auftauchen.

384. Lengyel, Miklós: *Lengyel fájdalom — magyar részvét* (Polnischer Schmerz — ungarische Anteilnahme). In „Irodalomtörténet“. 1941. H. 1. S. 14—18.

Nach dem Jahre 1831 geriet Polen unter schonungsloseste russische Unterdrückung. In Ungarn begleitete man die Leiden des polnischen Volkes mit lebhafter Anteilnahme und Sympathie. Von 1834 an gaben auch die Dichter öfters ihren Gefühlen für Polen Ausdruck. Bald mischte sich diesen die bange Sorge vor dem „nordischen Gespenst“, dem Russen bei; auch unabhängig vom polnischen Schicksal erwähnen unsere Schriftsteller in diesen Jahren immer öfter — und gewissermaßen das Ungarn bedrohende Ungewitter vorausahnend den „nordischen Orkan“ — der sich 1849 tatsächlich entlud.

385. L é v a y, Endre: *Délvidéki magyar kultúrmozgalmak* (Ungarische Kulturbewegungen im rückgegliederten Südland). In „Kelet Népe“. 1941. H. 22. S. 4—5.

Das ungarische Volk des Südgebietes bringt den reinen und gesunden Geist der ungarischen Tiefebene mit sich.

386. L o v a s s, Gyula: *A katolikus Babits* (Der katholische Babits). In „Katolikus Szemle“. 1941. H. 9. S. 339—342.

Vf. untersucht, welchen Anteil der katholische Gedanke auf Dichtung und Inspiration von Babits hatte.

387. L o v a s s, Gyula: *Török Gyula*. In „Irodalomtörténet“. 1941. H. 3. S. 97—104.

Umfassende Besprechung der schriftstellerischen Tätigkeit Gy. Töröks, der am Anfang des Jahrhunderts als vielversprechender Romanschriftsteller gewirkt hat und früh gestorben ist.

388. L o v á s z, Pál: *Krónika. A Janus Pannonius Társaság tíz esztendeje 1931—1941.* (Chronik. Die Wirksamkeit der Janus-Pannonius-Gesellschaft während der Jahre 1931—1941.) In „Sorsunk“. 1941. H. 4. S. 305—315.

Überblick über Zielsetzungen und Tätigkeit der literarischen Janus-Pannonius-Gesellschaft in Pécs.

389. L u k á c s, Gáspár: *A tatárjárás regényei* (Romane aus der Zeit des Tatarensturms). In „Katolikus Szemle“. 1941. H. 5. S. 126—131.

Aus Anlaß der siebenhundertjährigen Jahreswende des großen Mongolensturms auf Ungarn bespricht Verfasser die historischen Romane Sándor Makkais, János Kodolányis und Cecile Tormays, die diese große völkische und nationale Tragödie des Ungartums mit künstlerischer Kraft beleuchten.

390. M a k a y, Gusztáv: *A „Nyugat“ halálára* (Auf den Tod der Zeitschrift „Nyugat“). In „Diárium“. 1941. H. 11. S. 272—274.

Die Zeitschrift „Nyugat“ hat mit dem Tode Mihály Babits's, ihres Redakteurs, aufgehört zu existieren. Ihre literaturgeschichtliche Bedeutung besteht darin, daß sie inmitten der Bequemlichkeiten einer epigonenhaften Epoche Schwung und Kampf in das ungarische literarische Leben gebracht hat. In ihr entfaltete sich die „große“ Literatur der Ady-Generation, die Blüte dieser neuen Richtung knüpfte sich an den Namen der Zeitschrift. Einst Vorkämpfer der Modernität, wurde die Zeitschrift nach dem Tode jener großen Dichtergeneration — den ewigen Gesetzen der Literatur entsprechend — zum konservativen Hüter einer geschichtlich gewordenen Epoche, doch besaß sie immer Kraft genug, sich zu erneuern und neue, frische Talente in seinen Kreis aufzunehmen. Ihr Fehler lag nicht in ihrer oft erwähnten und ebenso oft Lügen gestraften Entkräftung, sondern eher darin, daß sie — in der Hand einer Clique — nicht selten zur Zeitschrift einer isolierten Gruppe und somit zu einem Werkzeug der einseitigen Literaturpolitik geworden war.

391. M a k a y, Gusztáv: *Az örökkévaló Széchenyi. Széchenyi és a magyar irodalom.* (Der unsterbliche Széchenyi. Széchenyi und die ungarische Literatur.) In „Diárium“. 1941. H. 12. S. 289—295.

Graf István *Széchenyi* war Dichter und Staatsmann zugleich. Der wunderbare Flug seiner Phantasie hätte ihn zum Künstler geschaffen, wenn ihm gleichzeitig auch die Gabe künstlerischen Gestaltens zuteil geworden wäre. Doch auch so sind es eben seine Werke, die ihn als lebende Größe erhalten; Széchenyi, den führenden Geist des einstigen Ungarns bringt uns Széchenyi, der Schriftsteller näher. Sein schriftstellerischer Ehrgeiz ging bald in seinem leidenschaftlichen Schaffensdrang unter, dennoch wirkte er auf die ganze Literatur seiner Zeit anregend und begeisternd. Er besaß eine umfassende literarische Bildung; selbst die von ihm angebahnte Reform stand unter dem Einfluß der zeitgenössischen Dichter (z. B. *Kazinczys*). Seit 1825 änderte sich das Verhältnis: nun ist er es, der die Dichter (Vörösmarty, Bajza, Fáy, Eötvös) in den Dienst seiner Ideen und der geplanten Umgestaltung stellt. Nach 1841 verliert er viel an literarischer Volkstümlichkeit: die Zeit *Kossuths* naht. Doch nach 1849 wenden sich die Besten der Nation wieder ihm zu. In der Zeit des immer mehr Raum gewinnenden Liberalismus, zwischen dem Ausgleich (1867) und dem Weltkrieg äußerte sich seine Wirkung in der herben Kritik einzelner vereinsamer Dichter an Zeit und Ungarn und in ihrem Kampf gegen eitle Illusionen. Später beschworte Ady unbewußt einzelne Züge seines Geistes; Székfü aber, der berühmte Historiker beleuchtete besonders eindrucksvoll das Erbe *Széchenyis*. Auch in der Gegenwart beschäftigt der „größte Ungar“ eine ganze Reihe von Schriftstellern und Essayisten; seine Gestalt scheint auf ewig mit dem Schicksal unserer Dichtung verbunden zu sein.

392. M a k a y, Gusztáv: *Babits Mihály, a szellem költője* (M. Babits, Dichter des Geistes). In „Sorsunk“. 1941. H. 4. S. 425—444.

Schilderung des Lebenswerks von Babits.

393. M a k a y, Gusztáv: *József Attila*. In „Magyar Szemle“. Bd. 40 (1941). H. 4. S. 269—276.

Vf. schildert das Lebenswerk des jung durch Selbstmord verschiedenen Lyrikers. Sein tragischer Tod hatte einen totalen Umschwung in der Beurteilung seiner dichterischen Laufbahn zur Folge: nach dem früheren hartnäckigen Unverständnis wurde nun seinem Andenken plötzlich schrankenlose Begeisterung dargebracht. Vf. ist bestrebt den „Dichter der Armut“ objektiv darzustellen.

394. M a k a y, Gusztáv: *Reményik Sándor*. In „Magyar Szemle“. Bd. 41 (1941). H. 6. S. 411—417.

Charakteristik der Dichtung des unlängst verstorbenen Lyrikers.

395. M a k k a i, Sándor: *Reményik Sándor*. In „Protestáns Szemle“. 1941. H. 12. S. 385—88.

Nachruf auf den jüngst verstorbenen, hervorragenden siebenbürgischen Dichter, der mit Verfasser befreundet war.

396. M a y, István: *Aranka György négy levele* (Vier Briefe von G. Aranka). In „Erdélyi Múzeum“. Bd. 46 (1941). H. 1—2. S. 99—104.

Textveröffentlichung.

397. Mohácsi, Jenő: „*Boldogult Katona József Ur*“ („Weiland Herr József Katona“). In „Nyugat“. 1941. H. 3. S. 84—88.

Archaisierende Würdigung der Tragödie „*Bánk bán*“ von József Katona.

398. Móricz, Zsigmond: *Babits Mihállyal a Garda-tón. 1913. július 12—18.* (Mit M. Babits auf dem Garda-See). In „Kelet Népe“. 1941. H. 15. S. 1—5.

Erinnerungen an die gemeinsam unternommene Reise der zwei Schriftsteller.

399. Móricz, Zsigmond: *Kuncz Aladár.* In „Erdélyi Helikon“. 1941. H. 7. S. 427—430.

Vf. gedenkt in freundschaftlicher Weise einiger Ereignisse aus dem Leben des vor zehn Jahren verstorbenen, hervorragenden siebenbürgischen Schriftstellers.

400. Móricz, Zsigmond: *Zászlóhajtás az elsikkasztott s mégis legnagyobb magyar regényíró elme, Tolnai Lajos előtt* (Ehrenbezeugung vor Lajos Tolnai, dem unterschlagenen, aber trotzdem größten ungarischen Romanschriftstellergenie). In „Kelet Népe“. 1941. H. 1. S. 1—3.

Lajos Tolnai nahm zwischen 1848 und 1867, zur Zeit seiner Jugend, die größten Erlebnisse seines Zeitalters in sich auf: den Anblick des Ungartums, das unter der politischen Unterdrückung zum Widerstand unfähig war, und den der Starrheit des Feudalismus. Den realistischen, für bittere Wahrheiten kämpfenden Romancier hat sein Zeitalter nicht verstanden; Zsigmond Móricz unternimmt die Aufgabe, diesen großen Schriftsteller aus den Trümmern der unwürdigen Vergessenheit herauszugraben.

401. Muraköz, Gyula: *Szabolcska Mihály lelki család/ája* (Der seelische Stammbaum des Dichters Mihály Szabolcska). In „Protestáns Szemle“. 1941. H. 2. S. 33—39.

Vf. charakterisiert die Dichtung des reformierten Pfarrer-Dichters der Jahrhundertwende.

402. Nagy, Adorján: *Thália számvetése* (Thalia in der Provinz). In „Magyar Szemle“. Bd. 41 (1941). H. 4. S. 255—261.

Nach kurz gefaßtem Überblick betrachtet Verfasser den Niedergang des Bühnenspiels in der ungarischen Provinz und macht den Vorschlag, man möge in jedem Komitat ein Theater gründen, das mit der Bevölkerung des ganzen Komitats Fühlung zu nehmen hätte, in ständiger Mitarbeit mit der im Hauptort des Komitats bereits tätigen oder erst zu gründenden literarischen Gesellschaft.

403. Nagy, Lajos: *Író, könyv, olvasó* (Der Schriftsteller, das Buch und der Leser). In „Nyugat“. 1941. H. 6. S. 441—447.

Vf. analysiert den Geschmack des großen Durchschnitts und veranschaulicht seine Wünsche und Werturteile an einigen Beispielen.

404. Nagy, Miklós: *Zilahy az első vonalban* (Zilahy in vorderster Linie). In „Magyar Kultúra“. 1941. H. 2. S. 20—22.

Eine Debatte mit Zilahy über konfessionelle Fragen.

405. Németh, László: *A református énekeskönyv. Előadás a Kálvin Társaságnak az új zsoltáros könyv ügyében tartott értekezletén* (Das Liederbuch der Reformierten. Vortrag, gehalten in der Sitzung der Calvin-Gesellschaft, in Angelegenheit des neuen Psalters). In „Kelet Népe“. 1941. H. 2. S. 9–11.

Der erfindungsreiche, von echtem Ungartum beseelte Übersetzer des Psalters der Reformierten, Albert Szenczi Molnár, war einer der größten Geister Ungarns im XVII. Jahrhundert. Als Lyriker ist er Träger echt ungarischer Tradition. Generationen reformierter Ungarn wuchsen mit seinem Psalter auf, der auch heute noch seine alte Aufgabe erfüllt.

406. Németh, László: *Janus arccal* (Mit einem Janus-Gesicht). In „Magyar Élet“. 1941. H. 10. S. 3–6.

Ein fernes Europa zu kopieren oder unser Ungartum zu bewahren, dieses zweifache Schicksal, dies zweifache Programm stellt sich seit 1700 unseren Schriftstellern dar. Die Lyrik und die Prosa bekommen in doppelter Möglichkeit eine zweifache Rolle. In unserer Prosa hat sich der ständige, bleibende Teil des Ungartums bewahrt, die gute ungarische Prosa vor 400 Jahren spricht heute noch frisch und vollkommen zu uns. Die Geschichte unserer Lyrik zeigt indessen ein ganz anderes Bild. Die ungarische Dichtung des Mittelalters geriet im XVII. und XVIII. Jahrhundert langsam in Vergessenheit, oder aber sie war in plumpen Formen erstarrt. Als gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts die ungarische Lyrik sich zu einer neuen Blüte aufschwingt, hat sie keine brauchbare Formensprache; daher wendet sie sich an den Westen. Angefangen von den Hexametern Dávid Baróti Szabós bis zur ungarischen ungebundenen Dichtung eignen sich unsere Dichter jedes Dichtungssystem Europas an. Auf diese Weise ist die ungarische Dichtung und die ungarische Prosa zu einem Janus-Angesicht geworden. Sie haben zwei Gesichter: das eine schaut in seine eigene Vergangenheit, nach Osten. Das andere wendet seine Blicke auf den Westen, auf die europäischen Gefühle, es blickt in die Zukunft. Auch das ist ein spezifischer Zug unserer Lyrik, daß unsere besten Dichter ebenso gute Prosaschriftsteller sind. Nach den theoretischen Erörterungen analysiert Vf. die Prosa von zwei bekannten ungarischen Dichtern, die Miklós Zrinyis (XVII. Jh.) und die Ferenc Faludis (XVIII. Jh.)

407. Németh, László: *Vitathatatlan Ady* (Der unbestreitbare Ady). In „Magyar Élet“. 1941. H. 11. S. 5–9.

Ady ist seit zwanzig Jahren tot, doch flammt die Auseinandersetzung um seine Dichtung und seine Person genau so auf, als ob er hoch leben würde. In diesem erbitterten Kampf werden selbst die unbestreitbaren Züge *Adys* verzerrt.

408. Pálfi, István: „*A magyar ugaron.*“ *Megjegyzések egy perhez, amelyben a magyarság már régen döntött* („Auf der ungarischen Brache.“ Bemerkungen in einem Rechtsstreit, den das Ungartum bereits längst entschieden hat). In „Magyar Élet“. 1941. H. 9. S. 7–9.

Energische Zurückweisung aller unbegründeten Beschuldigungen, die gegen J. Kodolányi hervorgebracht worden sind.

409. **Petró, Sándor:** *A magyarnyelvű egyházi ének középkori emlékei* (Mittelalterliche Denkmäler des Kirchengesanges in ungarischer Sprache). In „Archivum Philologicum“. Bd. 65 (1941). S. 270—285.
Deutscher Auszug.

Nach allgemein verbreiteter Meinung ist die liturgische Anwendung der Nationalsprachen eine Errungenschaft der Reformation. Demgegenüber steht fest, daß schon seit der Bekehrung der nicht-lateinischen Völker in dem liturgischen Gesang ab und zu die Nationalsprachen gebraucht wurden. Seit der Reformation gewannen diese naturgemäß auch in den gottesdienstlichen Formen der römisch-katholischen Kirche einen größeren Spielraum. Für den Gebrauch der ungarischen Sprache in den Kirchengesängen des Mittelalters fehlen uns heute noch die Belege. Auf Grund der inhaltlichen und formalen Übereinstimmungen zwischen unseren Gesangbüchern und den reich überlieferten geistlichen Volksliedern, sowie unseren dramatischen Denkmälern aus dem Mittelalter können wir jedoch schon jetzt die Behauptung wagen, daß auch in Ungarn schon vor der Reformation Kirchengesänge in ungarischer Sprache vorhanden sein konnten.

410. **Petró, Sándor:** *Barokk túlvilág* (Das Jenseits in der Schau des Barocks). In „Diárium“. 1941. H. 4. S. 78—82.

Schilderung der Vorstellungen und Bilder vom Jenseits in der ungarischen Barock-Dichtung.

411. **Pitroff, Pál:** *Tinódi Sebestyén eszmevilága* (Die Gedankenwelt Tinódis). In „Katolikus Szemle“. 1941. H. 12. S. 438—442.

Vf. bespricht die Ideen dieses epischen Dichters des XVI. Jahrhunderts über Leben, Glauben und Nation.

412. **Radó, Polikárp:** *A nemzeti gondolat középkori liturgiánkban* (Der nationale Gedanke in unserer mittelalterlichen Liturgie). In „Katolikus Szemle“. 1941. H. 12. S. 431—438.

Neuere Forschungen (*Hóman, Deér, Joó*) haben nachgewiesen, daß im ungarischen Mittelalter sowohl die Gemeinschaften wie der Einzelne von starkem nationalem Bewußtsein durchdrungen waren. Verfasser wendet sich einem bisher ziemlich vernachlässigten Gebiet, der ungarischen mittelalterlichen Liturgie zu und findet darin ebenfalls Kennzeichen und Merkmale der mittelalterlichen ungarischen nationalen Idee. Diese Erscheinung ist leicht zu deuten: viele ungarische Geistliche und Ordensbrüder stammten im Mittelalter aus den tiefsten Volksschichten und so konnte der nationale Gedanke leicht auch in die lateinische, in ganz Europa gebräuchliche Liturgie eindringen.

413. **Rédey, Tivadar:** *Az örök Arany János* (Der unsterbliche Arany). In „Budapesti Szemle“. Bd. 261 (1941). S. 489—493.

Festrede über die unvergänglichen Werte der Dichtung *Arany's*, des großen Dichters des ungarischen nationalen Klassizismus.

414. **Rédey, Tivadar:** *Babits Mihály ravatalánál* (An der Bahre des Dichters Mihály Babits). In „Budapesti Szemle“. Bd. 261 (1941). S. 243—245.

Gedächtnisrede, gehalten an der Bahre des Dichters im Namen der Ungarischen Wissenschaftlichen Akademie und der Kisfaludy-Gesellschaft.

415. *Reményi k-emlékszám* (Reményik-Gedenknummer). Herausgegeben von „Erdélyi Helikon“. 1941. H. 12. S. 751—813.

Der verstorbene Lyriker war ständiger Mitarbeiter der Zeitschrift „Erdélyi Helikon“ gewesen. Die übrigen Mitarbeiter der Zeitschrift opfern nun nach seinem Tode seinem Gedächtnisse mit mehreren Artikeln und würdigen sein Lebenswerk.

416. *Révész, Mária: Néhány adat Philippus Beroaldus maior magyar összeköttetéseihez* (Einige Belege für die ungarischen Beziehungen des Philippus Beroaldus maior). In „Archivum Philologicum“. Bd. 65 (1941). S. 164—166. Italienischer Auszug.

417. *Romhányi, Gyula: A „Kegyenc“ vázlatja és első kidolgozása* (Der Plan des Dramas „Kegyenc“ (der Günstling) und seine erste Ausarbeitung). In „Irodalomtörténeti Közlemények“. 1941. Hh. 1—4. Ss. 61—71., 154—170., 259—265., 374—382.

Vf. veröffentlicht die erste Ausarbeitung der Tragödie „Kegyenc“ von L. Teleki. Die erste Fassung weicht an mehreren entscheidenden Stellen von dem endgültigen Text ab.

418. *Romhányi, Gyula: Teleki László és Kegyence* (L. Teleki und sein Drama „Kegyenc“). In „Irodalomtörténeti Közlemények“. 1941. Hh. 1., 2., 3. S. 40—60., 139—153., 250—258.

Vf. schildert Leben und Schaffen des Grafen L. Teleki (1811—1861), der als Politiker und Schriftsteller gewirkt und im Dienste der Nation Selbstmord begangen hat; Vf. bringt eine eingehende Analyse seines besten Werkes, der Tragödie „Kegyenc“ (der Günstling).

419. *Rónay, György: Illyés, a költő* (Illyés, der Dichter). In „Sorsunk“. 1941. H. 1—2. S. 137—143.

Anlässlich der unlängst erschienenen Gesamtausgabe der bisher entstandenen Gedichte I.'s gibt Vf. ein klares Bild von der Entwicklung des Dichters.

420. *Rónay, György: Monostori szellem a román korban. A szerzetesi olvasmányok és a monostori irodalom eszményei* (Klösterlicher Geist in der romanischen Zeit. Die Lesestücke der Mönche und die Ideale der klösterlichen Literatur). In „Katolikus Szemle“. 1941. H. 9. S. 325—330.

Jene Werke der ungarischen Literatur des XI. Jahrhunderts, die wir von solchen höfischen Charakters getrennt den Klöstern zuteilen können, zeigen im großen Ganzen eine einheitliche Betrachtungsweise: einerseits verneinen sie alles, was weltlicher Natur ist, andererseits haben sie mit allem, was mit dem dichterischen Selbstbewußtsein und dem literarischen Teil der mittelalterlichen Schulwissenschaft, dem lateinischen Geist, im

Zusammenhang steht, nichts zu tun. Den für den Unterricht unbedingt notwendigen lateinischen Geist haben sie jedoch mit starker Hand dem höheren Ziel untergeordnet: er erhielt nur das Recht, die theologischen Studien vorzubereiten. Bereits seit Isidorus hören wir ständig von Leseverboten der Klassiker, und auch die Angaben des Bücherverzeichnisses von Pannonhalma scheinen das Vorhandensein dieser „antidialektischen“ Tendenz zu bekräftigen. Die Beschäftigung mit der weltlichen Wissenschaft und die Kenntnis der Klassiker wurde auch von Pannonhalma nicht günstig aufgenommen und auch unsere Mönche sahen im irdischen Leben die Zeit der strengen asketischen Vorbereitung auf die Seligkeit des Jenseits. Die Askese des romanischen Geistes nahmen die ungarischen Mönche schon im Laufe ihrer Studien in sich auf. Sie wurden in ihrer Auffassung und Haltung durch ihre hiesige Lektüre nur noch bestärkt. (U. a. durch die Arbeiten des heiligen Gregor.) Der Einsiedler-Geist wurde in der Bibliothek zu Pannonhalma durch die „Collationes“ des Cassian vertreten. Außer dieser Arbeit verstärkten auch andere Wirkungen, Beziehungen und aus dem Leben genommene Beispiele den Einsiedlergeist.

421. R ó n a y, György: *Stílus és lélek. A modern magyar irodalom története* (Stil und Geist. Geschichte der neuen ungarischen Literatur). In „Magyar Kultúrszemle“. 1941. H. 1–4., 7. S. 3–6., 27–30., 53–55., 75–77., 151–153.

Vf. setzt die im Jahre 1940 begonnene Artikelreihe über die ungarische Literatur der Jahrhundertwende und des beginnenden XX. Jahrhunderts fort, mit besonderer Berücksichtigung der Entwicklung auf dem Gebiete der Lyrik; er beachtet insbesondere stilgeschichtliche Gesichtspunkte.

422. S á n d o r, József: *Megemlékezésem Tolnai Lajosról* (Erinnerungen an L. Tolnai). In „Kelet Népe“. 1941. H. 10. S. 3–4.

423. S á r k á n y, Oszkár: *Bűnügyi regény és irodalmi disznótör* (Kriminalromane und Schlachtfeste in der Literatur). In „Protestáns Szemle“. 1941. H. 6. S. 209–214.

Vf. geht von der Schilderung des kulturellen Lebens einer kleinen Provinzstadt aus und weist auf die Mißstände ihrer Bildung hin. Die niederen Volksschichten, besonders die Jugend verschlingt mit Heißhunger die Produkte der Schundliteratur. Man kann es ihnen nicht wehren: sie wurden lesen und schreiben gelehrt, doch über Bedeutung und Würde des gedruckten Wortes sind sie nie aufgeklärt worden. Eine überaus seichte Lektüre, von vergiftendem Einfluß auf die unreife Jugend, erscheinen diese Romane als ein Morast, aus dem es keine Rettung gibt. Auch die Bildungsansprüche der höheren Klassen zeigen leider kein günstigeres Bild. Dem Publikum fehlt es an Ehrfurcht, einen literarischen Vortrag würdig aufzunehmen: er bedeutet ihm eher eine gesellschaftliche Zusammenkunft als die Möglichkeit der Vertiefung. Es „schickt sich“ zu erscheinen; das durch und durch oberflächliche kulturelle Leben der Provinz steht unter dem Zeichen des Snobismus. Aehnlich dem Burschen, der nur formell das Lesen erlernt hat und nun Schundromane liest, hängt die kleinstädtliche Mittelklasse ebenfalls an Äußerlichkeiten; sie lebt in der ständigen Überschätzung der im Gymnasium ihr zuteil gewordenen formellen Bildung. Die echte Kultur der

Provinz tritt auch gar nicht in den Vortragssälen oder an den gedeckten Tischen der Festmähler zutage: sie lebt zwischen den vier Wänden jener, die sich im engen Freundeskreise mit Andacht und Ehrfurcht zu bilden suchen.

424. S á r k á n y, Oszkár: *Katona József*. In „Diárium“. 1941. H. 12. S. 300—305.

Vf. zeichnet das seelische Bildnis des großen ungarischen Dramatikers. Katona brauchte den Blick für das Dramatische, die Kraft des dramatischen Gestaltens nicht zu erlernen, er brachte diese schon mit sich, seine seelische Konstitution trug von Anfang an die Genialität, doch auch die Gewißheit des Zusammenbruchs in sich. Vf. beleuchtet auf Grund seines Äußern und seines Schaffens die leidenschaftlich-überwallende Gefühlswelt des Dichters. Dieser große Einsame unserer Literatur suchte keine Beziehungen zu seinen Zeitgenossen, er schuf eine eigene Welt um sich, und erst spätere Geschlechter brachten seiner Kunst Verständnis und Würdigung entgegen.

425. S á r k á n y, Oszkár: *Két ismeretlen költő* (Zwei unbekannte Dichter). In „Irodalomtörténet“. 1941. H. 4. S. 183—189.

Nähere Angaben über Gedichte von Gergely *Pethő* (XVII. Jh.) und András *Lipthay* (XVIII. Jh.).

426. S e m e t k a y, József: *Hires repülők könyvei* (Bücher berühmter Flieger). In „Diárium“. 1941. H. 1. S. 11—14.

Überblick über die literarischen Werke der namhafteren ausländischen und ungarischen Flieger.

427. S ó t é r, István: *Babits Mihály. 1883—1941*. In „Magyar Szemle“. Bd. 41 (1941). H. 3. S. 210—215.

Würdigung des vorbildlichen Lebens und Schaffens des dahingegangenen Dichters.

428. S ó l y o m, Jenő: *A vizsolyi Biblia jubileumi irodalmához* (Zu der Literatur des Jubiläums der Bibel von Vizsoly). In „Protestáns Szemle“. 1941. H. 8. S. 257—262.

Im Jahre 1940 wurde das 350. Jubiläum der ersten *vollständigen* ungarischen Bibelausgabe, der Übersetzung Gáspár *Károlyis* gefeiert. Vf. überblickt die anlässlich des Jahrestages veröffentlichte einschlägige Literatur.

429. S t a u d, Géza: *A színházi évad tanulságai* (Die Lehren der Theatersaison). In „Magyar Szemle“. Bd. 41 (1941). H. 2. S. 122—130.

Kritische Übersicht über die Repertoirestücke und Vorstellungen der Budapester Theater, mit einer Würdigung der hervorragenden schauspielerischen Leistungen.

430. S z a b ó, István: *József Attila élete és művei* (Leben und Werke Attila *József's*). In „Erdélyi Helikon“. 1941. H. 2. S. 137—142.

Schilderung des Lebens und Schaffens des unter tragischen Umständen Selbstmord verübenden hervorragenden jungen Lyriker. Ein Dich-

ter der Armut und echter Menschlichkeit, ist József ein Symbol des über das übliche Maß weit hinausgehenden, schwersten menschlichen Leidens geworden, in der Dichtung aber einer selten so offenen lyrischen Aufrichtigkeit und würdig-standhaften Haltung.

431. C s. S z a b ó, László: *Illyés Gyula*. In „Nyugat“. 1941. H. 4. S. 168—170.

Die dichterische Laufbahn Gyula *Illyés'* erscheint als eine schicksalsgewollte Synthese. Er erreichte seine Größe nicht durch sein Anderssein, durch die Abweichung von seinen Zeitgenossen, sondern eben dadurch, daß er die von allen Seiten — sei es nun aus dem Gebiete der Prosa oder des Verses, aus dem Kreise des Bauerntums oder der Patrizier, aus Transdanubien oder Siebenbürgen, aus Frankreich oder Osteuropa — ihm zuströmenden Bereicherungen in sich aufnahm und die auseinanderstrebenden Leidenschaften der Mitwelt in seinem auch äußerlich großzügigen Werke in eine innige Einheit verschmelzen konnte. Voller Harmonie und Ausgeglichenheit, nährt sich dennoch sein Wesen nicht von den Erinnerungen an die sanften Landschaften jenseits der Donau: es ist eher, als ob er die leidenschaftliche Erregung und den schweren Kummer seiner Zeitgenossen machtvoll meistern wollte. Zwischen vaterlandsverräterischen Fürstendienern und grimmig-erbitterten Freiheitskämpfern fand *Illyés* mit nachwandlerischer Sicherheit den Weg der Treue sowohl zum Ungartum als auch zu Europa.

432. C s. S z a b ó, László: *Mérleg* (Auf der Waage der Zeit). In „Nyugat“. 1941. H. 7. S. 475—489.

Vf. zeichnet das Bild der Entwicklung der ungarischen Literatur nach dem Weltkriege. Nach dem Zusammenbruch von 1919 erhoben sich die Dichter der Zeitschrift „Nyugat“ aus den Tiefen der nationalen Erstarrung ohne den secessionistischen Schmuck von früher. Die Jahre zwischen 1920 und 1930 stehen unter ihrem Zeichen, in dieser Zeit finden sie die tiefste Erfüllung ihres Wesens (das gigantische Werk des toten *Ady* steht abgeschlossen da, *Árpád Tóth*, *Gyula Juhász*, *Kosztolányi*, *Móricz*, *Krudy*, *Babits* erreichen jetzt die höchsten Höhen ihres Schaffens). Der einzige Rebell dieser Generation, der freiwillig in die Verbannung ging, ist *Dezso Szabó*, der große Stilromantiker. Sein eigenes Schicksal und seinen Lebensweg betrachtete er als eine Sendung für Ungarn: bereits am Anfang der zwanziger Jahre fand er tiefe und gewichtige Worte über Fragen des Rasischen und Völkischen, über das dem Osten zugewandten Ungartum und jenes, das sich Europa nähert, über Assimilation und Dissimilation. Das wahre Wesen des Ungartums suchte er in einem neugeschaffenen Bauernmythus, der auch das Bauerntum der Donaugegend in sich aufnimmt, doch alle übrigen Volksschichten sozusagen negiert. Die neben der Generation der Zeitschrift „Nyugat“ langsam zu Worte kommenden neuen Dichter bewahrten auf dem Gebiete des Verses die Traditionen ihrer Vorläufer; die Revolution brach auf dem Gebiete der Prosa aus. Ohne, daß die neue Generation mit sich selbst zerfallen wäre, verleugnete ein Teil der jungen Dichter ihre Mitkämpfer, die frühere erste Generation der Zeitschrift. Sie fanden unbewußt wieder den Weg zu den beinahe vergessenen und verleugneten Thesen *D. Szabós*. Ihr hervorragender Vertreter, dessen leiden-

schaftlich-temperamentvolle und zugleich puritanische Persönlichkeit ein Symbol des eingetretenen Wandels ist, war László Németh. In ihm wurden die literarischen Kräfte und Strömungen offenbar, die Mitte der dreißiger Jahre die Losung aufbrachten: „Kampf im Dienste des Volkhaften“, und die den Dichtern für eine kurze Zeit eine neue, gewichtige Bedeutung in der Führung des Volkes verliehen haben. Die Stimmung im Lande war die von 1848. Der große Augenblick der volkhafsten Dichter ist jedoch vergangen, ohne ausgenützt zu werden: die unrichtige Beurteilung ihrer Aufgabe im Leben der Nation, gegenseitige Eifersüchteleien, auch das Einschreiten der Staatsgewalt, hauptsächlich aber die beginnende europäische wirtschaftliche Krise haben daran Schuld. Der Fluch des unfruchtbaren ungarischen Messianismus, der früher allein auf D. Szabó lag, lastete nunmehr auf einer ganzen Gruppe der Dichter. Wiederum László Németh war es, der diesem bitteren Schmerz Worte verlieh: in seinem Aufsatz „Kisebbségben“ (In der Minderheit) beurteilt er die Entwicklung der ungarischen Literatur in den zwei letzten Jahrhunderten mit selbstquälerischer Erbitterung. Zwei strukturelle Typen meint er in Vergangenheit und Gegenwart unterscheiden zu können, die der „tiefen Ungarn“, und die der „seichten“. Seine herben Worte riefen eine stürmische Debatte hervor; es schien, als ob die volkhafsten Dichter für das erstarrte, in der Entwicklung zurückgebliebene Bauernvolk die europäische Kultur und besonders den gebildeten Dichter verantwortlich machen würden. Die volkhafte Bewegung wollte zwar in der Politik Reformen durchführen, in der Literatur aber nahm sie mit erbittertem Grimm — gleichsam ein neuer Bauernaufstand — Rache an der Politik. Ihre Vertreter haben das Verdienst, die geschlossene, verschwindende Kultur des Bauertums entdeckt und geschildert zu haben und das unbekannte Volk, dem der Grund und Boden dieses Landes blutmäÙig in erster Linie zukommt. Sie leisteten somit einen wertvollen Dienst der Gemeinschaft. Zu gleicher Zeit mußten wir uns jedoch in einem feindlichen Europa behaupten, die Schande von Trianon mit unserem Geiste beschämen und inmitten der verstümmelten Grenzen das ewige, unantastbare Vaterland behüten. Auch dieser Dienst geschah um der Gemeinschaft willen, doch er wurde von der anderen Partei geleistet: von den städtischen Dichtern, den „Volkhaften“ gegenüberstehenden, sogenannten „Nationalen“, je nach individueller Art des Einzelnen, doch in innigem Einklange miteinander.

433. Szabó, T. Attila: *Két népdalunk szövegének forrása* (Quellen der Texte von zwei ungarischen Volksliedern). In „Erdélyi Múzeum“. 1941. H. 3—4. S. 259—264.

434. Szász, Károly: *Teleki László „Kegyenc“-e* (Das Drama „Kegyeno“ „Der Günstling“ von László Teleki). In „Budapesti Szemle“. Bd. 260 (1941). S. 267—270.

Einige Bemerkungen über die Tragödie des Grafen László Teleki und ihre Darstellung auf der Bühne des Nationaltheaters.

435. Szénásy, Barna: *Kultúrélet Kárpátalján* (Das kulturelle Leben in Sub-Karpathien). In „Láthatár“. 1941. H. 4. S. 73—75.

Schilderung der literarischen und kulturellen Bestrebungen in Sub-Karpathien und Hinweis auf die Aufgaben der Zukunft.

436. Szij, Gábor: *A Babits-emlékkönyv és a Magyar Csillag* (Die zum Gedächtnis des verstorbenen Dichters Babits herausgegebene Festschrift und die Zeitschrift „Magyar Csillag“). In „Magyar Élet“. 1941. H. 12. S. 7—9.

Vf. erhebt grundsätzliche und persönliche Einwände gegen die von der Zeitschrift „Magyar Csillag“ (Nachfolger der Zeitschrift „Nyugat“) herausgegebene Festschrift.

437. Sztróka y, Kálmán: *Szabadka* (Maria-Theresiopel). In „Diárium“. 1941. H. 5. S. 115—118.

Szabadka (Maria-Theresiopel), die größte ungarische Stadt des ungarischen Südländes ist im Frühling des Jahres 1941 an des Mutterland zurückgegliedert worden. Vf. läßt seine Erinnerungen an zwei große ungarische Schriftsteller, die aus Szabadka stammen, an Dezső Kosztolányi und Géza Csáth wieder erstehen.

438. Takáts, Gyula: *Csokonai és Berzsényi harca* (Der Kampf zwischen Csokonai und Berzsényi). In „Sorsunk“. 1941. H. 4. S. 383—398.

Vf. zieht den Vergleich zwischen den zwei hervorragenden ungarischen Lyrikern mit besonderer Berücksichtigung ihrer kritischen Grundsätze.

439. Thurzó, Gábor: *Végvári és Reményik*. In „Katolikus Szemle“. 1941. H. 12. S. 442—448.

Anläßlich des Todes von Reményik bespricht Verfasser die Dichtung des dahingegangenen Lyrikers und verfolgt seinen Weg von den unter Decknamen erschienenen, von nationalem Schmerz getragenen, glühenden *Végvári*-Versen bis zur einsamen Höhe und Askese der letzten Gedichte.

440. Tolnai, Gábor: *Adat borosjenői Hegyesi István életéhez* (Beitrag zur Biographie István Hegyesis v. Borosjenő). In „Irodalom-történet“. 1941. H. 4. S. 189.

- 440a. Tolnai, Gábor: *Arany János ismeretlen levele* (Ein unbekannter Brief János Arany). In „Magyar Csillag“. 1941. H. 1. S. 36.

441. Tóth, Béla: *Nép és könyv* (Volk und Buch). In „Magyar Élet“. 1941. H. 3. S. 12—13.

Volk und Buch finden sich auch heute noch nicht. Vf. legt seine Auffassung dar, mit deren Hilfe dieser Mißstand beseitigt werden könnte.

442. Trócsányi, Zoltán: *A fordítások történetéhez* (Zur Geschichte der Übersetzungen). In „Magyar Könyvszemle“. 1941. H. 3. S. 270—278. Deutscher Auszug.

Vf. überblickt die aus den Fremdsprachen ins Ungarische übersetzten Werke von den Anfängen bis zum Beginn des XIX. Jahrhunderts. — Im XVI. und XVII. Jahrhundert stammt der größte Teil der Übersetzungen aus dem Lateinischen, selbst dann, wenn das Original in irgend einer Fremdsprache abgefaßt war. Verfasser zeigt den sprachlichen Weg

der Übersetzungen und macht auf die besondere Lust am Übersetzen aufmerksam, die das Ende des XVIII. Jahrhunderts kennzeichnet.

443. Turóczy-Trostler, József: *A Balassi-versszak német rokon-sága* (Deutsches zur Vorgeschichte der Balassi-Strophe). In „Archivum Philologicum“. Bd. 65 (1941). S. 285—302. Deutscher Auszug.

Die sogenannte Balassi-Strophe ist die kunstvollst aufgebaute, architektonisch höchststehende lyrische Form der alten ungarischen Dichtung. Ihre ungemeine Beliebtheit verdankt sie hauptsächlich ihrer Singbarkeit und den sofort ins Ohr fallenden, wirkungsvollen Äußerlichkeiten ihrer Form. Die Strophe verliert nichts an geschichtlicher Bedeutung, wenn festgestellt wird, daß sie nicht von Balassi herrührt. Wie bekannt, steht sie in der ungarischen Lyrik nicht ohne Vorformen da. Ihr europäischer Stammbaum war bis jetzt vollständig unbekannt. Vf. sucht die verwandten Formen unter den Versen des deutschen Minnesanges bereits vom XIII. Jahrhundert an und stellt fest, daß, obwohl eine genaue Entsprechung zu der Strophe nicht zu finden ist, um so zahlreichere nahe oder entferntere Varianten bekannt seien, auf Grund deren die gemeinsame Urform: der „Urtypus“ festzustellen sei, jener neunzeilige Strophenbau, in welchem die Reime der paaren Zeilen Träger der Synthese sind, die der unpaaren aber die Funktion der Analyse erfüllen.

444. Vajda, Endre: *A spirituális költő. Reményik Sándor költészete* (Der Dichter der reinen Geistigkeit. Die Dichtung Sándor Reményiks). In „Protestáns Szemle“. 1941. H. 8. S. 263—270.

Vf. beleuchtet das rein geistige Wesen der Dichtung Reményiks, des unlängst verstorbenen siebenbürgischen Lyrikers.

445. Vajtai, István: *Alkalmi szemlélődés íróink népszemlélete körül* (Gelegentliche Betrachtung, angestellt an der Volksbetrachtung unserer Schriftsteller). In „Magyar Kultúra“. 1941. Hh. 8—9. Ss. 135—137., 152—154.

Vf. führt die Bauerndarstellung unserer Schriftsteller vor und weist mit besonderem Nachdruck auf die Bauerngestalten Zsigmond Móricz' und Dezső Szabós, der beiden führenden Schriftsteller der volkhafte Betrachtungsweise hin. D. Szabó habe aus dem Bauern ein Wunder gemacht, Móricz habe ihn dagegen nur naturalistisch dargestellt. Die Volksbetrachtung unserer Schriftsteller sei im allgemeinen entweder kirchenfeindlich, oder zum mindesten sei kein Christentum in ihr.

446. G. Vargha, Zoltán: *Vargha Gyula levelei a boszniai okkupációból* (Briefe des Dichters Gyula Vargha aus Bosnien zur Zeit der Okkupation). In „Irodalomtörténeti Közlemények“. 1941. H. 3. S. 266—280.

Textveröffentlichung.

447. Várkonyi, Nándor: *Regények és regényírók. Kodolányi János*. (Romane und Romanciers. J. Kodolányi). In „Sorsunk“. 1941. H. 3. S. 253—271.

Vf. schildert die Kunst K.'s als Romandichters und beleuchtet die Bedeutsamkeit seiner geschichtlichen Romane: in ihnen sei es ihm gelungen das überzeitliche Drama des ungarischen Lebens darzustellen.

448. **V a r j a s, Béla:** *Ferenczi Lőrinc és az első Balassa-kiadás* (Lőrinc Ferenczi und die erste Balassa-Ausgabe). In „Irodalomtörténet“. 1941. H. 2. S. 57—64.

Der königliche Sekretär Lőrinc *Ferenczi* gab zwischen 1632 und 1635 in Wien die geistlichen Lieder des großen ungarischen Lyrikers Bálint *Balassa* heraus. Vf. behauptet, daß diese Wiener Ausgabe der Ahne jeder späteren Balassa-Ausgabe war. Da sie jedoch nur den katholischen Lesern entgegenkam, wurde die protestantisch gefärbte Ausgabe der geistlichen Lieder von der Druckerei zu Bártfa verfertigt. Die frühere katholische Ausgabe diente dazu als Vorbild.

449. **V e r e s, Péter:** *Máraitól tanuljunk írni?* (Sollen wir von Márai schreiben lernen?) In „Magyar Élet“. 1941. H. 3. S. 9—11.

Vf. bestreitet, daß Márai ein echter Künstler der Sprache und des Stils sei.

450. **V i t a, Zsigmond:** *Kolozsvár a múlt század első felében* (Kolozsvár in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts). In „Erdélyi Helikon“. 1941. H. 9. S. 597—606.

Auf Grund von Reisebeschreibungen und Memoiren wird uns das Geistesleben und gesellschaftliche Treiben der Hauptstadt Siebenbürgens in der bezeichneten Zeitperiode geschildert.

451. **V i t a, Zsigmond:** *Szombati-Szabó István.* In „Erdélyi Helikon“. 1941. H. 3. S. 193—199.

Vf. bespricht eingehend das Werk des im Jahre 1934 dahingegangenen Dichters. Obwohl aus der ungarischen Tiefebene stammend, wurde Szombati-Szabó dennoch durch und durch siebenbürgischer Dichter: das Schicksal seiner neuen Heimat formte ihn zu dem, der er geworden, zu einem kämpferischen Poeten Siebenbürgens.

452. **W a l d a p f e l, Imre:** *A magyar és németalföldi „Athénás“.* (Das ungarische und das niederländische „Athénás“.) In „Irodalomtörténet“, 1941. H. 3. S. 132—133.

453. **W a l d a p f e l, József:** *Balassi lengyel kapcsolataihoz* (Beiträge zu den Beziehungen Balassis zu Polen). In „Archivum Philologicum“. Bd. 65 (1941). S. 310—318. Französischer Auszug.

Vf. weist auf die Beziehungen *Balassis* und seiner Dichtung zu Polen hin, insbesondere auf die Psalmübersetzung *J. Lubelczyks* als die polnische Vorlage der Weise eines geistlichen Liedes unsers Dichters.

454. **W e ö r e s, Sándor:** *A gyermekek költészete* (Die Dichtung der Kinder). In „Diárium“. 1941. H. 5. S. 119—122.

Die Zeitschrift „Diárium“ veröffentlichte einen Aufruf, in dem von Eltern und Lehrern Gedichtversuche von Kindern verlangt wurden.

Vf. führt die auffallenden Züge der eingesandten Gedichte vor und druckt die am besten gelungenen Versuche ab.

455. Z o v á n y i, Jenő: *Adatok Prágai András életéhez és működéséhez* (Beiträge zur Biographie András Prágais). In „Irodalomtörténeti Közlemények“. 1941. H. 2. S. 180—182.

D) *Die Literaturgeschichte der germanischen, romanischen und anderen Völker.*

456. B i r ó, Sándor: *A román politikai sajtó születése és fejlődése Magyarországon.* (Die Geburt und die Entwicklung der rumänischen politischen Presse in Ungarn). In „Erdélyi Múzeum“. Bd. 46 (1941). H. 3—4. S. 145—182.

Die ersten Versuche, die die Gründung der rumänischen politischen Presse in Siebenbürgen bezweckten, erfolgten im XVIII. Jahrhundert. „Die Bildung des rumänischen Volkes ist ein derartig heilsames Ziel“, schrieb bei diesem Anlaß Graf György von Bánffy, der Statthalter Siebenbürgens, „daß ein solches bei keiner anderen hiesigen Zeitung zu finden ist.“ Wegen materieller Ursachen konnte jedoch der erste wirkliche Vertreter der rumänischen politischen Presse erst 1838 erscheinen, usw. in Brassó (Kronstadt), unter dem Titel *Gazeta de Transilvania*. Der Redakteur war Georg Barițiu. Das Blatt stand in Dienste der rumänischen nationalen Bestrebungen, legte seine Auffassung mit immerzunehmender Offenheit dar und war sowohl diesseits, als auch jenseits der Grenze beliebt. Während des Freiheitskampfes wurden zwei ungarfreundliche rumänische Blätter herausgegeben: die *Amicul poporului* und die *Espatriatul*. Die zweite Epoche der rumänischen politischen Presse dauert von 1850 bis 1884. In dieser Epoche haben sich die drei großen Brennpunkte der ungarländischen rumänischen Presse bereits herausgestellt: Brassó (Kronstadt), Nagyszeben (Hermannstadt) und Budapest. Berühmtere Blätter waren: das in Nagyszeben erscheinende *Telegraful Roman*, gegründet und geleitet von Andreas Șaguna, dem orthodoxen Bischof; die von Siegmund Pap 1861 gegründete und in Pest erscheinende *Concordia*; — Alexander Romans Gründung: die *Federațiunea* (Budapest, 1868); die Wochenschrift der Gebrüder Mocsonyi: *Albina* und die in Brassó erscheinende Wochenschrift: *Orientulu latinu*. Die zwei letzteren vertraten eine besonders extreme Haltung. Seit 1850 genoß die siebenbürgische rumänische Volksgruppe eine immer zunehmende wirtschaftliche, gesellschaftliche, kirchliche, kulturelle und politische Freiheit und konnte sich im Dienste ihrer nationalen Ziele frei betätigen. Die die „rumänische Einheit“ verherrlichende Feier in Putna führte zur Gründung der Zeitung *Tribuna*, die, von Slavici redigiert, 1884 in Nagyszeben zum ersten Mal erschien.

- 456a. C s a p l á r o s, István: *A múlt század lengyel irodalma Magyarországon* (Die polnische Literatur des XIX. Jahrhunderts im Blickfeld Ungarns). In „Archivum Philologicum“. Bd. 65 (1941). S. 41—58. Französischer Auszug.

Die polnischen Schriftsteller vom Ende des XVIII. Jahrhunderts blieben für Ungarn beinahe völlig unbekannt. Die nach Galizien stationierten ungarischen Offiziere lernten als erste in den zwanziger Jahren des XIX. Jahrhunderts die polnische Literatur kennen. Nach dem polnischen Freiheitskampfe von 1830—31 erwachte und vertiefte sich das Interesse der ungarisch-literarischen Kreise für die zu dieser Zeit einen neuen Aufschwung nehmende polnische romantische Literatur und ihren führenden Dichter Mickiewicz. Zahlreiche Artikel würdigten sein Schaffen, mehrere seiner Werke erschienen auch in ungarischer Sprache. Sein Tod ließ die Anteilnahme am polnischen Schicksal nur erstarben: das unter dem Druck der absolutistischen Herrschaft Österreichs leidende Ungarn brachte viel Verständnis dem unterdrückten Polen und seiner Literatur entgegen; von Jahr zu Jahr erschienen neue Artikel über die polnische Literatur. Slovacki, Krasinski, Fredro, Kraszewski, Milkowski, Boleslav Prus, Orzeskova, dann die Werke von Sienkiewicz (vor allem das *Quo vadis?*) wurden bald auch in Ungarn populär. Unter den neueren Schriftsteller hatte besonders Reymont mit seinem berühmten Roman (*Bauern*) eine große Wirkung.

457. D o b l e r, Géza: *Jean-Baptiste Rousseau és a magyarországi török háborúk* (J. B. Rousseau und die Türkenkriege in Ungarn). In „Debreceni Szemle“, 1941. H. 4. S. 98—99.

Zur Zeit seines Wiener Aufenthalts dichtete Rousseau zwei Oden, die teils von den Helden der Befreiungskriege, teils von den wichtigeren Ereignisse dieser Kämpfe handeln; Vf. bespricht die genannten Gedichte.

458. D o b o s s y, László: *Új francia könyvek* (Neue französische Bücher). In „Magyar Szemle“ Bd. 41 (1941). H. 2. S. 116—121.

Übersicht der jüngsten Ereignisse im französischen literarischen Leben und Darstellung der ersten Bemühungen nach dem großen Zusammenbruch.

459. D u k a Z ó l y o m i, Norbert: *A szlovák-magyar kulturális kapcsolatok lehetősége* (Die Möglichkeit der kulturellen Beziehungen zwischen der Slowakei und Ungarn). In „Láthatár“, 1941. H. 4. S. 55—57.

Die slowakisch-ungarischen kulturellen Beziehungen müssen erweitert werden, indem man die individuellen Bestrebungen zu allgemeinen macht.

- 459a. G á b r i e l, Astrik: *Magyarországi Sándor mester, a középkori Sorbonne tanára* (Meister Alexander von Ungarn, Professor an der mittelalterlichen Sorbonne). In „Archivum Philologicum“. Bd. 65 (1941). S. 22—40. Französischer Auszug.

Der in Italien so beliebte Augustiner-Orden gewann auch in Ungarn bereits im XIII. Jahrhundert schnell Boden; seine Glieder nahmen nicht nur auf dem Gebiete der Seelenführung, sondern auch in der Pflege der Wissenschaften eine führende Stellung ein. Schon nach ihrer Einbürgerung war es eins der wichtigsten Zielsetzungen der Ordensleiter, zu den Hochschulen in eine engere Beziehung zu treten. Im XIII. Jahrhundert wuchs

die gestige Führerschicht des Westens an der Hochschule zu Paris heran: so tauchte vor dem geistigen Auge unserer Augustiner das Bild von Paris auf, und das im Jahre 1300 zusammengetretene Kapitel sandte Alexander de Hungaria nach Paris, um dort die Magisterwürde zu erlangen. Alexander wurde bald, bereits 1303 „maitre régent“, d. h. öffentlicher Magister an der Sorbonne. Nicht nur sein Name blieb uns: in den Aufzeichnungen seines getreuen italienischen Schülers Prosper de Reggio, die in einem Manuskript der Vatikans-Bibliothek der Veröffentlichung harren, finden wir Bruchteile seiner Vorträge. Außer diesen verstreuten Gedanken kennen wir auch noch eine Predigt von ihm, die in der Predigtsammlung Nro. 3557. der Pariser Bibl. Nat. aufbewahrt ist.

460. G á l, István: *Babits szerepe a magyarországi angol műveltségben.* (Die Rolle Babits' in der Erschließung der englischen Bildungswerte). In „Erdélyi Helikon“, 1941. H. 11. S. 722—733.

Es gibt in der ungarischen Literatur keinen zweiten Dichter, der für die Erschließung der englischen Klassiker soviel geleistet hätte, wie M. Babits. Mit seiner Shakespeare-Übersetzung beginnt ein neuer Shakespeare-Kult in Ungarn. Besonders die Dichter und Schriftsteller der Viktorianischen Zeit standen ihm innerlich nahe. Vergleicht man Umfang und Wert seiner Übersetzungen aus der englischen Literatur mit denen von Ruutu, Wispianski, Capek, Stefanovitsch, Xefloudas und Stefan George, stellt es sich unzweifelhaft heraus, daß seine Tätigkeit nicht nur für die ungarische literarische Welt bedeutsam ist, sondern für ganz Mittel- und Osteuropa, ja für das ganze Europa schlechthin. Seine Bewunderung für den englischen Geist überschritt jedoch nie die Grenzen der Literatur.

461. G á l, István: *Szlovákia szellemi élete* (Geistesleben in der Slowakei). In „Erdélyi Helikon“, 1941. H. 10. S. 678—685.

Vf. gibt einen Überblick über die Ausrichtung der heutigen slowakischen Literatur auf das Ausland, sowie über die Ergebnisse der wissenschaftlichen und politischen Literatur, berichtet dann über die Tätigkeit einiger kultureller Institutionen und bespricht abschließend die Neuigkeiten der slowakischen Kunst und Literatur.

462. G á l, István: *Virginia Woolf.* In „Erdélyi Helikon“, 1941. H. 6. S. 395—398.

Charakteristik der Kunst der englischen Schiftstellerin auf dem Gebiete des Romans.

463. G á l d i, László: *Adalékok az oláh-újjörög irodalmi kapcsolatokhoz* (Beiträge zu den Beziehungen zwischen der rumänischen und der neugriechischen Literatur). In „Archivum Philologicum“. Bd. 65 (1941). S. 170—174. Französischer Auszug.

Vf. erwies bereits in zwei früheren Arbeiten, daß die Versformen der rumänischen Kunstdichtung eigentlich aufs Neugriechische zurückgehen, bezw. durch das Neugriechische vermittelt, italienischen Ursprunges sind. Die jetzt vorgelegten Belege dienen zur Ergänzung der früheren Aufsätze. I. Auf Grund der Textveröffentlichungen B. Theodorescus lenkt Vf. die Aufmerksamkeit darauf, daß die in der neugriechischen

Dichtung überaus beliebten fünfzehnsilbigen Jamben (δεκαπεντεσύλλαβος) in der 1831 entstandenen Heraclitus-Übersetzung D. J. Roset's, dem ersten rumänischen Versuch einer Übersetzung Corneilles, verwendet werden. II. N. A. Gheorghiu wies in der Zeitschrift „Viata Românească“ (1939) darauf hin, daß eine französische Prosaübersetzung des auf griechisch verfassten Gedichts Jenăchită Văcărescu's — des ersten Dichters der Walachei — in der Sammlung von P. A. Guys: „Voyage littéraire de la Grèce ou Lettres sur les Grecs anciens et modernes“ (1771) vorkommt. Das erwähnte Gedicht wurde auch in mehrere deutsche und französische Anthologien aufgenommen. Merkwürdig ist, daß der walachische Dichter nicht durch Verse in seiner Muttersprache, sondern durch ein Gedicht in griechischer Sprache dem gebildeten Westen nahegebracht wurde. Dadurch wird einesteils unter Beweis gestellt, daß die Rumänen aus der Walachei im XVIII. Jahrhundert gänzlich im Zeichen der griechischen Kultur lebten, anderenteils aber, daß zu dieser Zeit Westeuropa noch nicht geneigt war, den Rumänen literarische Versuche in eigener Sprache zuzumuten.

464. G á l d i, László: *Goga pesti évei és a „Luceafărul“* (Gogas Pester Jahre und die „Luceafărul“). In „Archivum Philologicum“, Bd. 65 (1941). S. 132—159. Französischer Auszug.

Die erste rumänische Zeitschrift erschien im Jahre 1829 in der Pester Universitätsdruckerei. 1865 erschien in Pest wieder eine Zeitschrift des Siebenbürger Rumärentums. Nach diesen bescheidenen Anfängen hat die „Luceafărul“, die dritte in Budapest erscheinende rumänische Zeitschrift, die 1902 zum ersten Mal erschien und ein größtenteils gutes literarisches Material brachte, eine große Bedeutung. Sie wurde redigiert von den Siebenbürgern Ciura und O. C. Tăslăuanu. Der weitblickende Tăslăuanu und die Mitglieder der „Luceafărul“-Bewegung kämpften im Grunde genommen für das Erreichen eines nationalen Traumes, doch bezogen sie die nötigen geistigen Waffen nicht aus dem intellektuellen Erbe ihres Volkes, sondern in erster Linie aus der ungarischen Kultur, aus der sie umgebenden ungarischen Kulturatmosphäre. Am klarsten wird das durch das Beispiel Gogas, des begabtesten Mitglieds der Pester Gruppe, bewiesen. Octavian Goga ließ sich im Jahre 1900 auf der philosophischen Fakultät der Pester Universität immatrikulieren. Er studierte Geschichte und Latein. Er machte fleißig seine Kolloquien aus ungarischer Geschichte, Kultur- und Literaturgeschichte, sodaß es keinen zweiten großen rumänischen Schriftsteller gibt, der die ungarische Wissenschaft in dem Maße wie er kennengelernt hätte. In Tăslăuanu gewann er sich einen treuen Freund und zugleich einen ständigen geistigen Antrieb. Um diese Zeit — wie es Tăslăuanu in seinen Memoiren berichtet — sympathisierte Goga geradezu mit der ungarischen Geistesart. 1903 begann er mit der Übersetzung der „Tragödie des Menschen“ von *Madách*. Dieses Werk trug auch viel zur Entwicklung seiner Begabung bei — wie es Tăslăuanu bezeugt. Er hat auch mehrere Gedichte Petőfis übersetzt. Er gesteht es selbst, daß er die Großen der Weltliteratur — mit Tăslăuanu zusammen — in ungarischer Übersetzung kennengelernt hatte. Somit erfolgte nicht nur die erste französisch-rumänische geistige Fühlungnahme durch ungarische Vermittlung, nicht nur die Psalmen von Béza und Marot gelangten

durch einen ungarischen Filter zu den Rumänen, nicht nur das Erwachen des lateinischen Selbstbewußtseins der Siebenbürger Rumänen schöpfte aus den Antrieben des ungarischen Humanismus, sondern auch am Anfang des XX. Jahrhunderts war es das Ungartum, das die Weltliteratur weiter nach Osten beförderte. Goga verließ im Sommer 1904 Budapest. Seine besten Gedichte hat er um diese Zeit bereits geschrieben, auch sein Gedichtbuch „Poezii“ erschien in Pest im Verlag der „Luceafărul“ (1905). Gogas geistige Anfänge und auch die Entwicklung seiner Begabung knüpfen sich an Budapest. Sogar die Literaturgeschichten von Jorga und von Lovinescu erwähnen den ungarischen Einfluß: sie weisen im Zusammenhang mit der Dichtung Gogas einerseits auf stilistische, andererseits auf verstechnische Einflüsse hin. Verf. erforscht vor allem die Rolle poetischer Faktoren (Rhythmus und Strophenbau), untersucht Gogas Strophen aufs eingehendste und beschäftigt sich mit den entsprechenden ungarischen Strophen. Er kommt auf das Ergebnis, daß Goga seine Laufbahn nicht unter der Wirkung der von Neuergeist erfüllten Gedichtbände *Adys* begonnen hat, es war vielmehr die elegisch-wehmutvolle ungarische Dichtung der Jahrhundertwende, die ihm den Antrieb gegeben hatte.

465. Halász, Gábor: *A végzet költője. Grillparzer születésének százötvenedik évfordulója* (Der Dichter des Schicksals. Zur hundertfünfzigsten Jahreswende der Geburt Grillparzers). In „Nyugat“, 1941. H. 4. S. 163—166.

Vf. gibt eine Lebens- und Werkanalyse des Dichters. Zeitgeist und Zeitgeschmack liessen ihn beinahe unberührt: sie glitten über ihn hinweg, ohne ihn kaum mit ihrem Hauch zu streifen. Nicht die romantische Sehnsucht war es, die in seinen klassizistischen Werken romantische Motive auftauchen ließ, und nicht aus Trotz griff er als Romantiker zu klassifizierenden Motiven; auch in seinen geschichtlichen Dramen ist nicht die Empörung, die Auflehnung spannend, sondern das Ausgleichen, die Versöhnung. Seine Seele füllen sanft dahinfließende Verse, die schön sind wie eine leise schwebende Musik; sein Haupttema ist der ewige Farbenwechsel der Liebe. In diese dem einstigen Österreich eigene, schlaife und barocke, schwüle Atmosphäre bringen jedoch die drohenden Blitze des Schicksals eine unerträgliche Spannung. Grillparzer, der ausgeglichene Beamte und träumerische Dichter wurde Jahrzehnte hindurch von dem Schreckensbild des unabwendbaren Schicksals verfolgt. Es trieb ihn nicht in den Wahnsinn — der ja doch eine Art von Entspannung gewesen wäre —, sondern begleitete ihn zäh und getreu auf allen seinen Lebenswegen und bewachte jeden seiner Gedanken, mit aller Lästigkeit und Schwere eines gewohnten und beständigen Druckes.

466. Halász, Gábor: *Balzac példája* (Das Vorbild Balzacs). In „Magyar Csillag“, 1941. H. 2. S. 80—85.

Eine Untersuchung über Balzacs dichterische Entwicklung und Stil. Balzac zeigt mustergültig den von allen Realisten zu befolgenden Weg: das Kleine soll unter dem Mikroskop betrachtet werden, damit es in sich die ganze große Welt darstelle.

467. Halász, Gábor: *Két évforduló. Tolsztoj és Hardy* (Zwei Jahrestage. Tolstoj und Hardy). In „Nyugat“, 1941. H. 2. S. 44—49.

Die beiden Namen stehen nicht nur aus Laune des Zufalls nebeneinander (der Tod Tolstojs jährt sich in diesem Jahr zum dreißigstenmal, die Geburt Thomas Hardys zum hundertstenmal), auch eine innige Wesensverwandschaft verbindet die zwei Dichter, obwohl sie unter ganz verschiedenen Verhältnissen gelebt haben. In beiden äußerte sich der epische Drang mit der bedrückenden Überlegenheit der Naturkräfte. Das Leben verliert in ihren Werken seine Alltäglichkeit, alles wächst ins Große, Gigantische; ihre Helden sind Träger eines übermenschlichen Schicksals. Beide hatten die Kraft, selbst den ausführlichsten, breitest ausgespannen Roman mit der dramatischen Wucht eines Aischylos zu durchdringen, und selbst in dem alltäglichsten Menschen den mythischen Helden zu erwecken, der den Zorn der Götter auf sich gezogen hat. Beide sind beinahe lächerlich abstrakt und zugleich dennoch erschütternd konkret. Ihre Thesen sind unhaltbar: die Art jedoch, wie sie diese verfechten, ist unwiderstehlich. Zwei weise und herbe Geise, verkünden beide von neuem die alte Lehre der großen Tragiker: der Weg zur Katharsis ist nicht der Erfolg, sondern der tragische Fall.

468. H a n k i s s, János: *Edgar Poe magyar dolgoiról* (Ungarisches bei Edgar Poe). In „Debreceni Szemle“, 1941. H. 10. S.244.

Besprechung der Erzählung: „Metzengerstein“ von Poe.

469. H o r v á t h, Henrik: *Goethe vagyoni viszonyai* (Die pekuniären Verhältnisse Goethes). In „Kelet Népe“, 1941. H. 1. S. 15—17.

469a) I l l y é s, Gyula: *Lermontov, a kor hőse* (Lermontov, der Held der Zeit). In „Nyugat“, 1941. H. 8. S. 493—495.

Nachruf, entstanden aus Anlaß des hundertsten Jahrestages von Lermontovs Tode, mit einigen ins Ungarische übersetzten Proben seiner Dichtung.

470. K a r d o s, Tibor: *Négy olasz regény* (Einige italienische Romane). In „Diárium“, 1941. H. 6. S. 145—147.

Das Interesse des ungarischen Publikums für die italienische Literatur nimmt ständig zu. Als Beweis dafür gibt Vf. einen Überblick über die italienischen Romane, die in letzter Zeit in ungarischer Sprache erschienen sind. (Verga, Bruno Ciccognani, Vittorio G. Rossi, Daniele Varè, in jüngster Zeit Massimo Bontempelli, Orio Vergani, Corrado Alvaro.)

471. K á z m é r, Ernő: *Jugoszláv irodalmi krónika. 40 éves a „Srpski Književni Glasnik“* (Szerb Irodalmi Hiradó) (Jugoslavische literarische Chronik. Der „Serbische Literarische Anzeiger“, *Srpski Književni Glasnik* besteht seit 40 Jahren). In „Láthatár“, 1941. H. 2. S. 32—34.

472. K á z m é r, Ernő: *Laza Kosztics. (Születésének századik évfordulója alkalmából.)* (Laza Kosztics. Anläßlich der hundertsten Jahreswende seiner Geburt.) In „Láthatár“, 1941. H. 5. S. 101—104.

Schilderung seiner schriftstellerischen Tätigkeit.

472a.) K ó s a, János: *Francia könyvek sorsa Magyarországon* (Französische Bücher in Ungarn). In „Archivum Philologicum“. Bd. 65 (1941). S. 66—72. Französischer Auszug.

Die französische Kultur wurde in Ungarn seit dem XVII. Jahrhundert immer verständnisvoll aufgenommen: die französischen Bücher wurden von einem stets zunehmenden Publikum gerne gelesen und nur die staatliche Bücherzensur bereitete ihrer Verbreitung Hindernisse. Die Verzeichnisse der verbotenen Bücher (*Catalogus prohibitorum librorum*) geben uns Aufschluß über die Sorgfalt, mit der von seiten der amtlichen Behörden die Einfuhr der französischen Bücher überwacht wurde. Im XVIII. Jahrhundert sind es besonders die beliebten Werke der galanten Literatur, die verboten sind, sowie zahlreiche Schriften der ebenfalls sehr populären religiösen Literatur; als dritte, weniger umfangreiche Gruppe gesellt sich zu diesen die der Werke im Dienste der Aufklärungsphilosophie. Voltaire wurde dennoch berücksichtigt: sein Werk: „*Essai sur les moeurs*“ durfte z. B. eingeführt werden. Von besonderer Wichtigkeit ist, daß Ungarn die französische Kultur nicht nur aufnahm, sondern auch weitergab: die völkischen Minderheiten lernten die französischen Bücher ebenfalls in Ungarn kennen (so z. B. der aus dem Banat stammende Paul Julinátz).

473. K o s z t o l á n y i, Dezső: *Shakespeare hitvallása* (Das Glaubensbekenntnis Shakespeares). In „Nyuugat“, 1941. H. 5. S. 201—203.

Die Übersetzung des Shakespeareschen „Wintermärchens“ bietet Kosztolányi Gelegenheit sich über das Glaubensbekenntnis des großen Dramatikers auszusprechen: Shakespeare glaubte an die Kunst, die den Menschen über alle irdischen Gesetzmäßigkeiten erhebt und ihn erlöst.

474. K o v á c s, János: *Az új német költészet alapvonalai* (Grundzüge der neuen deutschen Dichtung). In „Erdélyi Helikon“. 1941. H. 5. S. 299—304.

Vf. erörtert Fragen der deutschen „volkhafte Dichtung“; die dieser zugrundeliegende weltanschauliche Wandlung und Theorie und charakteristische Merkmale (Dichtungsarten, Themenkreise) der neuen volkhafte Gemeinschaftsdichtung.

475. K o z m a, Antal: *Pázmándy, Saissy, Riedl és a magyar szellemi élet francia szócsove* (Pázmándy, Saissy, Riedl und das französische Organ des ungarischen geistigen Lebens). In „Debreceni Szemle“, 1941. H. 6. 138—144.

Dénes Pázmándy (1848—1936), Politiker, Schriftsteller und Journalist, begründete im Jahre 1880. die französische Wochenschrift „Gazette de Hongrie“, damit das französische Publikum sich über die ungarischen Verhältnisse unmittelbar, aus sicherer Quelle unterrichten könne. Ein eifriger Mitarbeiter, später Schriftführer dieser Zeitschrift war Amédée Saissy (1844—1901), französischer Dozent an der Budapester Universität; auch Frigyes Riedl, damals ord. öff. Professor der ungarischen Literaturgeschichte in Budapest, stellte seine Kräfte als Mitarbeiter in den Dienst des französisch-ungarischen Kulturaustausches.

476. L u k á c s, Gáspár: *Zola tanulsága* (Die Lehre aus Zola). In „Magyar Kultúra“, 1941. H. 2. S. 19—20.

Vf. weist auf die Prophezeiungen und Ermahnungen Zolas hin, die mit der Vermehrung der Franzosen in Zusammenhang waren. Zugleich wollte er aber die Institution der Ehe mit jedem schriftstellerischen Mittel beschmutzen und, wenn möglich, vernichten.

477. Nagy, Iván: *Lermontov*. In „Budapesti Szemle“. Bd. 261 (1941). S. 29—44, 135—144.

Vf. schildert die Grundzüge des Schaffens und Lebens von Lermontov.

478. Némethy, Lajos: *Hanns Johst. (Költő a kor áramában.)* (H. Johst. Ein Dichter im Strome der Zeit.) In „Debreceni Szemle“, 1941. H. 8. S. 173—180.

Vf. bespricht das dichterische Werk Johsts und weist zunächst besonders auf die Bedeutung seiner Dramen hin; dann beleuchtet er den ideellen und weltanschaulichen Hintergrund seines Schaffens und betont die hohe Bedeutung der Dichtung, die, aus der völkischen Gemeinschaft entsprungen, eben dieser Gemeinschaft dient.

479. Németh, László: *Grillparzer a magyarokról* (Grillparzer über die Ungarn). In „Kelet Népe“, 1941. H. 7. S. 7—8.

Grillparzer hatte ein wohlerworbenes Recht zur Beurteilung anderer Völker, so auch zu der der Ungarn: das Deutschtum hatte keinen strengeren Kritiker als ihn. Als idealistischer Anhänger und Theoretiker des Habsburgerreichs sprach er auch über uns Ungarn sein Urteil aus. Grillparzer sah im Ungarn nur Eitelkeit, wir können jedoch den Mangel an Verständnis bei ihm beanstanden.

480. Országh, László: *Huxley, az utópista* (Huxley, der Utopist). In „Magyar Szemle“, Bd. 41 (1941). H. 1. S. 48—54.

Vf. schildert in großen Zügen die schriftstellerische Entwicklung H.-s.

481. Pappné Tarcsay, Gizella: *A bolgár hajdúköltészet* (Die bulgarische Haiduckendichtung). In „Láthatár“, 1941. H. 12. S. 311—315.

Die Haiduckendichtung ist ein umfangreiches Gebiet der bulgarischen Volkspoesie. Sie ist unter den — für die Freiheit ihres Vaterlandes kämpfenden — Haiducken entstanden und wird durch einen frischen Ton, gepaart mit Naturnähe, und durch Motive, die die Sorge um das Vaterland ausdrücken, gekennzeichnet.

482. Pukánszky, Béla: *Magyar-szász művelődési kapcsolatok* (Kulturelle Beziehungen zwischen Ungarn und Sachsen). In „Erdélyi Helikon“, 1941. H. 6. S. 363—372.

Bei der Untersuchung der ungarisch-sächsischen kulturellen Beziehungen müssen wir zwei Tatsachen vor Augen halten: einerseits diese, daß die vorherrschende Tendenz der Entwicklung des Sachsentums die enge Verbindung zu Deutschland und der immer zunehmende Wunsch nach Isolierung geblieben ist, andererseits hat das Zusammenleben mit den Ungarn in Siebenbürgen, das Jahrhunderte alt ist, natürliche Beziehungen entwickelt. Die mittelalterlichen Aufzeichnungen sprechen bereits von

diesem Verkehr, doch sind kulturelle Beziehungen im engeren Sinne zwischen Sachsen und Ungarn erst seit dem Humanismus in ununterbrochener Folge zu beobachten. Vf. zählt nachher jene Angaben auf, die das ständige Vorhandensein der ungarisch-sächsischen kulturellen Beziehungen hauptsächlich als Folge der gemeinsamen geschichtlichen Lage darstellen.

483. R u g g i e r o, Giuseppe: *Olaszország hatása a szlovén műveltségre* (Die Wirkung Italiens auf die slowenische Kultur). In „Láthatár“, 1941. H. 7. S. 172—175.

Durch viele Daten wird bewiesen, daß die italienische literarische Kultur im Laufe der Jahrhunderte auf die slowenische Kultur eine große Wirkung ausgeübt hat. Die beiden Nachbarvölker wurden durch mannigfaltige geistige Beziehungen mit einander verbunden, und auch die gemeinsame Religion trug zur gegenseitigen Annäherung wesentlich bei. Sie ergänzen sich auch geographisch und auf wirtschaftlichem Gebiete.

484. S e m j é n, Gyula: *Maupassant*. In „Magyar Kultúra“, 1941. H. 1. S. 8—9.

485. S u p k a, Géza: *Hősi ének Dzsangár-kánról* (Das Heldenlied über Khan Džangar). In „Budapesti Szemle“. Bd. 261 (1941). S. 445—488.

Vf. gibt nach einer Einleitung über die den mittelasiatischen Heldenliedern zugrundeliegenden geschichtlichen Ereignissen die ungarische Versübersetzung des sogenannten Džangar-Liedes über den Khan Džingis. (Eine deutsche Prosaübersetzung wurde von Franz v. Erdmann 1857. veröffentlicht.)

486. S z i r m a i, Károly: *Jankulov Vladisláv halálára* (Nachruf auf Jankulov Wladislaw). In „Láthatár“, 1941. H. 12. S. 325—328.

Gedenkzeilen über den serbischen Übersetzer der „Tragödie des Menschen“ von *Madách*.

487. T a u s z i g, Mária: *Järventaus Arvi, a magyarbarát finn író* (Der finnische Schriftsteller Järventaus Arvi, ein Freund von Ungarn). In „Kelet Népe“, 1941. H. 18. S. 16—17.

488. V á n d o r, Gyula: *Vázlatok a mai horvát szellemi életéről* (Skizzen über das heutige kroatische geistige Leben). In „Sorsunk“, 1941. H. 3. S. 208—218.

Es kann für die Ungarn nicht gleichgültig sein, was drüben bei den Nachbarn geschieht. Durch die objektive und unvoreingenommene Beschäftigung mit dem Kroatentum können wir auch in Bezug auf die Lösung unserer eigenen Probleme, in Bezug auf unser eigenes Schicksal und auch hinsichtlich der zukünftigen Entwicklung interessante und nützliche Lehren ziehen. Von diesem Standpunkt aus überblickt Vf. die Spannung und Probleme des kroatischen geistigen Lebens.



Geschichte des Deutschtums in Ungarn (*K. Mollay*) 127

Die Gestaltung des ungarischen Rechts in den zwanzig Jahren nach dem
Friedensvertrag von Trianon (*E. Szebenyi*) 138

Werbőczy, ein moderner Mensch an der Schwelle der Neuzeit (*J. Hegedüs*) 149

Kriegswirtschaft und Strafrecht (*Z. Csanádi*) 152

Ursprung des Völkerrechts (*G. Péterffy*) 159

Die neueste ungarische Literatur über Familienrecht (*I. Arató*) 161

II. Tell. Bibliographie.

Liste der bearbeiteten Zeitschriften (1*) 174

 I. Theologie, Religion (3*) 175

 II. Philosophie (13*) 185

 III. Psychologie, Pädagogik (25*) 197

 IV. Sprachwissenschaft (33*) 205

 V. Klassische Philologie (57*) 229

 VI. Literaturgeschichte (61*) 233

 A) Literaturwissenschaft (61*) 233

 B) Bibliographie, Bibliothekswissenschaft (72*) 244

 C) Ungarische Literaturgeschichte (80*) 252

 D) Literaturgeschichte der germanischen, romanischen und
 anderen Völker (104*) 276

LITTERARIA HUNGARICA

Bibliographische Vierteljahrschrift, herausgegeben vom Landesverbande der Ungarischen Wissenschaftlichen Gesellschaften und Institute. Erscheint jährlich in vier Heften. Die letzte Zeitschriften-schau der „Ungarischen Jahrbücher“ erschien in 1937: das von 1938 bis 1940 ausgebliebene Material wird nach Möglichkeit später bearbeitet werden. Es sei noch bemerkt, dass der naturwissenschaftliche Teil der Auszüge in der Zukunft wegbleiben wird, weil auf diesem Gebiete regelmässig erscheinende deutschsprachige Referate vorhanden sind.